

HEYNE <

Deutsche Erstausgabe

ALEX BERENSON

NETZWERK DES TODES



THRILLER

Alex Berenson

Netzwerk des Todes

Roman

IMPRESSUM

Die Originalausgabe

THE GHOST WAR

erschien 2008 bei G. P. Putnam's Sons, New York

Verlagsgruppe Random House

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2009

Copyright © 2008 by Alex Berenson Copyright © 2009
dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagfoto: © mauritius images/Nonstock

eISBN : 978-3-641-02590-8

www.heyne.de

www.randomhouse.de

Buch

Kaum hat sich der CIA-Agent John Wells von seiner letzten Mission erholt, wartet schon der nächste Auftrag auf ihn: Das Erstarken der Taliban in den Auseinandersetzungen mit den amerikanischen Truppen lässt die Vermutung zu, dass eine fremde Macht die Terroristen unterstützt. Wells reist nach Afghanistan, aber was er dort entdeckt, übertrifft seine schlimmsten Befürchtungen. Unterdessen stellt die CIA fest, dass sich ein Spion in ihren Reihen befindet, der die geplante Entführung des obersten nordkoreanischen Nuklearwissenschaftlers vereitelt. Und auch mit China droht für die USA eine Krise ungeahnten Ausmaßes. Die Situation droht außer Kontrolle zu geraten ...

Alex Berenson versteht es wie kein Zweiter, aus den terroristischen Bedrohungen der heutigen Zeit dank authentischer Details ein Romanszenario zu entwickeln, das gleichwohl dramatisch wie plausibel ist.

Autor

Alex Berenson machte 1994 seinen Abschluss in Geschichte und Ökonomie an der Yale University. Seit mehreren Jahren arbeitet er als Reporter für die *New York Times*, für die er unter anderem von der Besetzung des Iraks als auch der Hochwasserkatastrophe in New Orleans berichtete. Für seinen Debütroman *Kurier des Todes* wurde er mit dem renommierten Edgar-Award ausgezeichnet. Alex Berenson lebt in New York City.

Für meine Eltern Ellen und Harvey

*Lasst China schlafen -
wenn es erwacht, erbebt die Welt.*

Napoleon

*Seien Sie subtil! Und nutzen Sie Ihre Spione
für jede Art des Geschäftes.*

Sunzi, Die Kunst des Krieges

Teil 1

1

Inch'on, Südkorea

Während Ted Beck in westlicher Richtung über den verrottenden Pier schlenderte, sah er durch seine rundum abgeschirmte Oakley-Sonnenbrille mit zusammengekniffenen Augen in die Spätnachmittagssonne. Sein Schatten verfolgte ihn auf den zersplitterten Planken. Beck war allein und bewegte sich ohne jede Eile. Weil er frühzeitig eingetroffen war, war von dem Boot, das er hier treffen sollte, noch nichts zu sehen.

Schließlich erreichte er das Ende des Docks. Hier, am östlichen Rand des Gelben Meeres, dümpelte der Müll aus drei Ländern – aus China und den beiden koreanischen Staaten – im trüben Wasser. Über ihm zogen Möwen ihre Kreise und tauchten gelegentlich einem Fisch hinterher, dem es irgendwie gelungen war, in diesem Hafen zu überleben. Die Luft war schwer vom Rauch der Schiffe, die tagtäglich in Inch'on anlegten, um Autos und Fernsehgeräte für die USA zu laden. Die Sonne hatte den Qualm zu einem braunen Smog verdichtet, der Beck in der Kehle brannte und in ihm den Wunsch nach einer Zigarette weckte.

Er zog ein Päckchen Camel Lights aus der Tasche und zündete sich eine an. Seit Jahren versuchte er, sich das Rauchen abzugewöhnen. Aber wenn er sich für Missionen wie diese meldete, welchen Sinn hatte das dann? Er rauchte langsam, und als die Zigarette abgebrannt war, schnippte er die Kippe ins Wasser. Sie wirbelte um die eigene Achse, ehe sie sich im Hafen zu der leeren OB-Bierdose und den Kondomverpackungen gesellte.

Dann hörte er das tiefe Grollen eines Bootsmotors.

Inch'on war ein Industriehafen, der etwa achtzig Kilometer westlich von Seoul und einige Kilometer südlich der demilitarisierten Zone lag, jenes fünf Kilometer breiten Streifens, der Nord- und Südkorea trennte.

Während des Koreakriegs war General Douglas MacArthur hier gelandet und hinter die nordkoreanischen Linien vorgedrungen, um den Vormarsch des Kommunismus zu stoppen. MacArthur, der gewiss nicht

zur Untertreibung neigte, schätzte, dass die Chancen für das Gelingen dieser Operation bei eins zu fünftausend standen.

Die Landung sollte sein letzter großer Erfolg als Kommandeur sein. Ein Jahr später entband ihn Truman wegen Insubordination von seinem Kommando, sodass er unehrenhaft entlassen in die USA zurückkehrte. Hier jedoch stand noch immer eine Statue von ihm auf einem Hügel, nicht weit entfernt von diesem Pier. Mit dem Fernglas in der Hand hatte der General auf das Gelbe Meer hinausgeblickt, das China und die koreanische Halbinsel voneinander trennte. An diesem Nachmittag würde Beck auf demselben Gewässer zu einer Mission aufbrechen, die zwar kleiner war als MacArthurs Angriff, aber keineswegs weniger gefährlich.

Das Grollen des fernen Bootsmotors wurde lauter. Beck zog aus der Hose eine Brieftasche – ein altes Stück aus Rindsleder –, die ihn durch zweiunddreißig Länder und drei Kämpfe gegen Aufständische begleitet hatte. Sie enthielt weder einen Identifikationsnachweis noch einen Pass, sondern lediglich Geld – acht druckfrische Einhundertdollarscheine, dreitausend chinesische Yuan und eine Million koreanische Won. Insgesamt etwa dreitausend Dollar. Und drei Fotos: eines von seiner Frau und je eines von seinen beiden Söhnen. Er nahm die Fotos heraus und küsste sie.

Dann hielt er sie in die Flamme seines Feuerzeugs und sah zu, wie sie verbrannten. Er hielt die Fotos so lange fest, bis die Flammen seine Finger anzusengen drohten und er sie fallen lassen musste. Die Überreste schwebten auf das Wasser hinunter und trieben davon.

Beck führte dieses Ritual vor jeder Mission aus, einerseits, weil es praktisch war, andererseits aus Aberglauben. Wenn man ihn schnappte, würden die Fotos seinen Häschern einen psychologischen Vorteil bringen. Dass er mit dem Verbrennen der Fotos die Gefährlichkeit seiner Mission akzeptierte, war jedoch wichtiger. Sobald er zurückkehrte, würde er wieder neue Fotos in die Brieftasche stecken. Bis zum nächsten Mal.

Die Botschaft war vor zwölf Tagen bei einer Nachrichtenstelle des Geheimdienstes in Camp Bonifas eingetroffen, das knapp an der demilitarisierten Zone lag. Die sechshundert Amerikaner und Südkoreaner, die in Bonifas stationiert waren, standen Tag und Nacht in

Bereitschaft. Sie wussten, dass sie als Stolperdraht für die gesamte Welt fungierten, sollte die nordkoreanische Armee die demilitarisierte Zone überschreiten. Während sie warteten, überwachten sie die Ätherwellen im Norden und suchten nach codierten Botschaften von amerikanischen Spionen jenseits der Grenze.

Für die Officer der Nachrichtenstelle in Bonifas war die Botschaft nur ein unverständliches Kauderwelsch, eine zweiundzwanzig Sekunden lange Aneinanderreihung von Einsen und Nullen. Aber sie wussten, dass sie etwas zu bedeuten hatte, denn sie kam auf einer Kurzwellenfrequenz, die für Botschaften höchster Priorität reserviert war. Sie schickten die Ziffernfolge rund um den Erdball nach Fort Meade in Maryland, wo sich das Hauptquartier der National Security Agency befand. Von Fort Meade aus unternahm die mittlerweile decodierte Botschaft eine kürzere Reise quer über den Potomac in ein Büro im siebenten Stock des CIA-Hauptquartiers.

Dort veranlasste sie Vinny Duto, den Direktor der CIA, einige uncodierte Flüche auszustoßen. Denn die Botschaft war kurz, einfach und alles andere als willkommen. Ihr Verfasser wollte die Demokratische Volksrepublik Korea, jenes landesweite Gefängnis, das man allgemein Nordkorea nannte, verlassen – und zwar sofort oder noch früher.

Der eigentliche Name des »Verfassers« – wie ihn die Amerikaner nannten – lautete Sung Kwan. Dr. Sung Kwan. Er war Atomphysiker und arbeitete als Wissenschaftler am Nuklearprogramm Nordkoreas, was ihn zum wichtigsten Kapital der USA in Nordkorea machte. Die Beschreibung »Kapital« war etwas klinisch für Sung, denn immerhin war er ein Mensch und kein Spionagesatellit oder eine gut platzierte Wanze. Aber sie passte trotzdem. Denn Sung hatte den USA den genauen Ort genannt, an dem die Nordkoreaner ihre Atomwaffen lagerten – und diese Information war unbezahlbar.

Die meisten Analytiker außerhalb der CIA vermuteten, dass Nordkorea seine Atombomben in tiefen Höhlen in der nordöstlichen Ecke der koreanischen Halbinsel verbarg, um sie vor amerikanischen Luftangriffen zu schützen. Sie irrten. Tatsächlich bewahrte man sie in einem Lagerhaus am Stadtrand von Pjöngjang auf, der Hauptstadt Nordkoreas. Denn Nordkoreas geliebter Führer Kim Jong Il wollte sie in seiner Nähe haben, unter dem Schutz desselben Armeeregiments, das

auch über seine persönliche Sicherheit wachte.

Nun beobachteten die USA dieses Lagerhaus rund um die Uhr über ihre Satelliten. Und auf der USS *Lake Champlain*, einem Raketenkreuzer im japanischen Meer, war ein Dutzend Tomahawk-Raketen auf das Gebäude gerichtet. Sollte der Befehl dazu erteilt werden, konnten die Tomahawks das Lagerhaus innerhalb weniger Minuten in Trümmer legen. All dies verdankte man Sung. Und jetzt bat er um eine Sofortexfiltration. Kein Wunder, dass Vinny Duto verärgert war.

Der Verfasser war ein vorsichtiger Spion. Er hatte sich nur dreimal mit amerikanischen Agenten getroffen und dies jeweils in Pakistan, außerhalb der orwellschen Überwachung der nordkoreanischen Geheimpolizei. Abgesehen davon hatte er mit der CIA ausschließlich per Kurzwellenfunk kommuniziert. Irgendetwas musste jetzt schiefgegangen sein. In seiner Nachricht sagte Sung lediglich, dass er um seine Sicherheit fürchte und glaube, Nordkorea verlassen zu müssen. Eine weitere Erklärung gab er nicht ab. Er werde am Dreizehnten des Monats um 11.30 Uhr bei Treffpunkt D sein, sagte er.

In Langley versuchten die Officer am Nordkorea-Tisch, die Ursache für Sung's Hilferuf zu ergründen. Warum wusste er, dass er in Gefahr war? Hatte er einen Fehler begangen, hatte er sich irgendwie verraten? War er vernommen worden? Hatte man ihn vielleicht schon verhaftet und irgendwo angekettet, bis er verrottete? In diesem Fall war sein Hilferuf nichts als eine Falle. Ein SOS von einem Mann, der bereits untergegangen war, bedeutete nichts anderes, als dass man seine Retter in einen Hinterhalt locken wollte.

Die CIA antwortete Sung mit einer eigenen Botschaft, die ebenfalls über Kurzwelle übertragen wurde, und fragte nach näheren Einzelheiten. Aber Sung antwortete nicht. Während die Tage vergingen, blieb es in der Lauschstation in Bonifas still.

Schließlich bestimmte Duto, dass die Agency ein Team zu Treffpunkt D schicken musste. Ohne den endgültigen Beweis, dass die Botschaft eine Falle war, durfte Langley Sung's Hilferuf nicht ignorieren. Die Agency versprach ihren Spionen immer, dass sie für sie da sein werde, wenn sie Hilfe bräuchten. Dieses Versprechen war sowohl eine moralische

Verpflichtung als auch ein Mittel, um Spione anzuwerben. Jeder Spion wollte daran glauben, dass sein Führungsoffizier sein Risiko mit ihm teilte.

Deshalb gingen drei Mann nach Nordkorea. Beck, der Anführer der Gruppe, war ein ehemaliger Navy Seal und nun ein hochrangiger Officer in der Einheit für Spezialoperationen der CIA. Ihn begleitete Seth Kang, ein koreanisch-amerikanischer Geheimagent, der früher bereits erfolgreich nach Nordkorea vorgedrungen war, und Choe Gu, ein Lieutenant einer südkoreanischen Spezialeinheit, die den amerikanischen Seals entsprach. Jeder von ihnen wusste, welche Gefahren diese Mission barg. Aber sobald sie begriffen, wie viel auf dem Spiel stand, konnten sie nicht Nein sagen.

Selbst wenn es sich nicht bewegte, sah das Phantom-Speedboot schnell aus. Es war matt schwarz, schmal und lang und besaß einen pfeilförmigen Rumpf, der in einer messerscharfen Spitze auslief. Dieser Typ des Zigarettenboots wurde von Schmugglern und Drogenkurieren gern für schnelle Trips auf ruhiger See verwendet. Anstelle des offenen Decks, wie es die meisten Zigarettenboote besaßen, wurde das Cockpit des Phantom-Bootes von einer Kabine umschlossen, auf der mehrere kleine Mikrowellenschüsseln montiert waren. Die Fenster bestanden aus fünf Zentimeter dickem kugelsicheren Glas. Um seine Reichweite zu erhöhen, war das Phantom-Boot mit drei Benzintanks ausgestattet, die insgesamt zweitausenddreihundert Liter fassten. Als weitere Schutzmaßnahme war der Rumpf mit Kevlar überzogen. Trotz des zusätzlichen Gewichts erreichte das Boot bei voller Kraft eine Geschwindigkeit von siebzig Knoten, was es den beiden Mercury-Motoren verdankte, die jeweils eine Leistung von sechshundertfünfzig PS erbrachten.

Langley hatte Beck bei der Durchführung von Sungs Exfiltration freie Hand gelassen. Ein Hubschrauber kam nicht infrage, denn die Nordkoreaner unterhielten an der Küste im Abstand weniger Kilometer Radarstationen. Zunächst hatte Beck an einen Fischkutter gedacht, ehe er sich für das Phantom-Boot entschied. Das Boot war auf dem Radar praktisch unsichtbar und aufgrund der überdimensionalen Auspufftöpfe

der Mercury-Motoren überraschend leise. Und sollten sie tatsächlich von den Nordkoreanern erwartet werden, bot ihnen ein Schnellboot zumindest eine kleine Chance, davonzukommen.

Beck hatte jedoch nicht erwartet, das Phantom-Boot so schnell zu bekommen. Üblicherweise war das Boot neuntausendsechshundert Kilometer entfernt in Miami stationiert, wo es die CIA und die amerikanische Drogenbehörde einsetzten, um die Drogenkuriere in der Karibik zu erwischen. Aber Langley hatte das Unmögliche möglich gemacht. Die Agency hatte ein Transportflugzeug gechartert und das Boot vor drei Tagen eingeflogen. Die Maschine war auf der Osan Air Base außerhalb von Seoul gelandet, um die lästigen koreanischen Zollbeamten zu umgehen.

Beck und seine Männer waren zwei Nächte lang im Gelben Meer unterwegs gewesen, um die Eigenheiten des Phantom-Schnellbootes kennenzulernen. Das Boot schien fliegen zu wollen. Sobald man den Fahrhebel nach vorn drückte, lief der Motor hoch und hob sich die Nase des Bootes vom Wasser.

Beck hoffte, dass sie in dieser Nacht nicht an die Leistungsgrenzen des Bootes gehen mussten.

Um 17 Uhr, pünktlich auf die Minute, legte das Phantom-Boot am Dock an. Beck sprang an Deck und ging in das Fahrerhaus. Unter seinen Füßen fühlte er, wie das Boot leicht schwankte. In der Kabine umfing ihn kühle Luft, eine wahre Erleichterung nach dem Smog von Inch'on, und die getönten Scheiben schützten vor der Sonne. Beck ließ seine Sonnenbrille in die Jackentasche gleiten. Dabei stieß er mit den Fingern an den Plastikbeutel, den er am Morgen vom Leiter der Station in Seoul erhalten hatte.

Bevor sie vom Dock ablegten, würde er Choe und Kang sagen, was er in diesem Beutel bei sich trug. Sie verdienten es, das zu erfahren. Sie verdienten es, selbst zu wählen.

Kang saß auf dem Fahrersitz und scrollte durch Satellitenfotos von Treffpunkt D, dem Ort, an dem sie den Spion aufnehmen sollten. Nördlich der demilitarisierten Zone verbreiterte sich die koreanische Halbinsel und stieß nach Westen in das Gelbe Meer Richtung China vor.

Treffpunkt D lag auf einem Landstrich etwa einhundertsechzig Kilometer nordwestlich von Inch'on. Im Gegensatz zu seinem südlichen Nachbarn war Nordkorea noch wenig entwickelt. Die Satellitenfotos zeigten unberührte Wälder auf den Hügeln rund um die Bucht. Haeju, die nächste größere Stadt, lag achtzig Kilometer entfernt im Osten. Die nächste Bahnverbindung lag wenige Kilometer östlich und führte in eine Stadt namens Sogangni, wo Sungs Eltern lebten, was ihm einen guten Vorwand für seine Reise lieferte.

Niemand wusste, wie Sung zum Treffpunkt gelangen würde. Seine Botschaft an Camp Bonifas hatte lediglich seinen Notfallcode, den Treffpunkt, das Datum und die Zeit enthalten. Beck nahm an, dass er den Zug bis Sogangni genommen hatte und den Rest der Strecke zu Fuß zurückgelegt hatte. Privatautos gab es in Nordkorea kaum.

Beck und seine Männer würden pünktlich um 23.30 Uhr am Treffpunkt einlangen und eine einzige rote Signalleuchte abfeuern. Danach würden sie dreißig Minuten warten. Sollte der Mann nicht kommen, würden sie umkehren und es fünf Tage später erneut versuchen. Falls Sung auch zu diesem Treffen nicht erschien, würden sie annehmen, dass er seine Meinung geändert hatte – oder ermordet worden war -, und auf neue Nachricht warten.

»Eine einfache Sache«, hatte Kang vor zwei Tagen gemeint, als Beck die Operation erklärte. »Was könnte schiefgehen?«

Eine Antwort auf diese Frage erübrigte sich. Zuallererst beanspruchte Nordkorea die Hoheit über das Gelbe Meer weit über die durch internationales Recht anerkannte Hoheitsgrenze von zwölf Seemeilen hinaus. Und obwohl es der nordkoreanischen Marine an Treibstoff mangelte, patrouillierten ihre Schiffe immer noch bis zu achtzig Kilometer südlich von Inch'on. Sie waren berechtigt dafür, auch auf Fischkutter zu feuern, die das Pech hatten, ihren Weg zu kreuzen. Auf der Fahrt zum Treffpunkt musste das Schnellboot diesen Kordon durchbrechen. Zudem hatte man entlang der Küste Artilleriegeschütze aufgestellt, und zu den alten Minenfeldern aus dem Koreakrieg waren neue gekommen. Einem echten Kriegsschiff konnten sie vermutlich nichts anhaben, aber das Schnellboot würden sie ohne Probleme durchschlagen.

Ganz zu schweigen von der Möglichkeit, dass die Nordkoreaner Sung

längst gefangen genommen und einen Hinterhalt für sie vorbereitet haben könnten. Mithilfe der NSA hatte Langley alles Menschenmögliche unternommen, um sicherzugehen, dass das Schnellboot nicht direkt in eine Falle steuerte. Während der gesamten letzten Woche hatten Spionagesatelliten die Gewässer rund um den Treffpunkt überwacht, um Überflüge der nordkoreanischen Luftstreitkräfte oder ungewöhnliche Aktivitäten der Marine ausfindig zu machen. Bisher hatten die Satelliten jedoch nichts aufgespürt.

Mittlerweile hatten das Pentagon und die CIA versprochen, dass die Air Force und die Navy alles unternehmen würden, um das Schnellboot zu retten, falls es in Schwierigkeiten geriete.

Chinook-Rettungshubschrauber und F-16-Jets warteten in Osan für den Fall, dass Beck um Hilfe rief. Ein weiterer Hubschrauber stand an Bord der USS *Decatur* bereit, eines Zerstörers, den die Navy in das Gelbe Meer verlegt hatte.

Aber Beck wusste, dass sie nicht auf Rettung hoffen durften, wenn etwas in Küstennähe schiefging. Die Hubschrauber hatten strikte Anweisung, nicht das nordkoreanische Hoheitsgebiet zu verletzen. Pjöngjang würde ein amerikanisches Vordringen in seinen Luftraum als Kriegshandlung werten. Und jetzt, wo der Norden über Atomwaffen verfügte, durfte Washington ihn nicht unnötig reizen.

Außerdem war das Phantom-Schnellboot entbehrlich. Es trug weder amerikanische Abzeichen noch eine sonstige Kennung. Sollte es den Nordkoreanern in die Hände fallen, würden die USA und Südkorea abstreiten, überhaupt davon zu wissen. Beck und seine Männer mussten weit jenseits der Zwölf-Meilen-Zone sein, vermutlich sogar mehr als fünfzig Meilen von der Küste Nordkoreas entfernt, um auf Hilfe hoffen zu dürfen. Solange sie sich in Küstennähe aufhielten, waren sie auf sich allein gestellt.

Dass sie die Fahrt nicht blind unternehmen mussten, war die gute Nachricht. Denn das Phantom-Schnellboot war sowohl mit militärischen als auch handelsüblichen zivilen Instrumenten ausgestattet, zu denen auch ein GPS-Empfänger zählte, der ihnen ihre aktuelle Position mit einer Genauigkeit von einem Meter angab. Der Empfänger war mit einer

Software verknüpft, die Kartenmaterial über die Topografie jedes größeren Gewässers weltweit besaß. Durch diese Kombination konnte Kang als Navigator ihren Kurs in Echtzeit mitverfolgen.

Gleichzeitig verband ein Satellitentransceiver das Boot mit dem verschlüsselten Radarsystem einer E-2 Hawkeye, die über dem Gelben Meer kreiste. Das Frühwarnflugzeug war mit einem APS-145-Radar ausgestattet, das Hunderte von Booten und Flugzeugen in einem Umkreis von einhundertsechzig Kilometern rund um den Treffpunkt beobachten konnte. Mithilfe des APS-145-Radars konnte das Phantom-Schnellboot feindlichen Booten ausweichen, ohne fürchten zu müssen, durch die Verwendung seines eigenen Radarsystems entdeckt zu werden. Beck wollte alles Menschenmögliche unternehmen, um unsichtbar zu bleiben. Sobald sie in ein Feuergefecht verwickelt wurden, waren sie verloren. Sie hatten keine Chance, die nordkoreanische Marine durch Feuerkraft zu schlagen.

Beck hatte deshalb auch das Maschinengewehr Kaliber.50 abmontiert, mit dem das Schnellboot bei seiner Ankunft in Osan ausgestattet war, und durch zwei kleine Rettungsinseln ersetzt. Die eine war eine Zodiac, ein aufblasbares Boot mit flachem Kiel und einem kleinen Außenbordmotor, das mit Frischwasser, einer Erste-Hilfe-Ausrüstung und einer Harpune ausgerüstet und mit einem Haken am Rumpf des Schnellbootes befestigt war. Die zweite Rettungsinsel war weniger beeindruckend. Sie war bloß ein eineinhalb Meter großes Schlauchboot, das wie ein Ersatzreifen an der Fahrerkabine hing und statt eines Motors ein paar Paddeln besaß.

Abgesehen von den beiden Rettungsinseln hatten Beck, Kang und Choe nur wenig Überlebensausrüstung mitgebracht. Jeder hatte einen Satz Kleidung zum Wechseln bei sich, falls sie doch im Wasser landen sollten, und einen persönlichen Transceiver, bei dem es sich um eine verstärkte Version jenes Ortungsgeräts handelte, das von Schiffahrern verwendet wurde. Dieses Gerät würde ein Signal aussenden, dem die Chinook-Hubschrauber folgen konnten. Die Männer hatten sich jedoch nicht die Mühe gemacht, kugelsichere Schutzanzüge oder Helme mitzunehmen. Stattdessen trug Kang, der in Südflorida aufgewachsen war, eine Kappe der Miami Dolphins – die ihm Glück brachte, wie er sagte. Sie waren weder übertrieben lässig noch zynisch, dachte Beck.

Aber alle wussten, wenn sie nicht schnell aus der Gefahrenzone herauskämen, würden sie gar nicht zurückkehren.

Beck setzte sich neben Kang, der die Radardaten des Hawkeye auf einem Laptop mitverfolgte, dessen mit Titanium verstärktes Gehäuse auf das Armaturenbrett des Schnellbootes montiert war. Auf dem Bildschirm waren etwa zwanzig weiße Markierungen entlang der nordkoreanischen Küste zu sehen, wobei sich nicht feststellen ließ, ob es sich um zivile Fischkutter oder Schiffe der nordkoreanischen Marine handelte. Jedes Flugzeug war verpflichtet, sich durch sein Signal als militärisches oder ziviles Flugzeug zu identifizieren. Bei Booten gab es keine derartige Verpflichtung. Und kleine Boote, wie das Phantom-Schnellboot, waren auf dem Radar oft gar nicht zu erkennen.

»Wie sieht es rund um die LZ aus?« »LZ« stand für »Landezone«.

»Ruhig.« Kang war achtunddreißig, sah aber jünger aus. Auf seinem rechten Unterarm in der Nähe des Ellbogens hatte er ein Pik-Ass tätowiert. Wochenlang hatte sich Beck gefragt, was es mit dieser Tätowierung auf sich hatte, aber er wollte nicht fragen.

Als Kang auf eine Taste des Keyboards drückte, flammten auf dem Laptop-Bildschirm unzählige weiße Markierungen auf. »Das ist Inch'on. So sieht ein echter Hafen aus.« Dann drückte er nochmals eine Taste und kehrte damit auf die dunkle Region im äußersten Westen zurück. »Und das ist Nordkorea. Tot wie auf einem Friedhof.«

»Weißt du nicht, dass die guten Bürger der Demokratischen Volksrepublik die Korruption der Außenwelt nicht brauchen?«

»Ja, und zu essen brauchen sie auch nichts.«

»Wie sieht es aus?«

»Alles glatt und ruhig«, sagte Kang. »Und Choe sagt, dass das Boot ausgezeichnet läuft.« Er sagte etwas auf Koreanisch zu Choe, der daraufhin heftig nickte. Beck sprach nur schlecht Koreanisch, Choe sprach noch schlechter Englisch, sodass Kang als Übersetzer fungierte. Choe presste die Fahrhebel nach vorn. Augenblicklich liefen die Motoren grollend hoch, und die Kabine des Phantom-Schnellbootes begann zu vibrieren.

Beck sah auf die Uhr: 17.25. Er wollte die Landezone um exakt 23.30

Uhr erreichen. Es gab keinen Grund, sich länger als notwendig in nordkoreanischen Gewässern aufzuhalten. Das Gelbe Meer war nachts meist ruhig, und auch diese Nacht bildete darin keine Ausnahme. Wenn sie wollten, konnten sie mühelos sechzig Knoten fahren. Aber Beck zog es vor, im Bereich von zwanzig Knoten zu bleiben. Durch die geringere Geschwindigkeit sparten sie Benzin und entwickelten weniger Lärm. Wenn sie in fünf Minuten aufbrachen, blieb ihnen genug Zeit.

Aber bevor sie aufbrachen ... Beck berührte erneut den Plastikbeutel in seiner Tasche. Er wollte dieses Gespräch gewiss nicht führen, doch ihm blieb keine andere Wahl. So deutete er Choe, die Motoren nochmals abzuschalten. Das Phantom-Schnellboot lag nun still am Dock und hob und senkte sich mit den niedrigen Wellen.

»Bevor wir aufbrechen«, begann Beck, während er den kleinen Beutel aus der Tasche zog, in dem sich drei Glaskapseln befanden, »hier noch die L-Pillen.«

»L-Pillen?«, wiederholte Choe verwirrt.

»L steht für letal«, erklärte Beck. Dass Choe immer noch nicht begriff, war ihm anzusehen. »Gift. Falls sie uns schnappen. Dann beißt du auf das Glas.« Er nahm eine Kapsel aus dem Beutel und tat, als wolle er sie in den Mund stecken.

Choe stieß wütend etwas auf Koreanisch hervor und schlug mit der Faust auf das Armaturenbrett. Kang legte ihm die Hand auf den Arm, aber Choe schüttelte sie ab.

»Er sagt, dass er sich nie selbst töten wird«, sagte Kang. »Er sagt ...«

»Nie, nie«, wiederholte Choe auf Englisch.

»Er sagt, dass es eine Sünde ist.«

»Ja, Sünde.«

»In Ordnung«, willigte Beck ein. »Wie es ihm gefällt. Aber sag ihm, dass er ebenso gut wie wir weiß, dass uns niemand dort herausholt.

Niemand wird für uns einen Gefangenenaustausch durchführen. Und die Nordkoreaner werden uns das Leben zur Hölle machen. Diese Pillen sind schnell und wirkungsvoll.«

Kang übersetzte wie ein Schnellfeuergewehr.

»Noch was«, fügte Beck hinzu. »Sag ihm, dass er sie zumindest bei sich tragen soll. Auf diese Weise hat er die Wahl.«

Choe schüttelte den Kopf, stieß einen Schwall koreanischer Worte aus

und wendete sich ab.

»Er sagt, dass er es nicht tun wird«, sagte Kang. »Er sagt, es bringt schon Unglück, wenn man nur darüber spricht.«

Beck ließ die Zunge über die Zähne gleiten. Er hatte einen fauligen Geschmack im Mund. Das kam wohl von den vielen Camels, die er tagsüber geraucht hatte. »Dann bleibt mir mehr. Willst du deine?«

Kang streckte die Hand aus und Beck schüttelte die kleine, kaum eineinhalb Zentimeter große Kapsel aus dem Beutel in seine Handfläche.

»Vergiss nicht, sie mir nachher zurückzugeben«, sagte Beck. »Du willst doch nicht, dass so etwas bei dir zu Hause herumliegt.«

»Das sollte kein Problem sein«, gab Kang zurück.

Beck steckte den Plastikbeutel mit den anderen beiden Kapseln zurück in seine Jacke. Dann prüfte er das nicht zu ortende Mobiltelefon, das er am Vortag gekauft hatte. Nur der Leiter der Station hatte seine Nummer.

Wenn Langley die Mission abbrechen wollte, musste der Anruf über dieses Telefon kommen. Beck hatte jedoch keinen derartigen Anruf erwartet und ihn gewiss nicht erhalten. Wieder sah er auf die Uhr: 17.30.

»Fahren wir«, sagte er. »Auf nach Westen, junger Mann.« Die Koreaner bezeichneten das Gelbe Meer als Westmeer.

»Zu Befehl, Skipper«, gab Kang zurück. »Eine Vergnügungsfahrt von drei Stunden, richtig?«

»Ungefähr.« Beck summte das berühmte Thema der zitierten Serie *Gilligans Insel*, in der Hoffnung, damit das schlechte Karma aus der Kabine zu vertreiben, das die Kapseln verbreitet hatten. »*Just sit right back and you'll hear a tale, a tale of a fateful trip.*«

»Glaubst du, Ginger und Mary Ann werden uns in Pjöngjang erwarten?«

»Hoffentlich finden wir das nie heraus.«

Selbst wenn Choe verstanden hatte, lächelte er nicht. Stattdessen starrte er weiterhin aus dem Fenster. Dann drückte er den Fahrhebel nach vorn und das Phantom-Schnellboot glitt davon.

Drink this and you'll grow wings on your feet

John Wells zog mit der behandschuhten rechten Hand den Gasgriff zu sich, sodass der Motor aufheulte, der Drehzahlmesser auf achttausend Touren schnellte und das große schwarze Motorrad vorwärtsschoss. Er beugte sich tief auf den eckigen Benzintank, um dem wilden Fahrtwind weniger Widerstand zu bieten. Dennoch hatte er Mühe, aufrecht zu bleiben. Die Honda war ein bulliges Motorrad, schwerer und breiter als ein echtes Rennmotorrad, und mitunter schien der Fahrtwind das Motorrad für seine Stämmigkeit bestrafen zu wollen.

Wells hob den Kopf und sah auf den Tachometer.

Einhundertfünfundvierzig. Ihm war es schneller vorgekommen. Der Highway schoss wie im Nebel an ihm vorüber und die Bäume neben der Straße verschwammen zu einem einzigen Blättercode. Er befand sich auf halber Strecke zwischen Washington und Baltimore, nicht gerade in einer ländlichen Oase, aber um 3 Uhr morgens war selbst die Interstate leer. Bei dieser Geschwindigkeit verschwanden die Kurven der Straße in der Dunkelheit.

Die Interstates waren für schlechte Fahrer gebaut, das wusste Wells. Für Großmütter auf dem Weg zum Einkaufszentrum und für Trucker, die schon einiges getrunken hatten und nur noch nach Hause wollten. Die sanften Kurven verziehen viele Fehler.

Trotzdem versuchte Wells, auch auf dieser Straße ans Limit zu gehen.

Die geringste Kleinigkeit konnte ihn aus der Bahn werfen. Ein Waschbär auf der Suche nach Abfällen, ein Wagen, der die Spur wechselte, ohne den Blinker zu setzen, eine zerbrochene Flasche, die seinen Vorderreifen aufschlitzte und ihn über die Lenkstange hinweg in die Ewigkeit katapultierte. Eine törichte, nutzlose Art zu sterben. Und dennoch war er wieder hier in der Dunkelheit, so wie in der letzten Woche und in der Woche davor und in all den Nächten, in denen es Mitternacht und ein Uhr wurde und der Schlaf für ihn unbekanntes Territorium blieb.

Der glatte, weiche Straßenbelag tröstete ihn. Die Geschwindigkeit vertrieb seine Gedanken, sodass nur noch Bruchstücke alter und neuer Lieder in seinem Kopf zurückblieben. Die Worte vereinten sich zu einem

seltsamen Gedicht, an das er sich nicht mehr erinnern konnte, sobald die Fahrt vorüber war.

Wells verringerte den Zug auf den Gasgriff. Sogleich sanken die Anzeigen auf dem Drehzahlmesser und Tachometer. Bei 120 km/h ging auch der Fahrtwind etwas zurück und verhallte das Springsteen-Lied in seinem Kopf.

Von seinen früheren Ausfahrten wusste er, dass er sich nun einem Punkt näherte, an dem er aufpassen musste. Während ihn die Straße über einen niedrigen Hügel führte, verringerte er die Geschwindigkeit auf 95 km/h. Sobald die Bäume verschwanden, erglühete rechts von ihm der Parkplatz eines Einkaufszentrums im Schein überdimensionaler Laternen. Hinter einem blauen Müllcontainer standen zwei Polizeiwagen dicht nebeneinander. Mit heruntergelassenen Fensterscheiben erzählten einander die Cops wohl die ein oder andere Geschichte, damit die Nacht schneller vorüberginge. Lange mussten sie nicht mehr warten, denn es war bereits kurz vor fünf Uhr früh und die Sonne würde schon bald aufgehen. Wells dachte an Exley, die nun allein in ihrem Bett lag und sich fragte, wann und in welchem Zustand er zurückkehren würde.

Jennifer Exley war jedoch nicht nur seine Freundin, sondern auch seine Vorgesetzte bei der Central Intelligence Agency, für die er arbeitete als ... Nun, als was er für sie arbeitete, war schwer zu sagen. Vor einem Jahr hatten Exley und er ein Komplott aufgedeckt, das den Terroranschlag vom elften September in den Schatten gestellt hätte. Jetzt lebte er wieder in Washington, allerdings – wie drückte man es höflich aus? – ohne Sinn und Ziel im Leben. Osama Bin Laden war ihm sicher nicht gut gesinnt, das stand fest. In einem einstündigen Kommuniqué, das sich Wells nicht einmal in voller Länge angesehen hatte, hatte Bin Laden jenem ewige Glückseligkeit versprochen, der ihn tötete. »Allah wird dem Märtyrer zulächeln, der diesen Ungläubigen in das Feuer der Hölle schickt ...« Und so weiter und so fort. Aus praktischen Gründen konnte ihm die Al-Quaida jedoch nichts anhaben, zumindest nicht in den USA. So wartete Wells auf eine neue Mission, wenn er sich auch nicht vorstellen konnte, worin sie bestehen könnte. Für einen Schreibtischjob war er jedenfalls nicht geeignet.

Inzwischen verbrachte er seine Tage mit drei Stunden langen Trainingseinheiten und seine Nächte mit freudlosen

Vergnügungsfahrten. Exley hasste sie, und vor einer Woche hatte Wells ihr versprochen, dass es damit endgültig vorbei war. Er glaubte, die Wahrheit zu sagen. Aber heute Morgen war er nicht imstande gewesen, sich Einhalt zu gebieten. Exley hatte nichts gesagt, als er sich aus dem Bett rollte, seine Jeans anzog und nach seinem Helm und der schwarzen Lederjacke griff, die im Alter von nur drei Monaten schon ziemlich mitgenommen aussah, nachdem ihn ein Lieferwagen von FedEx auf der Massachusetts Avenue abgedrängt hatte. Nein, Exley hatte keine Einwendungen gemacht und auch sonst kein Wort gesagt. Vermutlich liebte er sie gerade wegen ihres Schweigens so sehr, überlegte Wells. Aber nicht genug, um zu bleiben.

Nun spannte Wells seine Schultermuskeln und sah auf die leere dreispurige Straße vor sich. Als er diesmal den Gasgriff drehte, zögerte er nicht, sondern zog ihn bis zum Anschlag zurück. Das Motorrad schoss davon, und plötzlich hörte Wells in seinem Kopf *Just don't play with me 'cause you're playing with fire ...* aber nicht in der selbstsicheren Version von Mick Jagger, sondern in der düsteren, rauen Stimmung von Johnny Thunder.

Während der Motor aufheulte, sprang die Tachometernadel von 90 km/h auf 140 und stieg zitternd weiter. Als sie die 160-km/h-Marke erreichte, lag Wells bereits flach auf dem Tank und hielt sich mit aller Kraft fest. *Als ginge es um mein Leben*, dachte er. Ein Beobachter hätte sich wohl gefragt, was genau er mit diesen Worten meinte. Und dann verschwand alles um ihn bis auf den Wind und die Straße unter ihm. Das Motorrad sprang über jede Rille, während seine Räder den Highway liebkosten und Springsteens unverkennbare Stimme in seinen Ohren hallte:

Drink this and you'll grow wings on your feet.

Als Wells einen Blick auf den Tachometer warf, passierte die weiße Nadel gerade mit zitternder Spitze die 190-km/h-Marke. Das Maximum der Geschwindigkeitsanzeige lag bei 200 km/h, wobei der Drehzahlmesser bereits im roten Bereich neuntausend Umdrehungen pro Minute anzeigte. Er hatte das Motorrad noch nie so stark gefordert. Während er den Zug auf den Gasgriff verringerte, beobachtete er sich, wie er allmählich wieder auf die Erde zurückkehrte.

Und dann hörte er die heulende Sirene. Im Rückspiegel blinkten rot-blaue Lichter in einer Entfernung von etwa achthundert Metern, die

sich rasch näherten. Der Streifenpolizist musste den Wagen hinter den Bäumen auf halber Strecke verborgen haben, ohne dass Wells ihn bemerkt hatte.

Er legte die Hand fester um den Gasgriff. Ein Teil von ihm wollte ihn hochziehen und einfach davonschießen. Denn er bezweifelte, dass der Streifenpolizist mit seiner Geschwindigkeit mithalten konnte.

Vermutlich würde er rechtzeitig die nächste Ausfahrt erreichen, um zu verschwinden.

Aber Wells wollte diesen Cop nicht in das Spiel verwickeln, das er mit Gott, sich selbst, oder den Schutzheiligen der Interstate spielte. Anstatt davonzupreschen, schaltete er den Blinker ein – sehen Sie nur, Officer, ich beachte die Vorschriften genau – und hielt die Honda auf dem Pannestreifen an. Während er wartete, tätschelte er den Benzintank des Motorrads, als wäre es ein Pferd, und er hätte eben das Kentucky Derby gewonnen. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihn nun erwarteten, erfüllte ihn die Geschwindigkeit, die er aus dem Motorrad herausgeholt hatte, mit lächerlichem Stolz.

Die Sirene kam heulend näher. Dann hielt der Crown Victoria mit quietschenden Reifen und grellen Scheinwerferlichtern hinter ihm.

»Schalten Sie das Fahrzeug ab, Sir. Sofort!« Selbst durch die blechernen Lautsprecher bemerkte Wells die leichte Nervosität in der Stimme des Streifenpolizisten. Vermutlich war er eben erst von der Akademie gekommen, dann hatte man ihm noch eine lange Nachtschicht auferlegt, und zu guter Letzt musste er auch noch ohne Unterstützung einen Schnellfahrer mit einer Geschwindigkeit von über 160 km/h aufhalten. Wells zog den kleinen schwarzen Schlüssel aus dem Zündschloss und ließ ihn neben einem zusammengeballten Einwickelpapier von KFC auf den gebrochenen Asphalt fallen.

»Runter vom Motorrad. Sofort.«

Wells glitt von der Maschine. Er fragte sich, ob Exley die Ironie des Schicksals zu würdigen wüsste, wenn er bei einer Verkehrskontrolle erschossen wurde, nachdem er das Motorrad auf 200 km/h hochgejagt hatte, ohne dabei einen Kratzer abzubekommen. Vermutlich nicht. Mit der Hand auf dem Pistolengriff kauerte der Streifenpolizist hinter der Tür seines Wagens. Dass er noch jung war, sah Wells. Vielleicht zwanzig. Er hatte ein feistes, quadratisches Gesicht, das sein Babyfett noch nicht

vollständig verloren hatte. »Sehen Sie nicht zu mir, Sir, sondern geradeaus!«

Während Wells geradeaus starrte, fragte er sich, warum er mit Cops immer wieder über Kreuz kam.

»Helm auf den Boden.«

Wells zog den Helm vom Kopf. Ihm brannten die Augen vom Fahrtwind. Nächstes Mal würde er unter dem Helm eine Schutzbrille tragen. Nächstes Mal?

»Haben Sie eine Brieftasche. Einen Ausweis?«

»Ja, Officer.«

»Wo, in der Hose oder in der Jacke?«

»In der Hose.«

»Ziehen Sie den Ausweis heraus, aber langsam.« Wells tat, wie ihm befohlen war. »Legen Sie ihn auf den Boden, und schieben Sie ihn mit dem Fuß zu mir.«

»Ich soll ihn mit dem Fuß schieben? Mit welchem?«

»Sie wollen frech werden, Sie Mistkerl?« Jetzt klang der Streifenpolizist nicht mehr ängstlich, sondern verärgert. »Meine Radarpistole hat Sie mit 190 km/h aufgezeichnet.«

Wells zog die Handschuhe aus, fischte die Brieftasche aus der Hose, ließ sie auf den Boden fallen und stieß sie mit dem Fuß zu dem Streifenpolizisten hinüber. Der Junge würde die Überraschung seines Lebens erleben, dachte er.

»Beugen Sie sich vor, und legen Sie die Hände auf das Motorrad.«

Das Metall des Benzintanks fühlte sich unter seinen Fingern kühl an.

»Nicht bewegen.« Der Streifenpolizist kam mit gezogener Pistole hinter der Fahrertür hervor, griff nach der Brieftasche und klappte sie auf.

»Mr. Wick? James Wick? Ist das Ihr Name?«

»Nicht wirklich, nein, Officer.« Er konnte es dem Jungen auch gleich sagen. Wenn man ihn aufs Revier brachte, kam die Wahrheit ohnehin heraus.

»Das steht aber auf Ihrem Führerschein. Wie heißen Sie wirklich?«

»In der Innenseite befindet sich noch ein Personalausweis.«

Wells hörte, wie der Streifenpolizist die Seiten seiner Brieftasche umblätterte. »Und der ist echt?«, fragte der Officer schließlich. »Sind das wirklich Sie?«

»Es wäre wohl verdammt dumm von mir zu lügen.«

»Drehen Sie sich zu mir. Langsam.« Der Officer sah erst auf den CIA-Ausweis in seiner Hand – auf dem Wells' wahrer Name stand – und dann zu Wells herüber. »Sie erwarten doch nicht, dass ich diesen Unsinn glaube?«

Wells wusste nicht, was er darauf sagen sollte. »Hören Sie, wenn Sie mich mitnehmen wollen, habe ich nichts dagegen. Ich werde nicht mit Ihnen streiten.« Auch wenn Exley davon nicht begeistert wäre.

Da hörte Wells das ferne Dröhnen eines Hubschrauberrotors. Einige Sekunden später hörte es auch der Streifenpolizist. Gemeinsam sahen sie dem Hubschrauber entgegen, der rasch durch die Nacht näher kam und neben dem Highway landete. Es war eine Zweipersonenmaschine mit langem schmalen Cockpit. Schließlich öffnete sich die Passagiertür, und ein Mann stieg aus, den Wells noch nie zuvor gesehen hatte.

Dem Streifenpolizisten blieb der Mund offen stehen. Wells war ebenso schockiert. Die Agency hatte ihn überwacht? Während seiner Ausfahrten? Besaß er denn nicht die geringste Privatsphäre?

»Officer«, rief der Mann über das Surren des Rotors hinweg, »wissen Sie, wer dieser Mann ist?«

Der Streifenpolizist steckte die Pistole in das Halfter. »Nun, er sagt ... ich meine, er sagt ... aber Sie erwarten doch nicht, dass ich ihm glaube ...«

»Glauben Sie ihm jetzt? Oder muss ich jemanden mit Sternen auf dem Kragen holen, der Ihnen sagt, was Sache ist?«

»Ja. Ich meine, nein. Ich meine, ja, ich glaube ihm.«

»Gut.« Ohne ein weiteres Wort kehrte der Mann zu dem Hubschrauber zurück. Während die Maschine von ihrem Landeplatz neben dem Highway abhob, rieb sich der Streifenpolizist die Augen, wie ein Kind, das aus einem Traum aufzuwachen versuchte.

»Verdammt.« Er schob den Ausweis in die Brieftasche zurück und warf sie zu Wells hinüber. »Tut mir leid, Mr. Wells.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. Was da gerade ablief, war wirklich unfair Ihnen gegenüber.«

»Wenn ich gewusst hätte, wer Sie sind, hätte ich Sie nie aufgefordert, an den Rand zu fahren. Das ist die absolute Wahrheit.« Der Officer trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. Er schien in keiner Weise

verärgert zu sein über das, was eben geschehen war, während Wells vor Wut kochte.

Ich kann nicht einmal verhaftet werden, dachte Wells. *Wann bin ich zu einem derartigen Heiligen geworden?* Aber er wusste genau, wann. In dem Augenblick, als er den Abzug gedrückt und Omar Khadri auf dem Times Square erschossen hatte. Wells bedauerte nicht, was er getan hatte. Wenn er hundert weitere Gelegenheiten bekommen hätte, Khadri zu töten, hätte er alle genützt. Aber er hatte es satt, ein Held zu sein. Als er dem Officer die Hand schüttelte, fühlte er den Schweiß in der Handfläche des jungen Mannes.

»Darf ich fragen, warum Sie so schnell gefahren sind?«

»Wenn ich das wüsste.«

»Ich verstehe, Sir. Geheimer Auftrag. Tut mir leid, dass ich gefragt habe.«

»Bekommen Sie keine Schwierigkeiten, wenn Sie mich einfach so laufen lassen?«

»Die Radarpistole ist schon die ganze Woche kaputt. Sie zeigt einhundertneunzig an, wenn es in Wirklichkeit fünfundneunzig waren.«

Der Streifenpolizist machte kehrt, um wieder in den Wagen zu steigen, hielt aber nochmals inne. »Seien Sie vorsichtig, Mr Wells. Wir brauchen Sie gesund und munter.«

»Sie auch, Officer. Immerhin gibt es eine Menge verrückter Fahrer.«

Wells hatte es ironisch gemeint – *so verrückt wie ich* –, aber der Streifenpolizist lachte nicht. Manchmal glaubte Wells, dass ihm außer Exley niemand mehr offen ins Gesicht lachen würde, egal, wie sehr er es auch verdiente. Über einen Helden lachte man nicht. Wie sollte er einer Welt vertrauen, die ihn so ernst nahm?

Während der Streifenpolizist zu seiner Limousine zurückkehrte, stieg Wells wieder auf das Motorrad. Bei der nächsten Ausfahrt kehrte er um in Richtung Washington. Auf der gesamten Fahrt nach Hause fuhr er beständig 105 km/h.

Als er zum Logan Circle zurückkehrte, warteten die schwarzen Lincoln-Limousinen mit den abgedunkelten Scheiben immer noch. Eine auf der Thirteenth und eine weitere auf der N. Jeweils zwei Mann pro

Wagen, mit laufendem Motor. Rund um die Uhr. Sicherheitswachen von Langley, die ihn vor Gefahren schützen sollten. Und offenbar auch im Auge behalten sollten. Schon vor dieser Nacht waren sie Wells nicht willkommen gewesen. Doch jetzt mochte er sie noch weniger. Aber Vinny Duto hatte darauf bestanden. Zumindest sorgten sie für die Sicherheit der anderen Bewohner des Hauses, hatte Duto erklärt. Allerdings hatte er auch versprochen, dass die Wächter Wells und Exley ohne deren Erlaubnis nicht folgen würden. Bis zu dieser Nacht hatten sie sich offenbar an diese Vereinbarung gehalten.

Wells parkte das Motorrad in der unterirdischen Garage des Gebäudes und stieg die Treppe hinauf. So leise er konnte, öffnete er die Tür zu Exleys Apartment. Vermutlich war es jetzt ihrer beider Apartment, auch wenn es ihm schwerfiel, es so zu sehen. Er ging durch den engen Gang, der mit Schwarz-Weiß-Fotos von Exleys Kindern behängt war, und an der kleinen offenen Küche vorbei. Seine Stiefel rochen nach Kies, Öl und dem Highway. Er zog sie aus und stellte sie neben Exleys Schuhe, die daneben wie die eines Kindes aussahen.

»Jennifer?«, murmelte er. Keine Antwort. Vielleicht schlief sie, viel wahrscheinlicher jedoch war, dass sie einfach zu wütend auf ihn war, um ihm zu antworten.

Auf dem Weg zum Bett kratzte Exleys alter Perserteppich unter seinen Zehen. Sie hatte das Stück während ihres Aufenthalts in Pakistan erworben und es zählte zu den wenigen Besitztümern, die ihr wirklich etwas bedeuteten. Auch wenn der Rotton schon verblasste, war das Gewebe immer noch fest. Das Apartment besaß nur drei Räume – dieses Wohnzimmer, ihr Schlafzimmer und ein weiteres Schlafzimmer, wo Exleys Tochter Jessica schlief, wenn sie zu Besuch kam.

Exley und Wells hatten schon darüber gesprochen, sich eine größere Wohnung zuzulegen, vielleicht sogar ein Reihenhauses am Capitol Hill, wo jedes ihrer Kinder ein eigenes Schlafzimmer hätte. Denn Exleys Sohn David war mit seinen mittlerweile zehn Jahren schon zu alt, um auf der klobigen Couch im Wohnzimmer zu schlafen. Vielleicht nahmen sie auch ein Haus mit einem Garten für Wells, in dem er jäten und pflanzen konnte. Etwas, das groß genug war, um auch einen Labrador zu halten, einen dieser großen fröhlichen Hunde, der das gesamte Haus ansabberte. Sie hatten sogar einen Immobilienmakler angerufen und sich einige

Häuser angesehen. Aber alles, was sie gesehen hatten, war zu teuer, zu heruntergekommen, zu groß, zu klein, zu weit weg von der U-Bahn, zu ... In Wahrheit fürchtete sich Wells vor dieser Häusersuche. Er war so lange auf der Flucht gewesen, dass er es sich kaum noch vorstellen konnte, innerhalb von vier Wänden und einem Dach eingeschlossen zu sein.

Auch die Möglichkeit, dass dieses Haus Raum für ein eigenes Baby mit Exley haben sollte, blieb unausgesprochen. Wells wusste nicht einmal, was er von dem Gedanken hielt, Vater zu werden, auch wenn es ihm mitunter weniger erschreckend erschien, als ein Haus zu kaufen. In jedem Fall würde es mehr Spaß machen. Dabei wusste er nicht einmal, ob Exley überhaupt schwanger werden konnte. Immerhin war sie schon über vierzig, aber bekamen heute nicht auch Frauen dieses Alters Babys? Er betrat ihr – ihrer beider – Schlafzimmer. Obwohl die Lampen ausgeschaltet waren, flimmerte eine Werbung für einen Multifunktionsgrill stumm über den kleinen Fernsehschirm auf Exleys Nachttisch. Draußen erhellte sich gerade der Himmel.

»Jenny? Bist du wach? Du glaubst nicht, was mir heute Nacht passiert ist.« Aber noch während er diese Worte sagte, fragte er sich, ob er ihr überhaupt davon erzählen sollte. Immerhin wollte er nicht eingestehen, wie schnell er gefahren war. Vielleicht sollte er die Sache mit Duto persönlich besprechen, auch wenn es ihm zuwider war, den siebenten Stock des Hauptquartiers zu besuchen, in dem Dutos Büro lag.

Exley verharrte auch dann noch regungslos, als er den Fernseher abdrehte und sie auf die Stirn küsste, wobei er den Geruch der Zitronenseife einatmete, mit der sie ihr Gesicht wusch. Ihr unruhiger Atem verriet ihm, dass sie wach war. Aber wenn sie nicht reden wollte, würde er sie nicht dazu drängen. Er legte den Helm auf den Nachttisch und zog die Jacke aus.

Mit einer blitzschnellen Bewegung rollte sie auf seine Seite des Bettes, ergriff den Helm und schleuderte ihn nach ihm. Aber Wells hatte in der Position eines Linebackers gespielt und besaß immer noch die Reflexe eines Footballspielers. Er fing ihn mühelos und legte ihn auf den Nachttisch zurück.

»Jenny, es tut mir leid. Ich weiß, dass ich versprochen habe, es nicht mehr zu tun, aber heute Nacht habe ich es wirklich gebraucht.«

»Wohin bist du gefahren?«

»Die Fünfundneunzig in Richtung Baltimore.«

»Wie schnell?«

»Wie schnell? Was soll die Frage? Vielleicht 110 oder 120 km/h. Nichts, das ich nicht im Griff habe.«

»John, bitte mach die Sache nicht schlimmer, als sie ist. Shafer hat seit Wochen einen Hubschrauber auf dich angesetzt.« Ellis Shafer, ihr Boss bei der Agency.

»Shafer hat was?« Dann war er es gewesen, der ihn heute Nacht beobachtet hatte. »Shafer lässt mich überwachen? Weiß Duto davon?«

»Hast du immer noch nicht begriffen, dass du Vinny Duto vollkommen egal bist, John? Du kannst mir die Schuld geben, denn ich habe Shafer darum gebeten. Er hat gesagt, dass sie dich mit 180 erwisch haben. Ich wollte es dir nicht sagen, aber das war der Grund, warum ich dich gebeten habe, damit aufzuhören.«

»Jenny ...« Vermutlich erübrigte sich damit das Gespräch mit Duto. Das war wenigstens ein kleiner Trost.

»Ich schwöre dir, John, ich hätte es lieber, wenn du dich betrinken oder mit anderen Frauen schlafen würdest.« Ihre Stimme brach. »Alles, nur nicht das. Jedes Mal, wenn du losfährst, glaube ich, dass du nicht mehr zurückkehrst.« Als er sich neben sie setzte und die Hand auf ihre Hüfte legte, zog sie sich zurück. »Ist es dir denn gleichgültig, ob du lebst oder tot bist, John?«

»Natürlich nicht.« Wells versuchte, die Tatsache zu ignorieren, dass er sich wenige Minuten zuvor dieselbe Frage gestellt hatte und seine Antwort weniger sicher ausgefallen war.

»Warum handelst du dann nicht danach?« Sie betrachtete sein Gesicht forschend aus wilden blauen Augen. Erst wendete er den Blick ab, ehe er ihn hinunterschweifen ließ zu ihren Brüsten, deren Nippel von feinen weißen Dehnungsstreifen umgeben waren. Dann über ihre milchweißen Oberschenkel zu der Narbe über dem Knie, wo die Kugel sie getroffen hatte.

»Manchmal vergesse ich, wie schön du bist«, sagte er.

Eine Polizeisirene entfernte sich heulend in nordöstlicher Richtung in einen jener Bezirke, die noch nicht saniert worden waren. Wells wusste, dass die Sirene nicht so nah war, wie sie klang. Denn er hatte ein ganzes

Jahrzehnt außerhalb der USA verbracht, in dem er sich als Undercoveragent allmählich in die Al-Quaida eingeschleust hatte. In dieser Zeit hatte er einige wichtige Überlebenstricks gelernt, wie etwa, dass Schüsse und Sirenen in der Nacht viel weiter zu hören waren als tagsüber. Ein weiteres Stückchen Wissen, das ihm nun nichts mehr nützte.

»Deine Hand«, sagte sie. Er sah hinab. Seine linke Hand lag zitternd auf seiner Jeans. Sie nahm sie in ihre Hände und liebte sie, bis das Zittern aufhörte.

»Ich weiß einfach nicht mehr, was ich tue«, erklärte er. Eine Weile schwiegen sie gemeinsam. Als sie seine Hand drückte, fand er seine Stimme wieder und sprach weiter. »Weißt du, als ich im Krankenhaus aufwachte und dich sah, dachte ich, dass alles in Ordnung kommen würde. Dass ich wieder auf der anderen Seite stehen würde. Aber jetzt ...«

In der Ferne heulte eine zweite Sirene auf und dann eine dritte. Probleme in der Nacht.

»Selbst Utah ist nicht Utah«, sagte Exley. Wells sah sie fragend an. »Als ich noch ein Kind war, ging ich gern Ski fahren. Das war, bevor alles in meiner Familie schief lief.« Sie legte ihm den Arm um die Schulter. »Ich hatte keine Angst, weder vor Buckelpisten noch vor Steilhängen. Allerdings hasste ich den Gedanken, in die Pubertät zu kommen, denn ich glaubte, dass ich durch Brüste mein Gleichgewicht verlieren würde. Was auch geschah.«

Sie drückte den Rücken durch und streckte spielerisch die Brüste vor, und obwohl Wells in düsterer Stimmung war, fühlte er, wie sich in ihm etwas regte. Er stellte sich vor, wie sie mit ihrem schmalen, jungenhaften Körper den Berg hinunterzischte und ihr Pferdeschwanz im Fahrtwind wippte. »Sie waren wohl sehr überrascht, als sie herausfanden, dass du ein Mädchen warst.«

»Meist fuhren wir nach Tahoe. Wir wählten die billige Variante, blieben in Motels und nahmen Sandwiches mit auf den Berg. Das war der größte Spaß, an den ich mich aus meiner Kindheit erinnern kann. Aber ich wollte immer, dass wir nach Utah fahren.« Sie strich mit der Hand über seinen Arm. »Mein Vater wollte nicht. Er sagte, dass wir nicht genug Geld hätten. Aber ich drängte so lange, bis wir schließlich, als ich zwölf

war, nach Salt Lake City flogen. Mein Bruder, meine Mom, mein Dad und ich. Die ganze glückliche Familie. Auch wenn meine Mutter nicht oft Ski fuhr, kam sie immer mit.«

»Sie hatte wohl Angst, ihn allein zu lassen«, sagte Wells. »Arme Exley.« Er küsste sie zart in den Nacken.

»Viele haben einen Vater, der Alkoholiker ist.«

Ja, aber du bist die eine Frau, die ich liebe, dachte er. Aber er sagte es nicht, auch wenn er nicht wusste, warum.

Draußen verklangen die Sirenen. Wells ging zum Fenster und sah auf die Crown Victorias der CIA-Sicherheitswachen hinunter. Dann kehrte er zum Bett zurück. Exley hatte sich inzwischen aufgesetzt und kokett die Beine unter den Leib gezogen.

»Hörst du mir überhaupt zu, John?«

Er legte die Hand auf ihr Knie.

»Egal. Es schneite, als wir nach Utah kamen. Die ganze Nacht lang. Am nächsten Morgen fuhren wir nach Alta hinauf. Ich war so aufgeregt. Das beste Skigebiet der Welt. Wir kamen oben an, kauften unsere Tickets und stiegen in den Lift ...«

Als er seine Hand zwischen ihre Beine gleiten lassen wollte, presste sie sie fest zusammen.

»Wir erreichten den Gipfel und fuhren hinunter.«

»Du fährst *nach unten* Ski? Ist das die Geschichte? Und, wie war es?«

»Großartig. Aber, weißt du, es war einfach Ski fahren, so wie in Tahoe. Bloß Ski fahren. Und ich musste ständig daran denken, dass wir dafür Geld ausgegeben hatten, das wir nicht besaßen, und dass wir nur meinetwegen dort waren und dass ich deshalb vollkommen begeistert sein musste, statt dass es mir einfach nur gefiel. Irgendwie war ich enttäuscht, obwohl ich wusste, dass ich nicht enttäuscht sein sollte. Ich beschwerte mich auch nicht, denn es gab nichts, über das ich mich hätte beschweren können. Aber irgendwie fand es mein Vater heraus. Denn am Ende des Tages sagte er zu mir: ›Selbst Utah ist nicht Utah, richtig?‹« Sie schwieg einen Augenblick, ehe sie weitersprach. »Es gibt kein Allheilmittel. Niemand auf dieser Welt wird dir einen Vorwurf machen, weil du dich so mies fühlst nach allem, was du gesehen hast, und weil du Zeit brauchst, um wieder zu dir zu finden. Aber *das* ... Das ist mir und dir selbst gegenüber nicht fair.«

Er wusste, dass sie recht hatte. Und am liebsten hätte er sie gefragt, wie lange er wohl noch davon träumen würde, dass er Menschen auseinanderriß, wie man einen Fisch ausweidete. Wie lange es noch dauerte, bis er wieder acht Stunden in einem Stück schlafen würde. Oder sechs. Oder vier. Wie lange es dauern würde, bis er über das sprechen konnte, was er gesehen hatte, ohne dass in ihm sofort der Wunsch hochstieg, den Raum zu verwüsten.

»Du bist nicht verrückt, John«, sagte sie. »Du musst auch nicht mit mir sprechen, wenn du nicht willst. Immerhin gibt es Fachleute, die auf diese Art von Dingen spezialisiert sind.«

»Seelenklempner?«

»Fachleute.« Die Verzweiflung in ihrer Stimme beunruhigte Wells mehr als alles, was sie gesagt hatte, denn es zeigte ihm, wie schwer er ihr das Leben machte.

»Ich komme schon wieder auf die Beine. Ich muss nur herausfinden, was ich als Nächstes tun will. Versprochen.« Er fühlte, wie er sich innerlich wieder verschloss. Gut so.

»Du kannst auch mit mir sprechen, wenn du willst.«

»Das will ich, aber nicht jetzt.« Stattdessen streckte er die Hand nach ihr aus. Zunächst stieß sie ihn weg, doch nur im ersten Moment. Dann dachten sie eine Weile nur aneinander.

Die Küste Nordkoreas lag nur knapp zwei Kilometer vor ihnen. Beck hätte es kaum gemerkt, wäre da nicht die blaue Linie auf dem Laptopschirm gewesen, die die Küste markierte. Dicke graue Wolken verdeckten den Himmel, und auch durch sein Nachtsichtgerät konnte er weder Gebäude, noch Straßen, noch Autos erkennen. Keinerlei Anzeichen für Leben. Nichts als tintenschwarze Dunkelheit, die sich bis in alle Ewigkeit erstreckte.

Das Phantom-Schnellboot kroch mit zehn Knoten pro Stunde dahin. Seine Zwillingsmotoren grollten leise. Beck, Choe und Kang waren etwa einhundertneunzig Kilometer nach Westen gefahren, an der Landzunge der nordkoreanischen Küste vorüber, und hielten jetzt in ostnordöstlicher Richtung auf Treffpunkt D zu. Mit etwas Glück würde sie der Absender der Botschaft erwarten und nicht die nordkoreanische Armee.

Becks Timex leuchtete in der Nacht, sodass er an den blauen Ziffern ablesen konnte, dass sie pünktlich eintrafen: Es war 23.20 Uhr. Der Trip war bisher ruhig verlaufen. Das aufregendste Erlebnis hatten sie wenige Minuten, nachdem sie den Hafen von Inch'on verlassen hatten. Choe fuhr zu nahe an ein Containerschiff heran, sodass das Phantom-Schnellboot von der gigantischen Heckwelle getroffen wurde. Es sprang wie ein vierzehn Meter langer Jet-Ski aus dem Wasser und landete mit heftigem Aufschlag, der Beck zu Boden streckte. Auch wenn er nicht sicher war, vermutete er, dass Choe die Welle absichtlich geschnitten hatte, als Rache für die Zyankalikapsel.

Den Großteil der Strecke legten sie mit fünfundzwanzig Knoten zurück und bedienten sich für die Navigation der Radarübertragung des Hawkeye über ihnen, um der Handvoll Schiffe auszuweichen, die in Küstennähe fuhren. Die Dunkelheit half ihnen zusätzlich. Beck hatte in der letzten Stunde nur zwei Boote ausgemacht, von denen keines das Phantom-Schnellboot bemerkt hatte.

Sie näherten sich der Küste auf kaum fünfhundert Meter Entfernung. Durch sein Fernglas sah Beck eine zerbrochene Steinwand, deren verwitternde Blöcke umherlagen. Aber immer noch kein Anzeichen für Leben.

»Stopp«, befahl er. Mit auf Leerlauf geschalteten Motoren schaukelte

das Boot sanft auf den grauen Wellen des Meeres. Die in der Fahrerkabine angebrachten Lichter erfüllten die Kabine mit schwachem, bläulichschwarzem Schein.

»Tiefe?«, fragte Beck Kang.

»Siebeneinhalb Meter. Wir haben Glück, dass wir kaum Tiefgang haben. Dieses Gewässer ist ein einziger riesiger See.« Das Gelbe Meer war tatsächlich außergewöhnlich seicht. Es war nach dem chinesischen Gelben Fluss benannt, der Unmengen an Schlamm mit sich führte. Dadurch besaß es eine Durchschnittstiefe von weniger als fünfundvierzig Meter.

»Liegt irgendein Hindernis auf unserem Weg?«

»Nein, alles glatt und sauber.«

Von hier aus konnte das Phantom-Schnellboot die Küste in dreißig Sekunden erreichen. Aber Beck wollte ihr nicht noch näher kommen, solange er nicht wusste, was sie erwartete. Einige Kilometer entfernt in östlicher Richtung schimmerte eine anscheinend willkürliche Ansammlung von Lichtern. Durch sein Nachtsichtgerät suchte Beck die Umgebung so weit wie möglich nach Osten und Westen ab und wiederholte den Vorgang anschließend nochmals mit seinem Wärmebildgerät. Er sah nichts als die Lichter und die zerfallende Steinmauer.

»Schalt die Motoren ab«, sagte er.

Augenblicklich erstarb das Grollen der beiden Mercury-Motoren. In der Stille, die nun folgte, hörte Beck nur die Atemzüge der Männer um ihn, den lustlosen Schlag der Wellen und das schwache Piepsen des Radars des Schnellbootes. Dort drüben in den Hügeln gab es Vögel, Tiere und Menschen. Zumindest musste es sie geben. Aber sie waren still wie Geister.

»So muss es auf dem Mond sein«, meinte Kang.

»Stell dir vor, hier zu leben.«

Im Norden erklang ein Pfiff, unheimlich und fern. Choe sagte etwas auf Koreanisch.

»Er sagt, dass das ein Dampfzug ist«, erklärte Kang. »In Nordkorea fahren die Lokomotiven immer noch mit Kohle.«

Der Pfiff verklang. Beck bedeutete Choe, die Motoren wieder zu starten, und einen Augenblick später hörte er auch schon ihr beruhigendes

Grollen. Die drei Männer entspannten sich – zumindest ein wenig.

»Ich wette, dass man hier ein Anwesen an der Küste ziemlich günstig erwerben kann.«

»Seth, war es bisher auch immer so dunkel, wenn du hier warst?«

»Einmal ja, einmal nein. Du meinst ...«

»Ich meine gar nichts.« Die Dunkelheit war gut. Auch die Stille war gut. Außer die Dunkelheit und Stille bedeuteten, dass die Nordkoreaner auf sie warteten.

Auf Kangs Laptop piepste ein Alarm. Er drückte einige Tasten und schon zeigte sich ein Bild auf dem Schirm. »Das sieht nicht gut aus. Zwei Boote kommen aus Kudol.« Das war ein Landstrich etwa sechzehn Kilometer südöstlich. »Bisher fuhren sie nahe der Küste, sodass die Hawkeye sie nicht aufgeschnappt hat.«

»Wie schnell?«

»Zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig Knoten.«

»Steuern sie auf uns zu?«

»Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, aber es sieht so aus.« Wieder piepste der Laptop. »Noch mehr schlechte Nachrichten.« Kang deutete auf den Schirm. Eine weitere weiße Markierung bewegte sich auf das Schnellboot zu, diesmal aus dem Südwesten. »Dieses Boot lag etwa vierzig Kilometer vor der Küste, deshalb habe ich es für einen Fischkutter gehalten. Jetzt steuert es auf uns zu.« Erneut erklang ein Piepsen. »Da ist noch eines, es kommt aus Westen auf uns zu.«

»Versuchen sie, einen Kordon zu bilden?«

»Scheint so.«

»Können wir sie durch unsere Geschwindigkeit schlagen?«

»Das sollte kein Problem sein. Zumindest in den nächsten Minuten.«

Beck sah nochmals auf die Uhr: 23.30. Er würde gewiss nicht dreißig Minuten hier warten. Der Absender der Botschaft bekam zehn Minuten, und nicht mehr. Er hatte sich schon mehrmals in heiklen Situationen befunden. Während des ersten Golfkriegs war sein Seal-Team in Kuwait City gelandet, um eine Panzerbrigade der republikanischen Garde zu sabotieren. Auf den Philippinen hatte er an einem hässlichen Feldzug gegen die muslimischen Kämpfer der Terrorgruppe Dschamaa islamija teilgenommen.

Aber nie zuvor hatte er sich bei einer Mission so unwohl gefühlt. Dieser

Kampf fühlte sich nicht wie ein Kampf an, eher als hingen sie wie ein Köder direkt vor der Nase einer hungrigen Bestie. Er war sicher, dass dies ein Hinterhalt war. Allerdings konnten all diese Aktivitäten auch purer Zufall sein. Vielleicht liebten es die Nordkoreaner, mitten in der Nacht eine Vergnügungsfahrt zu unternehmen. Ja, das war es.

Treffpunkt D lag in einer kleinen Bucht, die von einem Fluss gebildet wurde, der von Nordosten in das Gelbe Meer mündete. Ein guter Ort für eine Abholung, da er auf Satellitenfotos leicht zu finden war. Und bei Flut konnte das Phantom-Schnellboot fast bis an die Küste heranfahren. »Ted«, meldete sich Kang mit drängender Stimme, »die sind eben aufgetaucht.« Er deutete auf zwei gelbe Markierungen auf dem Radarschirm. »Jets. In eintausend Meter Höhe. Direkt unter der Wolkendecke. Geschwindigkeit etwa 650 km/h.«

»Entfernung?«

»Sechzig Kilometer. Etwa sechs bis sieben Minuten.«

Choe stieß einen Schwall koreanischer Worte aus und deutete auf die Küste. Ein Mann mit einer bauschigen Nylonjacke war schwankend, beinahe hinkend, aus dem Wald getreten. Er hob ein Fernglas an die Augen und suchte langsam das Wasser ab. Als er das Phantom-Schnellboot entdeckte, winkte er langsam wie ein Metronom. Auf dem Rücken trug er einen Rucksack.

»Hallo, Soldat«, sagte Kang.

Beck spähte durch sein Fernglas zu dem Mann hinüber und versuchte festzustellen, ob er tatsächlich Sung Kwan, den Absender der Botschaft, vor sich sah. Die CIA hatte heimlich Zoomaufnahmen von Sung während der Treffen mit ihm gemacht. Vor zwölf Stunden hatte sich Beck in einem Sicherheitsraum der amerikanischen Botschaft in Seoul diese Aufnahmen angesehen, um sich Sung's Gesicht einzuprägen.

Sung besaß jedoch nur wenige charakteristische Merkmale. Er war klein und gedrungen, wie viele Koreaner, und trug jene übergroße Brille, die bei den koreanischen und chinesischen Männern so beliebt war. Sein auffälligstes Merkmal war ein Muttermal auf der linken Wange. Genau dieses Muttermal suchte Beck nun durch das Fernglas. Er glaubte, einen

Fleck auf der Wange des Mannes zu entdecken, aber er war nicht sicher. Schade, dass Sung nicht zwei Meter zehn groß war oder nur einen Arm hatte.

»Bring uns an die Küste«, sagte Beck zu Choe. »Aber langsam. Und sei bereit zur Flucht.«

»Langsam«, wiederholte Choe, während er den Fahrhebel nach vorne drückte. Sie waren nur noch zweihundert Meter von der Küste entfernt, dann einhundert Meter, und dann konnte Beck das Muttermal durch sein Fernglas deutlich erkennen.

»Er ist es«, bestätigte Beck in der Erwartung, dass die Falle nun zuschnappen würde und die nordkoreanischen Soldaten unter den Bäumen hervorstürmen würden. Aber in den Wäldern blieb es still. Bei sechzig Metern Entfernung von der Küste piepste der Tiefenmesser.

»Wenn wir noch näher fahren, laufen wir auf«, sagte Kang.

Während Choe bereits das Schnellboot wendete, trat Beck aus der Fahrerkabine und bedeutete Sung, zum Boot zu schwimmen.

Der Nordkoreaner hinkte ins Wasser, doch als es ihm bis zu den Schultern ging, begann er zu schreien.

»Er kann nicht schwimmen«, erklärte Kang.

»*Er kann nicht schwimmen?* Daran hätte er denken sollen, als er für seine Flucht diesen verlassenen Strand gewählt hat.« Beck spähte nochmals zur Küste hinüber. Alles war still. »Vermutlich bezahlt man mich dafür so großzügig.«

Beck zog seine Kleidung aus, legte die Pistole auf den Stapel und tauchte von dem Phantom-Schnellboot in das kühle, salzhaltige Wasser. Er tauchte so weit wie möglich und kam nur wenige Meter vor Sung an die Oberfläche, um zu atmen. Mit einer raschen Bewegung legte er Sung die Arme unter den Achseln um den Leib, wie es Rettungsschwimmer tun, wenn sie einen Ertrinkenden bergen. Der Körper des Mannes fühlte sich schwammig an in seinen Händen.

Mit vor Panik verzerrtem Gesicht – ob aus Angst oder Überraschung ließ sich nicht erkennen – versuchte Sung, sich zu befreien, indem er wild mit den Armen um sich schlug. Aber Beck gelang es, seine Arme zu bändigen und ihn zum Schnellboot zurückzuschleppen, wo ihn Kang hochzog.

»Los«, rief Beck, sobald er sich aus dem Wasser gehievt hatte.

Choe drückte den Fahrhebel nach vorn, und schon jagte das Schnellboot nach einer scharfen Rechtskurve davon, die Beck gegen die Seite der Kabine taumeln ließ.

»Verdammt, Choe!«

Choe zog den Fahrhebel ein wenig zurück, sodass das Schnellboot wieder ruhiger wurde. Sie entfernten sich in südwestlicher Richtung von der Küste, wobei sie mit fünfundfünfzig Knoten über die Wellen flogen.

»Ist alles klar bei dir?«, erkundigte sich Kang.

»Ja, ich bin in Ordnung.« Beck fühlte einen pochenden Schmerz an der Stirn, schätzte sich aber dennoch glücklich, denn sie waren schon fast wieder zu Hause. Sung stieß einen Schwall koreanischer Worte aus.

»Er sagt, dass es ihm leidtut, dass er nicht schwimmen kann«, übersetzte Kang.

»Mir auch.« Beck schaltete in der Fahrerkabine das Licht ein. Das Muttermal war unverkennbar.

»Beruhigen Sie sich«, sagte er zu Sung auf Koreanisch. »Sie sind in Sicherheit.« Dann schob er Sung zu der Bank im hinteren Bereich der Kabine. »Setzen Sie sich.«

Nachdem Beck trockene Kleidung aus seiner Tasche übergezogen hatte, steckte er die Pistole zurück in die Hose. Er hatte viele Fragen an Sung, aber sie mussten warten, bis das Schnellboot wieder in internationalen Gewässern war. »Lass eine Simulation laufen«, forderte er Kang auf. Kang drückte einige Knöpfe am Keyboard, worauf auf dem Schirm nun die Position des Schnellbootes mit den feindlichen Booten während der nächsten halben Stunde angezeigt wurde, sofern alle Beteiligten ihren derzeitigen Kurs beibehielten.

»Bei diesem Kurs ist das Boot im Westen unser größtes Problem«, erklärte er. »Wenn wir unseren Kurs nicht ändern, werden wir in etwa fünf Minuten aufeinandertreffen.«

»Wie steht es mit den Jets?«

»Einer steuert direkt auf uns zu. Der andere bleibt im Westen, für den Fall, dass wir auf das offene Meer hinaus flüchten. Und dann haben wir noch diese hier.« Kang deutete auf zwei weitere gelbe Markierungen, die auf sie zukamen. »Das sind Fluggeräte in weniger als dreihundert Metern

Höhe bei einer Geschwindigkeit von 280 km/h.«

»Hubschrauber«, sagte Beck. »Die ziehen aber wirklich alle Register.«

»Offenbar sind sie begierig darauf, unsere Bekanntschaft zu machen.«

Beck betrachtete prüfend den Schirm. Keines der feindlichen Boote oder Fluggeräte steuerte direkt auf das Phantom-Schnellboot zu. »Sieht nicht aus, als hätten sie uns schon im Visier.«

»Sie brauchen Sichtkontakt. Ihr Radarsystem ist ihre größte Schwäche.«

»Das wollen wir hoffen«, gab Beck zurück. Die Hubschrauber bereiteten ihnen am meisten Schwierigkeiten. Die Boote konnten sie nicht einholen, und die Jets konnten weder so tief noch so langsam fliegen, dass sie sie sahen. Aber die Hubschrauber waren dazu imstande. Das bedeutete, dass ...

»Sag Choe, dass er nicht der Küste folgen soll«, sagte Beck. »Ich will, dass er nach Südwesten steuert, auf zweihundertfünfzehn Grad.« Hinaus auf das offene Wasser des Gelben Meeres.

Damit mussten sie immer noch an einem Boot vorbei, aber zumindest würden sie mit diesem Manöver die Hubschrauber trennen.

Offenbar hatten die Nordkoreaner Sung bis zum Treffpunkt verfolgt.

Aber sie hatten kein Schnellboot erwartet, dachte Beck. Ohne

Radarsystem zogen sie systematisch das Netz zusammen, indem sie von allen Richtungen kamen, in der Hoffnung, das Schnellboot visuell auszumachen und mithilfe ihrer Jets in die Luft zu jagen.

Doch die Nordkoreaner wussten nicht, wie schnell dieses Boot war. Die Geometrie stand ihm zur Seite. Nur ein einziger feindlicher Kutter lag zwischen dem Phantom und der offenen See. Und mit jedem Kilometer, den das Schnellboot zurücklegte, vergrößerte sich das Suchgebiet, sodass es immer schwieriger wurde, sie zu finden. In fünfundvierzig Minuten wären sie in internationalen Gewässern, wo die F-16, die besten Babysitter der Welt, über sie wachten.

»Und sag ihm, dass er uns mit voller Geschwindigkeit geradewegs hinausbringen soll«, wies Beck Kang an. Am besten ließen sie die Gefahr so schnell wie möglich hinter sich. Die Geschwindigkeit würde sie retten. Nachdem Kang den Befehl an Choe weitergegeben hatte, flog das Phantom-Schnellboot mit fünfundsiebzig Knoten über das ruhige Meer, wobei es lange niedrige Schaumwellen hinter sich ließ. Trotz der Gefahr konnte Beck seine Bewunderung für das Boot nicht

unterdrücken. Unter anderen Umständen wäre er gern mit einem Corona-Bier in der Hand neben Choe gesessen und hätte zugesehen, wie der Ozean an ihnen vorüberzog.

Aber nicht heute Nacht. Noch bevor das Schnellboot den feindlichen Kutter erreichte, musste es zwei weiteren Hindernissen ausweichen: zwei kleinen Inseln, die etwa acht Kilometer vor der Küste lagen und einen Kanal von knapp fünf Kilometern Breite bildeten. Den Satellitenaufnahmen zufolge befanden sich auf beiden Inseln Marinestützpunkte.

Während sich über ihnen die Wolken lichteten, kam der klare Nachthimmel mit heller Mondscheibe zum Vorschein. Das entsprach keineswegs Becks Wünschen. Er sah prüfend zu den beiden Inseln hinüber. Auf Changnin im Osten war alles ruhig, sodass er sich einen Augenblick fragte, ob die Satelliten sich geirrt hatten. Dann erhellte im Westen eine Reihe von roten Leuchtkapseln die Nacht. Auch wenn die Kugeln das Schnellboot verfehlten, bedeuteten sie Schwierigkeiten. Wer auch immer auf der Insel war, er hatte gesehen, dass das Boot vorüberfuhr.

Während Changnin hinter ihnen verschwand, hörte Beck das ferne Heulen von Jetmotoren. »Wie nah?«, fragte er Kang.

»Mindestens fünf Minuten entfernt.«

»Und der Kutter?«

»Wir passieren ihn in etwa drei Minuten.«

»Wie nah?«

»Ungefähr eintausend Meter entfernt.«

Beck hätte den eigenen Kurs abändern können, um mehr Raum zwischen ihres und das feindliche Boot zu legen. Aber wenn zwei Boote nahezu geradlinig aufeinander zufuhren, passierten sie einander innerhalb weniger Sekunden, was dem feindlichen Boot kaum Gelegenheit bot, seine Geschütze auf das Schnellboot zu richten.

Sung hatte die Arme um den Leib geschlungen und kauerte sich auf der Bank in der Ecke zusammen. Seine Kleidung war durchnässt, und sein schwarzes Haar hob sich matt vom Schädel ab. Beck fragte sich, was mit ihm los war. Er sah nicht wie jemand aus, der eben dem schlimmsten Unterdrückungsregime der Welt entkommen war. Vielleicht fürchtete er, was nun mit seiner Familie geschehen würde. Der Akte zufolge war er

verheiratet und hatte zwei halbwüchsige Söhne.

»Keine Sorge«, sagte Beck in stockendem Koreanisch, »Sie sind in Sicherheit.«

Sung stöhnte nur auf und schüttelte den Kopf. Beck wandte sich an Kang. »Wir müssen herausfinden, was mit ihm los ist.«

»Im Augenblick haben wir größere Probleme«, sagte Kang. »Das Jagdflugzeug hält direkt auf uns zu.«

Durch die getönten Scheiben der Kabine sah Beck den nordkoreanischen Jet, dessen Betriebslichter in der Nacht blinkten. Das Jagdflugzeug bewegte sich in südsüdwestlicher Richtung, lag noch einige Kilometer hinter ihnen, holte aber auf, sodass das Heulen seiner Düsen von Sekunde zu Sekunde answoll.

»Entweder der Pilot kann hellsehen, oder sie haben ein neues Radarsystem gekauft, als wir gerade nicht hingesehen haben«, meinte Beck.

Der Jet ging in steile Schräglage, um einen guten Winkel zum Feuern zu finden.

»Er fliegt jetzt schon unter dreihundert Meter«, sagte Kang.

»Zweihundertfünfzig ... zweihundert ...«

Das Jagdflugzeug besaß kurze stämmige Flügel, die hoch am Rumpf befestigt waren, und unter den Flügeln acht Raketenhalterungen. Es war eine russische Su-25, ein Einsitzer-Jet, der in den Achtzigerjahren gebaut worden war. Nach westlichem Standard war er längst überholt, aber immer noch tödlich.

Das Phantom-Schnellboot schaukelte, als die Su-25 heulend vorüberzog und zwei Raketen aus den Halterungen unter den Flügeln abwarf. Die Raketen in der Größe eines Surfbretts schlugen etwa dreihundert Meter hinter dem Boot auf das Wasser auf und explodierten mit solcher Macht, dass sie zwei Meter hohe Wellen über die Meeresoberfläche ausschickten. Das Phantom-Schnellboot sprang hoch und krachte wieder auf die Wasserfläche, und dies wieder und wieder, bis die Wellen allmählich verebten. Beck stützte sich an der Kabinenwand ab, wodurch es ihm diesmal gelang, auf den Beinen zu bleiben.

Der Lärm des Jets verhallte, während das Jagdflugzeug abdrehte, um zu einem neuen Angriff anzusetzen. In diesem Augenblick tauchte aus der Dunkelheit der nordkoreanische Kutter auf, ein grauschwarzes Boot,

hinter dessen Kabine schwere Maschinengewehre montiert waren. Der Zwillingsscheinwerfer des Kutters schwenkte auf der Suche nach dem Schnellboot nach links und rechts. Als er es fand, füllte sich die Fahrerkabine des Phantom-Schnellbootes für einen Moment mit unerbittlichem, allwissendem weißem Licht. Als würde Gott selbst sie beobachten.

In der plötzlichen Helligkeit sah Beck, dass Sung auf der Bank zitterte. Die Maschinengewehre des Kutters eröffneten das Feuer. Ihre Kugeln schlugen dumpf in den Rumpf des Schnellbootes und die Glasscheiben der Kabine ein. Die Fenster bebten, ehe sie mit langen weißen Narben, die sich durch das klare Plastik fraßen, brachen. So viel zur Taktik, direkt auf den Feind zuzufahren, dachte Beck. Es war Zeit für Plan B.

»Choe! Scharf nach Steuerbord! Kurs zwei-siebzig!«

Beck schleuderte Sung zu Boden und warf sich über ihn in der Hoffnung, dass die Zwillingsmotoren des Phantom-Schnellbootes sie aus der Gefahrenzone brachten. Choe drehte nach Westen ab und nahm dabei gerade so viel Fahrt zurück, dass die Nase des Bootes nicht das Wasser berührte. Beck schloss die Augen und hörte, wie das Fiberglas der Fenster endgültig barst. Dann fühlte er, wie sich Splitter in seinen Nacken gruben.

Während das Schnellboot davonschoss, verklang auch das Gewehrfeuer. Beck erhob sich und schüttelte die Plastiksplitter von der Kleidung. Die Fenster an der Rückseite der Kabine waren teilweise durchschossen. Selbst angeblich kugelsicheres Glas hielt einer Maschinengewehrsalve aus dieser Nähe nicht stand. Das Dröhnen der Motoren erfüllte die Kabine.

Bumm! Funken stoben aus den Motoren, die Kabine erbehte, und das Boot hob die Nase aus dem Wasser. Dann verlor das Schnellboot an Geschwindigkeit und zog nach rechts. Choe nahm den Fahrhebel zurück. »Maschine! Maschine!«, brüllte er auf Englisch, bevor er ins Koreanische wechselte.

»Er sagt, dass wir einen der Mercury-Motoren verloren haben und dass der andere wenig Öl hat«, erklärte Kang Beck einige Sekunden später.

»Wir schaffen nicht mehr als dreiunddreißig Knoten, und

fünfundzwanzig wären besser.«

Unter anderen Umständen wären dreiunddreißig oder fünfundzwanzig Knoten mehr als zufriedenstellend gewesen, aber nicht in dieser Nacht, dachte Beck.

»Wie können sie uns so leicht finden?«, fragte Kang mit einem Blick auf Sung.

»Das habe ich mich auch schon gefragt.« Beck griff nach Sungs Rucksack. Sung versuchte, ihn daran zu hindern, aber Beck versetzte ihm mit der flachen Hand einen harten knappen Schlag, durch den der Kopf des Koreaners zur Seite flog. Nach einem zusätzlichen Hieb in den Bauch ging er zu Boden. Beck leerte den Inhalt des Rucksacks auf den Boden. Ein Paar abgetragene Nylonhosen, ein dünnes Baumwollhemd und billige schwarze Schuhe, alles durchtränkt.

Und in einem wasserdichten durchsichtigen Plastikbeutel lag eine Stahlbox von dreißig mal zwanzig mal zehn Zentimetern, an deren Oberseite drei Lichter rot und grün blinkten. Ein Transponder, der die Position des Phantom-Schnellbootes an jedes nordkoreanische Schiff und jeden Jet in einem Umkreis von dreißig Kilometern übertrug. Der Mann, zu dessen Rettung sie gekommen waren, hatte sie verraten.

Tysons Corner, Virginia

Nachdem sich die matten Stahltüren des Aufzugs knirschend geöffnet hatten, trat Exley auf einen fadenscheinigen braunen Teppich hinaus, der vermutlich seit Saddam Husseins Geburt nicht mehr gereinigt worden war. Am Ende des Ganges kennzeichnete eine diskrete Messingtafel mit der Aufschrift »Okay Enterprises« eine schwarze Tür. Sobald Exley mit dem Daumen einen Sicherheitsscanner berührte, glitt der Türriegel mit dumpfem Grollen auf.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, stieg ihr der belebende Duft frischen Kaffees in die Nase. Das Büro, das sie nun betrat, glich in seiner absurden Durchschnittlichkeit dem Wartezimmer eines Zahnarztes. Freundliche Poster und Lithografien von Thomas Kinkade schmückten die Wände. Schmale Holzstühle standen neben einem alten Tisch, auf dem alte Zeitschriften darauf warteten, dass Besucher in ihnen blätterten. Aber niemand las je diese Zeitschriften. Denn niemand besuchte je Okay Enterprises.

»Morgen, Mrs Exley.«

»Morgen, Tim.« Tim war ein untersetzter Mann Ende vierzig. Heute, wie an jedem anderen Tag, trug er eine gebügelte khakifarbene Hose und ein Sportsakko, um sein Schulterhalfter zu verbergen. Er sprach wenig, und Shafer, Exleys Vorgesetzter, schwor auf ihn. Neben seinem Schreibtisch gurgelte fröhlich die Kaffeemaschine.

»Offenbar bin ich genau zur richtigen Zeit gekommen.«

»Ich hab den Kaffee eben gebrüht, weil ich dachte, dass Sie bald kommen werden.« Tims Akzent ließ sich nicht leicht zuordnen. Mitunter schwang ein wenig Südstaatenakzent mit, dann wiederum war er etwas flacher, wie man im Mittleren Westen sprach. Er goss bereits den dampfenden Kaffee in einen Plastikbecher mit Tarndesign, auf den »Operation Freiheit für den Irak« in weißen Buchstaben aufgedruckt war. Shafer hatte die Kaffeebecher in einem Restpostenlager der Armee gekauft. Ursprünglich hatten sie neun Dollar neunundneunzig pro Stück gekostet, waren aber bereits auf einen Dollar reduziert worden. »Das nenne ich ein gutes Geschäft«, hatte Shafer gesagt. »Ich wollte zwar

welche mit dem Gesicht von Rumsfeld darauf, aber vermutlich sind die schon vor Langem eingestampft worden.«

Exley nahm den Kaffeebecher dankbar entgegen. »Danke. Hatten Sie ein nettes Wochenende?«

»Mhm.« Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder der *Post* auf seinem Schreibtisch zu.

Das werde ich als Ja, dachte Exley. Seit Shafer Tim in die Abteilung gebracht hatte, hatten Wells und sie sich fragt, wie sein Privatleben aussah. War er verheiratet, geschieden, Bigamist, schwul? Wohnte er in der Nähe des Büros? Verbrachte er seine Wochenenden auf dem Jupiter und pendelte er jeden Montagmorgen durch einen Raum-Zeit-Lift auf die Erde? Sie würde es nie erfahren. Immerhin war sie nicht einmal sicher, ob er tatsächlich »Tim« hieß. Shafer, der es wusste, würde es ihr nicht sagen.

»Tim hält viel von Privatsphäre«, hatte Shafer gesagt, als sie ihn gefragt hatte. »Ich bin sicher, dass Sie und John das respektieren.« Dabei hatte er wie die Grinsekatz aus dem Wunderland gelächelt. Allerdings hatte ihr Shafer einen Informationskrümel zugeworfen. Tim hatte noch nie für die Agency gearbeitet.

Es war kein Zufall, dass niemand etwas über Tims bisherigen Lebensweg wusste. Die heruntergekommenen Büros spiegelten nur die einzigartige ruhelose Position wider, die Wells, Exley und Shafer innerhalb der CIA einnahmen. Die Hälfte ihrer Zeit verbrachten sie auf dem Campus in Langley, der nur wenige Kilometer entfernt an derselben Straße lag. Dennoch hatte Shafer bewusst diese Räumlichkeiten so weit entfernt wie möglich vom Dunstkreis der Agency gewählt.

Die Agency bezahlte die Wohnung, und jeden Monat durchstreifte ein Team der CIA-Abteilung für elektronische Gegenmaßnahmen die Räumlichkeiten nach Wanzen. Shafer erzählte ihnen jedoch nicht, dass sich danach auch sein eigenes Team für Gegenmaßnahmen auf die Suche nach Geräten machte, die der Agency vielleicht entgangen waren – oder von ihr installiert worden waren. Zusätzlich ließ Shafer das Büro nicht von den Sicherheitsleuten der Agency bewachen, sondern vertraute für diese Aufgabe auf Tim.

Selbstverständlich hasste Vinny Duto dieses Arrangement. Er hatte auch allen Grund, unglücklich zu sein, dachte Exley. Shafer setzte sich über die Richtlinien der Agency und ein Dutzend Gesetze hinweg. Aber nach dem, was vor einem Jahr in New York passiert war, konnte niemand Wells, Exley oder Shafer etwas anhaben.

Die körperlichen Folgen des Anschlags auf dem Times Square waren schwerwiegend gewesen. Sowohl Wells als auch Exley waren angeschossen worden und brauchten mehrere Monate, um sich wieder zu erholen. Wells musste sich zusätzlich mit einer weiteren Schwierigkeit auseinandersetzen. Während die Agency Exleys Identität nicht preisgegeben hatte, war Wells' Name an die Öffentlichkeit gedrungen, wenn auch ohne Foto und biografische Einzelheiten. Die Agency hatte angeboten, öffentlich zu verkünden, dass Well gestorben sei, und war auch bereit, ein vorgetäushtes Begräbnis für ihn abzuhalten, aber Wells hatte diesen Vorschlag zurückgewiesen. Zu Exley hatte er gesagt, dass er nicht gezwungen sein wollte, Evan, seinem Sohn aus seiner gescheiterten Ehe, zu erklären, dass er am Leben war, während er vorgab, tot zu sein. Außerdem würde der Plan ohnehin nicht klappen, wie er meinte. Viel zu viele Menschen innerhalb und außerhalb der Agency wussten, dass er überlebt hatte. Stattdessen musste er sich nun mit Situationen auseinandersetzen, wie dem Zusammentreffen mit dem Streifenpolizisten.

Für den Alltag hatte die Agency Wells eine neue Identität verliehen und sie mit Führerschein, Pass und Kreditkarten abgesichert. Um all jene zu verwirren, die nach ihm suchten, hatte Langley Websites mit Fehlinformationen ins Netz gestellt, die sie als wahr darstellten. Auf einigen behaupteten sie sogar, dass Wells gestorben war und unter falschem Namen in Arlington begraben sei. Andere erklärten, dass es »John Wells« nie gegeben habe, und dass der Anschlag, den er vereitelt hatte, nur ein CIA-Komplott sei, um dem Kampf gegen den Terrorismus mehr Gewicht zu verleihen. Wiederum andere verkündeten, dass er sich aus der Agency zurückgezogen habe und nun im Rahmen eines CIA-Schutzprogramms lebe.

Zum Glück war Wells nicht leicht aufzuspüren. Tausende Männer trugen denselben Namen, und die einzigen Fotos, die von ihm zirkulierten, waren zwanzig Jahre alt. Gleichzeitig konnte er seine Identität nicht

vollständig verändern. In Langley kannten ihn zu viele Officer, ebenso wie seine ehemaligen Kumpel in der Armee und seine Freunde aus der Highschool- und College-Zeit. Zusätzlich trieben genug Fragmente über sein Leben im Internet umher, sodass mittlerweile ein beständiger Strom von Touristen sein Elternhaus in Montana besuchte.

Duto und Wells umkreisten einander immer noch misstrauisch. Sie waren nie gut miteinander ausgekommen. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Wells den Anschlag auf New York vereitelt hatte. Die Feindseligkeit bestand weiterhin. Wells war unkontrollierbar, der Antibürokrat. Außerdem ließ das, was er am Times Square getan hatte, die übrigen Mitarbeiter der Agency als inkompetent und beinahe unwichtig erscheinen. Duto war jedoch kein Narr. Er wusste, dass er Wells nicht direkt angreifen durfte. Deshalb hatte er sich für einen anderen Weg entschieden. Er ließ Wells, Exley und Shafer freien Lauf. Sie besaßen dieselbe Zugangsbefugnis zu Informationen der höchsten Geheimhaltungsstufe wie er. Sie durften in jede Besprechung hineinplatzen, jede Analyse lesen und ihnen waren Einzelheiten zu jeder Operation zugänglich, die sie nur wollten.

Gleichzeitig hatte Duto sie außerhalb der üblichen Kommandostruktur der Agency gestellt. Sie mussten ihm direkt Bericht erstatten, und er hatte unmissverständlich klargestellt, dass er nicht bereit war, die Verantwortung zu übernehmen, falls sie Fehler machten. In gewisser Weise waren sie dadurch zu einer Agency innerhalb der Agency geworden, einer Art Mini-CIA. Exley und Shafer hatten schon vor Jahren in einer ähnlichen Position gearbeitet, aber jetzt besaßen sie unvergleichlich mehr Macht.

Exley war nicht sicher, wie sie die Blankovollmacht verwenden sollte, die man ihnen erteilt hatte, und ihrer Einschätzung nach ging es Shafer genauso. Was Wells betraf ... Nun, er verbrachte seine Tage damit, Gewichte zu stemmen, zu laufen, Motorrad zu fahren und sich Western anzusehen. Körperlich war er in Topform, mental sah es anders aus. Wie gern hätte Exley Mittel und Wege gefunden, um ihn aus seiner Starre zu lösen – was nur eine höfliche Umschreibung von klinischer Depression war. Aber sie wusste besser als alle anderen, dass sie nur das Gegenteil bewirken würde, wenn sie ihn unter Druck setzte.

Sie klopfte an Shafers Tür.

»Herein.« Shafer lag ausgestreckt auf seiner Couch und tippte auf seinem Laptop. Unter den langjährigen CIA-Mitarbeitern war er berühmt – oder besser gesagt berüchtigt – für sein Gefühl für Mode. Oft genug hatte ihn Exley in roter Hose und braunem Sakko gesehen – wie es sich nur Ronald Reagan leisten konnte -, und ihr persönlicher Favorit waren seine schwarzen Lederstiefel, die zweifellos besser zu einer Transvestiten-Nutte gepasst hätten. Shafer hatte sie an einem der wenigen schneebedeckten Tage in Washington getragen. Als sie ihn fragte, wo er sie erstanden habe, erzählte er, dass er, nachdem er seine Winterstiefel nicht gefunden hatte, bei Nordstrom einen Zwischenstopp eingelegt hatte, um Ersatz zu besorgen.

»Sie waren im Angebot«, sagte er.

»Darauf wette ich.«

Mitunter hatte Exley ihren Boss im Verdacht, sich absichtlich schlecht zu kleiden, um sein Image als zerstreutes Genie zu unterstreichen. Aber wenn er in einer Kombination auftauchte, wie an diesem Tag – einem kanarienvogelgelben Poloshirt mit Jeans, die fünf Zentimeter über seinen hageren Knöcheln endeten – änderte sie ihre Meinung. Niemand wählte wissentlich einen so lächerlichen Aufzug.

»Gab es Hochwasser zu Hause?«, erkundigte sie sich. Als er sie nur verständnislos ansah, verzichtete sie auf eine Erklärung.

»Sehen Sie sich das an.« Shafer deutete auf seinen Computer, auf dem eine Internetseite von eBay geöffnet war. »Ein Jahrbuch von Dartmouth aus Wells' Jahrgang. Es wird mit dem Aufhänger angeboten, dass es ein Bild des ›wahren John Wells‹ enthält. Ein Porträt.«

Exley sah zweimal hin, um sicher zu sein. »Jemand bietet tatsächlich achthundert Dollar für ein Jahrbuch? Das muss ein Scherz sein.«

»Sie sollten ein paar Fotos von ihm schießen.«

»Unglaublich«, sagte Exley. »Aber Sie sollten trotzdem nicht kündigen. Oder haben Sie schon?«

»Wo ist Ihre bessere Hälfte?«

»Er war noch spätnachts mit dem Motorrad unterwegs.«

»Irgendjemand sollte das Motorrad klauen.« Shafer schloss den Laptop.

»Wie geht es unserem Problemkind?«

»Bitte nennen Sie ihn nicht so.« Auch wenn Shafer sie immer wieder zur Raserei trieb, vertraute sie ihm mehr als jedem anderen in der Agency,

einschließlich Wells. Sie setzte sich ans Fenster, das mit einer Teflonschicht überzogen war, die die Vibrationen des Glases dämpfte und so eine Abhörung von außen unmöglich machte.

»Für mich ist es leichter«, sagte sie. »Immerhin habe ich noch David und Jess, um die ich mich kümmern muss. Außerdem kennt mich niemand. Ich kann mich mit Freunden treffen, während er keine Freunde hat, Ellis. Die Menschen, die er kennt, haben eine außergewöhnlich hohe Sterberate.«

»Er sollte aufhören, sie zu töten.« Shafer rieb sich kräftig die Nase. Sie wandte den Blick ab, nur für den Fall, dass er wieder mit dem kleinen Finger in der Nase bohrte, wobei sie ihn in den letzten Jahren mehrmals ertappt hatte. »Er könnte ein Buch schreiben. Seine Memoiren.

Zumindest hätte er auf diese Weise etwas zu tun.«

Sie konnte sich nicht zurückhalten zu lachen. »Seine Memoiren? ›Wie ich angeschossen wurde, als ich die Welt rettete‹. Von John Wells.

Danach könnte er bei *Oprah* auftreten und darüber sprechen. Er wird mit Begeisterung auf ihre Couch springen.«

»In Ordnung. Dann soll er den Dienst quittieren. Wenn er lieber irgendwo lebt, wo sich niemand um ihn kümmert, dann soll er ein Waisenhaus in Afrika leiten. Und Sie mit ihm. Die Agency wird sicherstellen, dass Sie sich um Geld keine Sorgen machen müssen. Duto wird den Scheck eigenhändig unterschreiben, nur um euch los zu sein.« An etwas Ähnliches hatte auch sie schon gedacht. Allerdings konnte sie sich nicht vorstellen, dass es funktionierte. Zumindest noch nicht. »Ich glaube nicht, dass er dazu bereit ist.« Sie schwieg einen Augenblick, um die richtigen Worte zu finden. »Ellis, außer ihm wäre niemand auf dieser Welt imstande gewesen, Khadri zu stoppen.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Doch, das tue ich. Und Sie auch. Ohne ihn wäre Manhattan heute eine Giftmülldeponie. Niemand zahlt auch nur einen Cent für *Ihr* College-Jahrbuch, ebenso wenig wie für meines.«

»Ich wünschte, Sie wären meine Freundin«, sagte Shafer. »Sie sind gut für das Ego. Sie wollen also sagen, dass es eine Vergeudung seiner Talente wäre, wenn er in Afrika ein paar Kinder rettet.«

»Tun Sie nicht so, als würden Sie mir nicht zustimmen.«

»Ich stimme zu, dass er sich das Recht verdient hat, alles zu tun, was ihn

glücklich macht. Und Sie auch. Sofern Sie beide herausfinden, was auf Gottes grüner Erde das sein könnte.«

»Das ist nicht alles. Ich glaube, dass er an einer posttraumatischen Belastungsstörung leidet. Er schläft nicht. Mitunter geht er nicht einmal zu Bett. Manchmal, wenn ich morgens aufwache, sitzt er vor meinem Laptop und spielt Solitaire, als wäre er die ganze Nacht aufgeblieben.«

»Es wäre keineswegs verwunderlich, wenn er an einer posttraumatischen Belastungsstörung litte. Haben Sie je mit ihm gesprochen, wie es dort drüben war?«

Als Exley fühlte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen, wandte sie sich ab, damit Shafer es nicht sah. Sie hatte versagt. Indem es ihr nicht gelungen war, Wells aus der Reserve zu locken, hatte sie ihn verraten.

»Wer, glauben Sie, sind Sie, Ellis?«

»Ich bin auf Ihrer Seite.«

Sie fegte sich die Tränen vom Gesicht und wandte sich wieder Shafer zu.

»Wir müssen eine Operation für ihn finden.«

»Noch mehr Kerle zu töten, wird ihn nicht über sein Trauma hinwegbringen.«

»Aber es wird ihn von dem verdammt Motorrad fernhalten. Wenn er schon sterben sollte, dann wenigstens für eine gute Sache.«

»Sie glauben tatsächlich, dass das, was wir hier tun, für eine gute Sache ist?«

»Ich ertrage diese Diskussion nicht länger.« Sie war das Gespräch leid.

»Außerdem wollte ich Sie noch in einer anderen Angelegenheit fragen, die nichts mit dieser Sache zu tun hat. Glaube ich.« Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Einige Minuten später kehrte sie mit einem Stapel Unterlagen aus ihrem Safe zurück.

»Das sind die Nachkriegsberichte für Afghanistan, und zwar sowohl unsere als auch die der Armee. Grobe Feldakten. Das Pentagon wollte sie mir nicht schicken, aber als ich ihnen meine unbeschränkte Zugangsbefugnis gezeigt habe, hatten sie keine andere Wahl.«

»Die Mitgliedschaft im richtigen Klub bringt Privilegien mit sich«, sagte Shafer. »Warum haben Sie mir nicht davon erzählt?«

»Sie waren mit eBay beschäftigt.« Exley reichte Shafer mehrere Papiere. »Das ist eine Zusammenfassung der Berichte der Special Forces« – der Spezialeinheiten. »Im Wesentlichen besagen sie, dass sich die Taktiken der Taliban ständig verbessern. Die Zahl ihrer Todesopfer sinkt, während unsere steigt.«

»Wir haben demnach nur die Dummköpfe erwischt.«

»Dahinter steckt mehr. In diesem Bericht wird eine ›Koordination auf Kompanieebene‹ erwähnt, ›wie man sie üblicherweise bei professionell ausgebildeten Armeen findet‹. Und hier heißt es« – sie blätterte zu einem früheren Bericht zurück – »dass sich die feindlichen militärischen Führungssysteme verbessert haben ... ›Eine Kombination aus verbesserter Abwehr und gezielten Bewegungen, wie sie bislang nicht beobachtet wurden.‹ Überall finden sich Hinweise darauf.«

»Ausgezeichnet. Die Taliban lernen, wie man kämpft. Gut für sie, schlecht für uns. Und weiter?«

Exley zog einen weiteren Bericht hervor. »Vor zwei Monaten erzählte uns ein gewisser Colonel Hamar von der afghanischen Armee in Kandahar, dass die Taliban ein ›professionelles Training‹ bekämen, und zwar – um mit seinen Worten zu sprechen – von ›ausländischen Kämpfern‹.«

»Das kaufe ich ihnen nicht ab«, entgegnete Shafer. »Die einzigen ausländischen Kämpfer in Afghanistan sind Bin Ladens Jungs. Und die kann man kaum als professionell bezeichnen. Außer man hält es für den Gipfel der Professionalität, wenn man sich selbst in tausend Stücke sprengt.«

»Lassen Sie mich aussprechen, Ellis. Übrigens ist der gute Lieutenant Colonel, kurz nachdem sich dieses Gerücht verbreitete, umgekommen.«

»Ich vermute, nicht auf natürliche Weise.«

»Man hat ihm die Kehle durchgeschnitten.«

»In Kandahar gilt das schon als natürlicher Todesfall.«

Exley gab Shafer ein Foto, das eine blutüberströmte Leiche zeigte, die in einen Teppich eingewickelt war. »Seine Leiche wurde vor dem Hauptquartier der örtlichen Polizei deponiert.«

»Ich glaube, das nennt man ›eine Botschaft überbringen‹.«

»Einerlei. Die Special Forces sprechen davon, dass die Taliban besser kämpfen, und in Kandahar berichtet man von ausländischen Kämpfern.

Dann gibt es noch diese Meldung von der Tenth Mountain Division.« Sie reichte ihm eine weitere Akte.

»Noch mehr ausländische Kämpfer?«

»Im Osten Afghanistans, in der Nähe der pakistanischen Grenze.«

»Nicht in der Nähe von Kandahar«, bemerkte Shafer.

»Ich habe nach weiteren Berichten der Tenth Mountain gesucht, aber es gibt keine. Sie sind eben erst angekommen.

Deshalb habe ich mir die alten Berichte der 101. angesehen.«

Die 101. Airborne Division.

»Noch mehr Ausländer.«

»Treffer, Ellis. Zwei Berichte. Aber niemand hat sie mit den neuen in Verbindung gebracht. Wie Sie wissen, zieht mit einer Division auch ihr Nachrichtendienst ab. Diese beiden beziehen sich ebenfalls auf den Osten Afghanistans.«

»Okay. Ich spiele mit.« Diesmal begann Shafer zu lesen, anstatt die Berichte nur durchzublättern wie bisher. Exley wartete. Zu Shafers Stärken zählte seine Bereitschaft, eine vorgefasste Meinung anhand neuer Beweise zu überdenken. Wenn doch nur mehr Mitarbeiter der Agency – und der Regierung jenseits des Flusses im Weißen Haus – diese Eigenschaft besäßen.

Schließlich sah Shafer auf. »Wollen Sie mir damit sagen, was ich glaube, dass Sie mir sagen wollen? Dass die Taliban Hilfe von außen bekommen? Dass eine ausländische Macht eigene Soldaten ins Land schickt, um die Taliban taktisch zu unterstützen?«

»Ich erinnere mich, dass wir Ähnliches gemacht haben.« Während der Achtzigerjahre hatten die USA die afghanischen Kämpfer gegen die sowjetische Armee unterstützt. Einige der damaligen Rebellen hatten sich nun gegen die USA gewandt.

»Aber die Taliban gewähren der Al-Quaida Unterschlupf«, sagte Shafer.

»Sie zu unterstützen wäre eine Kriegshandlung gegen die USA und die gesamte NATO.«

»Ein Stellvertreterkrieg.«

»Gehen wir davon aus, dass Sie recht haben. Wer steckt dahinter? Die Russen würden den Taliban auf keinen Fall helfen, wie sehr sie uns auch treffen wollen. Sie haben noch nicht vergessen, dass sie im Krieg gegen Afghanistan einhunderttausend Soldaten verloren haben.«

»Dann ist es jemand anders.«

»Wer? Niemand aus der NATO. Denn die stehen auf unserer Seite. Der Iran und Pakistan würden kaum als ›Ausländer‹ gelten. Nordkorea? China? Gibt es einen Hinweis auf Asiaten?«

»Nein. Die Kämpfer werden eindeutig als Weiße bezeichnet. Vielleicht Söldner?«

»Das wäre möglich. Aber heute bestimmen die Käufer den Söldnermarkt.«

Dass Shafer damit recht hatte, wusste Exley. Ehemalige Soldaten der Special Forces konnten heute als Sicherheitsleute im Irak fünftausend Dollar pro Woche verdienen. Südafrikanische und russische Soldaten bekamen weniger, aber auch sie gingen noch mit zehntausend Dollar im Monat nach Hause. Um die Taliban gegen die USA zu unterstützen, würden sie mehr Geld verlangen. Nicht aus moralischen Gründen, sondern lediglich wegen des höheren Risikos.

»Die Taliban können sich diese Leute nicht leisten«, sagte Shafer. »Wer bezahlt sie?«

»Ich glaube, es ist Zeit, das herauszufinden.« Nun gab sie ihm den letzten Bericht ihres Stapels. »Dies stammt ebenfalls von der Tenth Mountain Division. Es kam vor zwei Tagen. Ein ziemlich großes Lager im Osten Afghanistans mit zumindest fünfzig Taliban. Und mehrere weiße Kämpfer.«

»Werden sie sich das Lager vornehmen?«

»Im Augenblick nicht. Vorerst haben sie andere Prioritäten. Außerdem liegt es an einer schwierigen Stelle weit oben in den Bergen. Ich glaube, wir sollten einen Satelliten darauf ansetzen, um es uns näher anzusehen.«

»Das klingt vernünftig. Und dann?«

»Keine Ahnung. Das hängt davon ab, was wir sehen. Vielleicht können wir die Special Forces überreden, sich das Lager doch vorzunehmen.«

»In Ordnung. Sprechen Sie mit Greg Levine von der NSA.« Shafer notierte für sie eine Telefonnummer und gab ihr die Akten zurück. »Falls er pampig wird, dann sagen Sie ihm, dass er mich anrufen soll. Und Jennifer – wollen Sie, dass ich mit John darüber rede?«

Ohne zu antworten, ging sie zur Tür hinaus. Dieses eine Mal sollte sich ein anderer um Wells kümmern.

Drei Stunden später betrat Exley Shafers Büro in Langley. Wells war bereits anwesend. Was für eine nette Überraschung. Sie hatte ihn angerufen und gebeten zu kommen, war aber nicht sicher, ob er tatsächlich auftauchen würde.

»Wir haben sie schon?«, erkundigte sich Shafer. »Das ist Rekordzeit.«

»Levine sagte, dass sie bereits einen Satelliten in Position gebracht hätten und dass es kein Problem sei, solange ich ihm eine Verrechnungsstelle nennen würde«, erklärte Exley. »Ich habe ihm gesagt, dass er alles auf Ihre Rechnung setzen soll.« Als Teil der internen Abrechnungsprozedur der Regierung forderte die NSA die CIA immer zur Zahlung auf, wenn Langley um Fotos bat, für die die NSA den Orbit ihrer Satelliten ändern musste. Ein eigenes Team von Rechnungsprüfern stritt um die Konten der Agenturen, obwohl im Endeffekt immer der amerikanische Steuerzahler für alles die Rechnung erhielt. Das System diente entweder als notwendige Kontrolleinrichtung für Ausgaben oder war einfach ein kosmischer Scherz, je nachdem, wer es erklärte.

»Das sind sie. Ihre Steuerdollars bei der Arbeit.« Shafer klickte auf einen Ordner seiner Workstation in der Ecke, der an ein Glasfaserkabelnetzwerk angeschlossen war, über das codierte Bilder zwischen Langley, dem Pentagon und dem Hauptquartier der NSA verschickt wurden. Shafer war es nicht gelungen, die Agency zu überreden, das Netzwerk bis zu seinem Büro am Tysons Corner zu erweitern, sodass er jedes Mal nach Langley kommen musste, wenn er Fotos wie diese ansehen wollte.

Sobald sich der Ordner öffnete, zeigte er Dutzende grafische Files. Shafer klickte auf eines und sah dann zu dem eins komma drei Meter breiten Flachbildschirm an der Wand seines Büros hinüber. Aber der Bildschirm blieb schwarz.

»Toll, der Eifelturm«, sagte Exley.

»Nein, das ist der Regenwald«, warf Wells ein. Er hatte es sich auf dem Sofa bequem gemacht und seine langen Beine auf Shafers Couchtisch gelegt. Sein nächtlicher Ausflug schien keine Spuren hinterlassen zu haben. Wie Exley bemerkte, hatte er sich sogar rasiert.

»Zu kritisieren ist keine Kunst«, gab Shafer zurück. Nach einigen Handgriffen an der Rückseite seiner Workstation klickte er erneut.

Diesmal füllte eine bemerkenswert klare Aufnahme der afghanischen Berge den Flachbildschirm. Am Ende des Kalten Krieges feierte man die amerikanischen Spionagesatelliten wegen ihrer Fähigkeit, aus dem All ein Autokennzeichen lesen zu können. Heute konnte man nicht nur ein Autokennzeichen lesen, sondern sogar die Überschrift einer Zeitung. Shafer konzentrierte sich auf ein flaches Gelände von mehreren hundert Metern Länge, das sich am ehesten als Standort für ein Lager eignete. Wells war vom Sofa aufgestanden und starrte auf das Bild. Die Berge hatten ihn geweckt, dachte Exley. Seit Monaten hatte sie ihn nicht mehr so konzentriert und wachsam gesehen.

»Das ist mit Sicherheit ein Lager«, sagte Wells. »Ein großes.«

»Wo sind dann alle?«, erkundigte sich Exley. Auf der Abbildung waren nur zwei Männer erkennbar. Mit über die Schulter geworfenem Gewehr saßen sie mit dem Rücken an die Berge gelehnt. »Die Fotos wurden vor wenigen Stunden gemacht. Kurz vor der dortigen Abenddämmerung. Zur Essenszeit. Sollten da nicht Reihen von Männern zu sehen sein?«

»Sie kommen bald zurück. Sieh nur die beiden Lagerfeuer dort. Man zündet nicht zwei Feuer an, wenn man nicht viele Menschen versorgen muss. Und hier drüben ...« Wells trat nahe an den Bildschirm heran und deutete auf den südlichen Teil des Camps, wo hinter einer händisch aufgebauten Steinwand mehrere Löcher gegraben waren. »Das sind die Latrinen. Mindestens fünf Stück. Ein weiteres Zeichen dafür, dass sie schon längere Zeit dort sind und halbwegs gut organisiert sind.«

»Der Bericht spricht von vierzig bis fünfzig Mann.«

»Mindestens so viele. Ellis, fahren Sie bitte das Zoom zurück. Geben Sie mir die weiteste Ansicht, die Sie können.« Wells fuhr mit dem Finger über den Bildschirm. Er folgte einer Linie von der Kante im Süden in das Tal hinein. »Sehen Sie das?«

Shafer verstand als Erster. »Ein Pfad, am Hang des Berges abwärts.«

»Folgen Sie ihm nach Süden, weiter nach Süden.« Shafer scrollte den Bildschirm hinunter, indem er das Plateau verließ und sich in das Tal hineinbewegte.

»Kein Wunder, dass die bösen amerikanischen Ungläubigen damals immer zu wissen schienen, wo wir waren«, sagte Wells. »Wenn wir auch ein derartiges Gerät besessen hätten, wäre der Kampf fairer gewesen.« Er grinste Shafer an. Sein verwirrender Einsatz von »wir« und »sie«

geschah keinesfalls irrtümlich, wie Shafer und Exley nur allzu gut wussten.

»Würden Sie gern noch mal die Seiten wechseln?«, fragte Shafer.

»Ich bin nicht sicher, ob sie mich noch haben wollen, Ellis.«

»Außerdem, wo könntest du dort Motorrad fahren?«, warf Exley ein.

»Kinder, konzentriert euch bitte«, mahnte Shafer.

»Sie haben recht«, sagte Wells, während er erneut nahe an den Schirm herantrat. »Können Sie noch weiter hinunterscrollen?«

»Dieses Set geht nicht weiter nach Süden. Aber morgen bekommen wir ein anderes.«

»Dann vergrößern Sie bitte den südlichen Rand.« Wells sah zu Exley hinüber. »Siehst du, was sie hier am Talboden gemacht haben?

Unmittelbar links von der Stelle, wo der Pfad endet?«

»Die Zweige?«

»Siehst du, wie sie angeordnet sind? Sie sehen aus, als wären sie Teil des Waldes, aber das sind sie nicht. Sie sind dicker.«

Allmählich erkannte Exley die unter den Zweigen verborgenen Formen.

»Lastwagen?«

»Pick-ups. Mindestens vier Stück. Vermutlich Toyotas. Jeder mit einem Maschinengewehr Kaliber.50. Als ich noch bei ihnen war, machten sie sich nie die Mühe, sie zu verstecken.«

»Das bedeutet ...«

»Das beweist gar nichts«, wehrte Wells ab. »Aber es ist ein Hinweis darauf, dass sie eine Ausbildung erhalten.« Er sah zu Exley hinüber.

»Gut gemacht, Jenny. Auch wenn ich gestehe, dass ich nicht begreife, was hier läuft. Wer könnte verrückt genug sein, um die Taliban gerade jetzt zu unterstützen?«

»Welche Botschaft sollen wir an Bagram weitergeben?« Die Bagram Air Base lag nördlich von Kabul und war das Hauptquartier des amerikanischen Militärkommandos in Afghanistan.

»Sie müssen das Camp angreifen«, sagte Wells. »Sie müssen herausfinden, ob es tatsächlich besteht. Aber das wird eine schwierige Sache, denn wer auch immer dort oben ist, kann jeden ins Kreuzfeuer nehmen, der den Pfad hinaufkommt. Und ich wette, dass sie ziemlich schweres Zeug in diesen Höhlen lagern. Minenwerfer, raketengetriebene Granaten, einige Boden-Luft-Raketen.«

»Haben Sie Lust, hinzufliegen? Sommerurlaub in Afghanistan? Um der alten Zeiten willen?«

Obwohl Shafer die Frage gestellt hatte, sah Wells nicht zu ihm, sondern zu Exley hinüber. Wie sie die begeisterte Gier in Wells' Gesicht hasste! Er sah wie ein Hund aus, der eben die Fährte des Fuchses aufgenommen hatte. Gab ihm das Töten einen solchen Kick? Sie war nicht sicher, ob sie die Antwort darauf wirklich wissen wollte. Einerlei, denn immerhin hatte sie Shafer gesagt, dass sie Wells für diese Mission haben wollte. Um ihn auf die Probe zu stellen und aus seiner Starre zu lösen.

»Tu es, John.« Alles war besser als das Motorrad, dachte sie.

»Wenn mich die Kerle in Bagram haben wollen, werde ich darüber nachdenken.«

»Es wird einige Tage kosten, alles vorzubereiten, aber Sie haben recht, wir müssen angreifen«, sagte Shafer. »Und sie werden Sie gern in ihren Reihen aufnehmen.«

Shafers Telefon schrillte. Er legte einen Finger an die Lippen, um Exley und Wells zu warnen, dass sie still bleiben sollten, und hob dann ab.

»Hallo, Mr Tyson.« George Tyson war stellvertretender Direktor des Spionageabwehrdienstes und somit jener Mann, der dafür zu sorgen hatte, dass feindliche Spionagedienste nicht die CIA unterwanderten.

»Wann? Wo? Morgen wäre besser ... Nein ... wenn es dringend ist, okay. Wir treffen Sie dann. Ja. Wir. Ich und die zwei Musketiere.«

Er deckte das Mikrofon ab. »Seltsam. Tyson will noch heute Nacht mit uns sprechen. Nicht hier. Er sagt, dass in Korea etwas passiert sei.«

Verraten. Das Wort hallte in Becks Kopf wider, während er die rückwärtige Luke des Schnellbootes öffnete und den Transponder in das aufgewühlte Wasser hinter dem Boot schleuderte. *Verraten*. Nachdem er die Luke schwungvoll geschlossen hatte, versetzte er Sung einen Hieb, sodass dieser gegen die Seitenwand der Kabine prallte. *Verraten*. Mit der linken Hand presste er Sung gegen das getönte Glas, während er ihm mit der rechten Faust einen Schlag in den weichen Bauch versetzte. Der Mund des Nordkoreaners klappte auf, und seine Beine gaben nach. Während er auf den Boden glitt, rang er wortlos nach Luft.

»Frag ihn«, forderte Beck Kang auf. »Frag ihn, warum er uns tötet.« Beck war auf sich selbst noch wütender als auf Sung. Er hätte den Rucksack kontrollieren müssen, sobald Sung an Bord war. Aber er konnte es sich einfach nicht vorstellen, dass Sung seine einzige Hoffnung auf Flucht zerstören würde.

»Wenn er nicht redet, jage ich ihm eine Kugel in den Leib.« Bei diesen Worten zog Beck seine Pistole. »Genau das werde ich tun. Sag es ihm.« Als Kang mit seiner Übersetzung fertig war, blieb es zunächst still in der Kabine. Schließlich begann Sung stockend zu sprechen.

»Er sagt, dass der Sicherheitsdienst seine Familie hat. Seine Frau, seine Eltern, seine Kinder und seine Cousins. Sie alle werden sterben, wenn er nicht tut, was man ihm aufgetragen hat.«

»Was hat er getan, dass seine Tarnung aufgefliegen ist?« Als Sung Kangs Übersetzung hörte, schüttelte er den Kopf.

»Er hat nichts getan. Da ist er sicher. Es muss jemand auf unserer Seite gewesen sein. Eines Tages kam die Polizei. Sie ließen nichts gelten, was er sagte, denn sie wussten alles.«

»Warum haben sie uns nicht einfach festgenommen und das Boot versenkt, als wir landeten?«

Diesmal sagte Sung nichts. Beck legte die Pistole zur Seite, kniete sich auf Sungs Brust und versetzte ihm zwei Schläge ins Gesicht. Als er beim zweiten Schlag auch die Kraft seiner Schulter einsetzte, fühlte er, wie Sungs platte Nase unter seiner Faust brach. »Dafür haben wir keine Zeit.«

Als Sung nun sprach, waren seine Worte so leise, dass sich Kang mit

dem Ohr dicht über ihn lehnen musste. »Er hat keine Ahnung. Er glaubt, dass sie wissen wollten, wohin wir fahren, wo wir uns mit unseren Helfern treffen.«

»Warum hast du uns nicht gewarnt?«, fragte Beck nun Sung direkt auf Koreanisch. Auch wenn die Nordkoreaner Sung gezwungen hatten, die CIA um sofortige Rettung zu bitten, hätte er einen anderen Code senden können, durch den die Leute von der CIA gewusst hätten, dass er unter Druck stand.

»Ich hatte keine Wahl.«

»Natürlich hattest du eine Wahl«, gab Beck zurück.

Sung murmelte einige Worte zu Kang. »Er will uns etwas zeigen. Er sagt, dass du dafür aufstehen musst«, erklärte Kang.

Sobald Beck aufgestanden war, streifte der Nordkoreaner seine Nylonsport hose ab. Darunter trug er keine Unterwäsche, sondern eine Art medizinischen Verband im Schritt, der mit schwärzlich rotem Blut getränkt war.

Sung hob den Verband ab.

»Himmel«, entfuhr es Beck.

»O mein Gott.«

Sungs Penis und Hoden waren entfernt worden, sodass nur ein grobes Loch im Schritt zurückgeblieben war, das mit derben schwarzen Nähten zusammengezogen worden war. Aus der Wunde ragte ein Plastikkatheder heraus, aus dem rötlich gefärbter Urin auf den Kabinenboden tropfte.

»Zum Teufel. Das sind Tiere.«

Tränen liefen Sung über die Wangen und vermischten sich mit dem Blut, das ihm aus der Nase rann. Im blauen Fahrtlicht der Kabine ergab dies eine grauenhaft violette Kombination. Selten zuvor war Beck so froh gewesen über die kleine Glaskapsel in seiner Tasche. So vorsichtig wie möglich, zog er Sung Trainingshose hoch. Mit bebenden Schultern sprach Sung weiter.

»Er sagt, sie hätten ihm prophezeit, dass er auf jeden Fall sterben würde«, sagte Kang. »Weil er Kim Jong Il verraten habe. Aber sie sagten auch, dass sie dasselbe, was sie ihm angetan haben, auch seinen Söhnen und seinem Vater antun würden, wenn er uns warnt.«

»Sag ihm, dass er nicht sterben wird. Wir werden nicht zulassen, dass er

stirbt. Selbst wenn er es will.«

Nachdem Beck den Transceiver ins Meer geworfen hatte, hatten die Nordkoreaner zumindest vorübergehend ihre Spur verloren. Die Radarübertragung von der Hawkeye zeigte, dass die Su-25 und die Hubschrauber zwei Kreise um den Transceiver gezogen hatten. Daraufhin hatten sie schnell ihren Irrtum erkannt und die Suche ausgeweitet.

In der Zwischenzeit hatte Choe den Kurs des Schnellbootes auf einhundertfünfundsechzig Grad Südsüdost abgeändert, sodass sie in flachem Winkel auf Südkorea zusteuerten. Mit beiden Motoren hätten sie innerhalb von zwanzig Minuten internationales Gewässer erreicht. So stand ihnen eine mehrstündige Fahrt bevor. Dennoch war Beck bereit zu glauben, dass sie das Schlimmste hinter sich hatten. Mit jeder Minute, die verstrich, kamen sie der sicheren Zone näher.

Zitternd und zusammengekrümmt lag Sung an der Wand und hielt eine Hand schützend über seine Wunde. Beck hätte ihm gern weitere Fragen gestellt, aber offenbar war dies nicht der geeignete Zeitpunkt dafür. Wie es aussah, verfiel er gerade in einen Schockzustand. Beck griff nach der Erste-Hilfe-Ausrüstung, fischte eine Flasche mit vierzig Milligramm OxyContin heraus und schüttelte erst eine und dann eine zweite gelbe Pille in Sungs Hand. Mit hoffnungslosem Achselzucken warf sich der Nordkoreaner die Pillen in den Mund und schluckte sie. *Was auch immer du mir gibst und was auch immer es mit mir anstellt, ich nehme es,* sagten seine Augen.

Fünf Minuten verstrichen und dann nochmals fünf Minuten, ehe Sung mit einem Seufzer die Augen schloss. Beck hoffte, dass ihn das Oxy bewusstlos gemacht oder zumindest seine Schmerzen gedämpft hatte. Aus der Radarübertragung der Hawkeye ging hervor, dass sich die Hubschrauber und die Su-25 getrennt hatten und nun auf der Suche nach dem Schnellboot in südlicher und westlicher Richtung über dem Meer kreisten. Durch die zerschossenen Fenster an der Rückseite der Kabine sah Beck, dass einer der Hubschrauber im Norden lange Diagonalen

flog, wobei sein Scheinwerfer auf die leeren schwarzen Wellen gerichtet war. *Wir können entkommen*, dachte Beck. *Trotz des defekten Motors und allem anderen. Wir können es wirklich schaffen.*

Dann ...

Ping, ping, ping!

Die Schallwellen, die in rascher Dreierfolge vom Rumpf des Schnellbootes abprallten, ließen die Fahrerkabine vibrieren. Beck hatte noch nie zuvor Schallwellen so stark gefühlt. Das Sonargerät des Bootes löste nun auch automatischen Alarm aus. Das Heulen der Sirene erfüllte die Kabine und sagte den Männern, was sie bereits wussten: dass ein U-Boot sie aufgespürt hatte. Und dies aus nächster Nähe. Plötzlich waren sie in größeren Schwierigkeiten als je zuvor.

»Wo ist es?«, fragte Beck.

»Sechshundert Meter östlich von uns. Auf Periskoptiefe. Soll ich es auch pingen?«

»Nein.« Welchen Sinn hätte das? Sie besaßen weder Torpedos noch Wasserbomben, und bei einer Wahrscheinlichkeit von eins zu einer Million, dass das U-Boot sie übersehen hatte, war es immer noch günstiger, sich ruhig zu verhalten.

»Choe, Kurs zwei-eins-fünf«, befahl Beck. Wieder nach Südwesten.

»Zwei-eins-fünf«, bestätigte Choe, während er das Steuer herumdrehte.

»Sag ihm, dass er alles aus dem Motor herausholen soll, was drin ist«, sagte Beck zu Kang.

»Ich glaube, dass er schon von allein auf diesen Gedanken gekommen ist.« Dennoch sagte Kang etwas auf Koreanisch zu Choe. Ohne aufzublicken, antwortete Choe auf Englisch: »Dreiunddreißig Knoten.« Dann stieß er einen Wortschwall auf Koreanisch aus, einer Sprache, die Beck nie hässlicher vorgekommen war, als in diesem Augenblick. Er verstand sie jedoch gut genug, um zu begreifen, dass Choe ihn verfluchte, weil er sie in eine Mission geführt hatte, die von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen war. Dennoch schob Choe den Fahrhebel nach vorn, sodass das Schnellboot augenblicklich Geschwindigkeit zulegte.

Ping!

Wieder vibrierte die Kabine. Das U-Boot überprüfte die Distanz. Auch der U-Boot-Kapitän konnte nicht glauben, wie nahe er war. Beck

vermutete jedoch, dass der Kapitän erst dann Befehl zum Abschuss geben würde, wenn er sich überzeugt hätte, dass er nicht versehentlich einen Fischkutter trafe. Selbst die Nordkoreaner feuerten nicht einfach auf ein unbekanntes Boot, das sich in internationalen Gewässern aufhielt. Auch als er aufmerksam nach Osten spähte, konnte er kein Periskop entdecken. Vielleicht hatte sie das U-Boot vom Treffpunkt an verfolgt, überlegte er. Aber das war eher unwahrscheinlich. Vermutlich hatten es die Nordkoreaner hierherbeordert, für den Fall, dass das Schnellboot ihren Kordon durchbrach. Dass sie genau über das U-Boot gefahren waren, war lediglich Pech. Jene Art von Pech, die sie alle das Leben kosten würde.

Solange sich das Schnellboot selbstständig bewegen konnte, hatten sie eine Chance. Das wusste Beck. Die nordkoreanische U-Bootflotte bestand vor allem aus überholten Kopien russischer U-Boote der Romeo-Klasse, deren Basisdesign mehr als fünfzig Jahre alt war. Deshalb auch die verräterischen aktiven Sonarpings. Im Gegensatz zu modernen U-Booten benötigte die Romeo-Klasse aktiven Sonarkontakt, um sich an ihr Ziel zu hängen, und dies selbst aus nächster Nähe. Auch die nordkoreanischen Torpedos waren ähnlich veraltete Kopien überholter russischer 53-61 Alligator-Torpedos, deren Spitzengeschwindigkeit bei vierzig Knoten und deren Reichweite unter sechzehn Kilometern lag. Mit zwei funktionierenden Motoren hätte das Schnellboot den Torpedos mühelos davonjagen können. Stattdessen hing nun das Schicksal des Schnellbootes davon ab, wie rasch die Nordkoreaner laden und feuern konnten und wie stark ihre Gewandtheit in den Jahren der Hungersnot und Sanktionen zurückgegangen war. Becks Uhr zeigte 00:00:30. Ein neuer Tag. Er hoffte, dass er auch das Ende dieses Tages erleben würde.

Dreißig Sekunden später sah Kang von seinem Bildschirm auf. »Sie haben ihn gezündet«, sagte er.

»Distanz?«

»Zwölfhundert Meter.«

Jetzt ist alles nur noch eine Frage der Mathematik, dachte Beck. Entweder dem Alligator geht der Treibstoff aus, bevor er uns erreicht, oder er reißt uns in Stücke. Der Torpedo bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von etwa zwölfhundert Metern pro Minute vorwärts.

Aufgrund des defekten Motors war das Schnellboot auf eine Geschwindigkeit von etwa tausend Metern pro Minute begrenzt. Der Torpedo hatte seine Fahrt zwölfhundert Meter hinter ihnen begonnen und holte pro Minute ungefähr zweihundert Meter auf, vielleicht auch etwas weniger. Wenn ihm nicht der Sprit ausging, würden sie in sechs, höchstens sieben Minuten mit ihm Bekanntschaft schließen.

Einen Augenblick lang überlegte Beck, Choe zu befehlen, das Schnellboot zu stoppen, sodass sie das Zodiac-Floß aussetzen könnten. Aber vermutlich würde es ihnen nicht gelingen, vor dem Einschlag des Torpedos umzusteigen, und selbst wenn sie es schafften, müssten sie Sung zurücklassen. Beck war dazu nicht bereit, auch wenn sie sein Verrat erst in diese gefährliche Lage gebracht hatte. Immerhin hatte er mehr gelitten als jeder andere von ihnen.

Die Sekunden tickten unerbittlich weiter. 00:03:40 ... 00:03:41 ...

»Distanz?«

»Siebenhundertfünfzig Meter, und nähert sich.«

Beck wünschte, sie könnten mehr tun, ein Fluchtmanöver durchführen, Ballast abwerfen, selbst einen Torpedo abfeuern. Oder Luftunterstützung anfordern, damit sie dieses verdammte U-Boot aus dem Wasser holte. Stattdessen blieb ihnen nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich zu fahren und zu hoffen.

00:05:56 ... »Distanz?«

»Dreihundertfünfzig Meter. Er hängt immer noch an uns.«

»Wird er langsamer?« Der Torpedo würde nicht plötzlich anhalten, sondern allmählich an Geschwindigkeit verlieren, sobald sein Vorrat an Kerosin und Wasserstoffperoxid aufgebraucht wären, die ihn antrieben.

»Noch nicht.« Kang drehte den Schirm seiner Dolphins-Mütze in den Nacken. »Es ist Zeit, die letzten Reserven zu mobilisieren.«

00:07:03 ...

»Distanz?«

»Weniger als zweihundert ... jetzt einhundertfünfzig Meter«, antwortete Kang ruhig. »Warte ... er wird langsamer.« Hoffnung schwang in seiner Stimme mit. »Er hat jetzt achtunddreißig Knoten. Siebenunddreißig.«

Die Hoffnung schwand. »Er kommt immer noch näher. Jetzt auf einhundert Meter.«

Dennoch holte der Torpedo jetzt kaum noch gegenüber dem Schnellboot

auf – und er hatte schon fast die Grenze seines Wirkungsradius erreicht. Wenn es ihnen gelang, ihm noch eine weitere Minute vorauszubleiben, könnten sie freikommen.

»Fünfundsechzig Meter ... Sechzig ... aber er hat wieder zwei Knoten verloren. Jetzt ist er auf fünfunddreißig. Er holt kaum noch auf. Fünfzig Meter.«

Mittlerweile konnte Beck schon das Kielwasser des Torpedos sehen, der durch die flachen Wellen schnitt, auf der Jagd nach ihnen, um sie zu zerstören. Er war bloß ein hirnloses Stück Stahl, aber Beck hasste ihn mehr, als er je etwas anderes gehasst hatte.

»Nur noch vierzig Meter«, sagte Kang. Dann hob sich seine Stimme. »Er ist auf dreiunddreißig Knoten zurückgefallen.« Bei dreiunddreißig Knoten kam ihnen der Torpedo nicht mehr näher.

»Gut so«, sagte Beck zu dem Ding, das sie verfolgte. »Stirb! Fahr zur Hölle! Wir schaffen es!«

In der Aufregung hatten weder Beck noch Kang die rote Warnlampe bemerkt, die auf dem Armaturenbrett aufgeflammt war. »Öl!«, brüllte Choe. »Öl!«

»Was?«

Choe deutete auf das Licht der Öldruckwarnlampe für den Motor. Sie hatten das beschädigte Mercury-Schnellboot zu lange hart rangekommen. Von Minute zu Minute hatten sie mehr Öl verloren. Das Öl war wie Blut ins Meer getropft, bis keines mehr in der Maschine war, und ...

Mit einem lauten dumpfen Schlag hörte der Motor zu laufen auf, sodass das Schnellboot keine Schubkraft mehr hatte. Und keine Schubkraft bedeutete, dass das Boot wie ein Papierschiff trieb. Nun wurde es nur noch vom Schwung vorwärtsgetragen. Aber der Torpedo hatte sie nicht vergessen.

Und während sich Beck noch alles zusammenreimte, schlug der Alligator-Torpedo bereits in den Kiel des Phantom-Schnellboots ein. Der Zündstift des Torpedos wurde zurückgeschlagen, Strom schoss in die Zündkappe und entzündete die Ladung. Einen Sekundenbruchteil später explodierte der Sprengkopf des Torpedos und zerfetzte das Boot mit dreihundert Kilo Sprengstoff.

Die Russen hatten die Alligator-Torpedos so entworfen, dass sie

Zerstörer und Kreuzer versenken konnten, also große Schiffe mit einem starken Stahlrumpf. Das Phantom-Schnellboot hatte keine Chance. Die Explosion schleuderte das Schnellboot sieben Meter in die Luft, während die Druckwelle in einem Sekundenbruchteil durch die Kabine fegte und die vier Männer in der Kabine in unkenntliche Stücke riss. Ihnen blieb keine Zeit für letzte Worte oder auch nur letzte Gedanken. Nichts als ein gleißender Schmerz, gefolgt vom großen Unbekannten. Als der zerstörte Rumpf des Schnellboots wieder auf dem Wasser aufschlug, waren sie bereits tot. Das Boot selbst hielt sich kaum länger. Es brannte noch neunzig Sekunden lang wie ein treibender Scheiterhaufen, der in der Nacht meilenweit zu sehen war. Dann drang Wasser in den Rumpf ein und zog es mit der nur noch aus Leichen bestehenden Mannschaft auf den Meeresboden hinab.

Noch bevor das Schnellboot in den Fluten versank, verbreitete sich schon die Nachricht von seiner Zerstörung.

Selbstverständlich wussten die Nordkoreaner als Erste davon. Die Sonar-Operatoren an Bord der *Nampo*, jenem U-Boot, das den Torpedo abgefeuert hatte, erfassten die Explosion augenblicklich. Nachdem sie die Nachricht an ihre Kommandanten gefunkt hatten, tuckerte das U-Boot auf das Wrack zu, um nach Überlebenden zu suchen. Aber es fand kein Leben mehr. Nur eine Öllache und einige Trümmer vom Rumpf des Schnellbootes.

Der Torpedo hatte das Phantom-Schnellboot um 00:08 Uhr zerfetzt. Um 00:25 Uhr erreichte die Nachricht von seinem Untergang das militärische Hauptquartier von Nordkorea in Pjöngjang, ein heruntergekommenes Betongebäude voll von Flugabwehrgeschützen und Raketen. Fünf Minuten später erhielt Kim Jong Il, der schwammige Gnom, der Nordkorea regierte, den Bericht vom Untergang des Phantom-Schnellbootes in seinem Palast in Pjöngjang. Er feierte dieses Ereignis mit einem Glass Johnnie Walker Blue, seinem Lieblingsscotch. Er hatte den Verrat persönlich genommen, denn er wusste, dass sein Überleben von dem Atomwaffenarsenal abhing, das er so sorgfältig angesammelt hatte. Kim hatte Sung's Verhaftung beaufsichtigt und persönlich seine Kastration angeordnet, als Lektion für jeden, der versuchen sollte, ihn zu verraten. Kim bedauerte keinen Augenblick lang, was er getan hatte. Das Wort Bedauern hatte keinen Platz in seinem Wortschatz. Loyalität hingegen war ein Begriff, den er nur allzu gut verstand. Die Tatsache, dass ein Boot gekommen war, um Sung abzuholen, ließ keinen Zweifel mehr am Verrat des Mannes. Sein Tod war nur eine gerechte Strafe.

Jetzt musste Kim jemanden anrufen – den Mann, der ihn über den Verrat informiert hatte. Auch wenn es ihm nicht behagte, von den Chinesen abhängig zu sein, weil sie ihn und seine Leute als Pfand gegen die USA verwendeten, konnte er nicht leugnen, dass sie sich diesmal als wertvoll erwiesen hatten.

Washington erfuhr kurz darauf vom Untergang des Phantom-Schnellbootes. Um 00:08:02 Uhr Lokalzeit verschwand das Boot vom Bildschirm der E-2 Hawkeye. Augenblicklich schickte das Flugzeug eine Nachricht an die Sonar-Operatoren der USS *Decatur* – des Zerstörers, den die Navy im Gelben Meer in Alarmbereitschaft versetzt hatte -, um sie aufzufordern, auf Druckwellen zu achten, die eine Explosion signalisieren könnten.

Die *Decatur* musste nicht lange warten. Die Explosion des Alligator-Torpedos hatte eine Druckwelle erzeugt, die sich mit einer Meile pro Sekunde im Wasser ausbreitete und den Zerstörer in weniger als einer Minute erreichte. Da die Sonar-Operatoren an Bord der *Decatur* üblicherweise superleise sowjetische U-Boote aufzuspüren versuchten, klang die Druckwelle für ihre trainierten Ohren wie ein Schrei.

Die *Decatur* sandte die Nachricht von der Explosion an die Kommandozentrale auf der USS *Ronald Reagan*, einem Flugzeugträger, der durch die Korea-Straße fuhr. Die *Reagan* schickte die Botschaft an die Osan Air Base. Von dort ging sie an das Büro der CIA in Seoul. Einige Minuten später berichtete die südkoreanische Küstenwache von Inch'on, dass zwei Containerschiffer ein Feuer im Gelben Meer gesichtet hatten.

Dies war der Augenblick, in dem Bob Harbag, der Leiter des Büros in Seoul, beschloss, dass er Langley anrufen musste. Er schickte eine codierte Botschaft der höchsten Prioritätsstufe mit der Meldung ab, dass das Phantom-Schnellboot vermisst wurde und vermutlich zerstört worden war. Auch wenn die Agency das Schnellboot nicht gerettet hatte, hatte sie doch gute Arbeit geleistet, indem sie zugehört hatte, wie das Boot unterging.

Nun war nur noch die Frage offen, ob es Ted Beck und seinen Männern irgendwie gelungen war, vom Boot zu entkommen. Vier Chinook-Hubschrauber stiegen von der Osan Air Base auf, um nach Signalen der Transponder zu suchen, die Beck, Kang und Choe getragen hatten. Zusätzlich schickte man eine Predator-Drohne los, um den Ort der Explosion zu fotografieren. Aber weder die Hubschrauber noch die Drohne entdeckten etwas. Während die Stunden verstrichen, mussten die Mannschaft der *Decatur*, die Hubschrauberbesatzungen und die Spione in Virginia die Wahrheit akzeptieren, dass die Männer auf dem

Phantom-Schnellboot verloren waren.

Auf der *Decatur* und in Osana endete damit die Mission. In Langley hingegen warf der Untergang des Schnellbootes neue, drängende Fragen auf.

In dieser Nacht gingen Wells und Exley unter einem wolkenlosen Himmel die National Mall hinunter. Hinter ihnen hing der Mond, und das Washington Monument erhob sich zu diesem empor wie eine Nadel, die einen Luftballon aufstechen will. Bis auf die Jogger und Frisbee-Spieler, die in der schwülen Nachtluft schwitzten, gehörte ihnen die weite grüne Fläche ganz allein. Der fest gepresste Kies des Weges knirschte unter ihren Füßen, was Exley auf seltsame Weise zufriedenstellte. Sie griff nach Wells' Hand und drückte sie. Er erwiderte den Druck.

»Jenny.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich werde nicht gehen, wenn du glaubst, dass ich nicht gehen soll.«

Sie wusste, was er meinte. Afghanistan.

»Ich weiß, dass ich mich in letzter Zeit unmöglich benommen habe ...«

»Schhhh.« Sie legte den Arm um seinen breiten Rücken und strich über die Narbe, die von seinem Zusammenstoß mit der Polizei auf dem Times Square zurückgeblieben war. »Schmerzt es immer noch?«

»Nein, das ist schon wieder in Ordnung.«

Würde er es ihr überhaupt sagen, wenn es noch schmerzte?, fragte sie sich. Nein.

Etwa dreißig Meter von ihnen entfernt saß ein Mann, der trotz der Hitze einen grauen Anzug trug und die *Post* las. Er winkte zu ihnen herüber und hievte sich schnaubend hoch, wie ein beladener Sattelschlepper, der einen Bergpass hinaufkroch. Bei seinem Gewicht von mindestens einhundertvierzig Kilo würde wohl ein Herzinfarkt nicht mehr lange auf sich warten lassen. Mit einem weißen Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

»George Tyson. Sie müssen der berühmte John Wells sein.« Er steckte das Taschentuch zurück und hielt Wells die Hand entgegen, die dieser in der Luft hängen ließ.

»Richtig. Sie mögen es ja nicht, wenn man Sie als berühmt bezeichnet,

Mr Wells. Und Sie mögen auch keine Spionageabwehr.« Tysons Südstaatenakzent war so schwül wie die Luft.

»Gibt es einen Grund, warum ich sie mögen sollte?«

»Ich will Ihnen nur sagen, dass mich Vinny Duto nicht nach meiner Meinung über Sie gefragt hat. Ich meine damals. Er hatte seine eigene festgefahrene Meinung über Sie – und hat sie immer noch.«

»Und wenn er Sie gefragt hätte? Was hätten Sie gesagt?«

»Die Frage ist nur fair, Mr Wells. Aber versuchen Sie einmal, sich daran zu erinnern, wie Sie uns damals erschienen sind. Mit Ihrem Koran und Ihrem Versteckspiel. Nehmen Sie meine Entschuldigung an, und schütteln Sie einem alten Mann die Hand.«

Wells griff nach Tysons riesiger Pranke – und wurde von einem Handschocker geschüttelt. Er grunzte mehr vor Überraschung als vor Schmerz, während der Strom seine Handfläche zittern ließ. Tyson grinste. Wells erinnerte sich vage, schon einmal von seinen Scherzen gehört zu haben. Auf diese Weise hielt er die CIA-Traditionen aus den Fünfzigerjahren am Leben, bevor sich die Agency in ein bürokratisches Ungeheuer verwandelte.

»Netter Streich, Mr Tyson.«

»Jetzt fragen Sie sich wohl, ob ich ein Narr bin, oder ob ich es nur vortäusche«, sagte Tyson. »Schwer zu sagen. Vermutlich beides.«

»In Wirklichkeit habe ich mich gefragt, wie viele Hiebe es mich kosten würde, Ihnen den Kiefer zu zertrümmern.«

»Das will ich lieber nicht herausfinden. Interessant, wie Sie auf eine Frage antworten, auf die es keine Antwort gibt, und dies mit einer Frage, auf die es eine genaue Antwort gibt.«

»Sie arbeiten wohl in Ihrer Freizeit als Seelenklempner?«

»Ich wette, dass Sie die auch nicht ausstehen können, Mr Wells.« Tyson wandte sich an Exley. »Und Sie müssen Jennifer Exley sein. Wo ist Ellis?«

»Er wartet im Auto, so wie Sie es gewünscht haben«, sagte Wells, bevor er sich zu Exley drehte. »Was auch immer du tust, schüttle ihm nicht die Hand.«

»Ich würde nie einer Lady etwas zuleide tun.«

Gemeinsam schlenderten sie auf das Kapitol zu. Dann machte Tyson plötzlich kehrt und ging zum Monument zurück, während er sich wie ein

neugieriger Tourist den Hals verrenkte. »Würden Sie sagen, dass uns im Augenblick jemand verfolgt, Mr Wells?«

»Ich glaube nicht. Warum? Haben Sie irgendeinen genialen Spürhund auf uns angesetzt? Jemand der auf fünfzig Schritt Entfernung Bärenkot riechen kann?«

»Um ehrlich zu sein, nein. Was mich betrifft, sage ich, je weniger Leute von diesem Treffen wissen, desto besser.«

»Deshalb sind wir hier? Jetzt verstehe ich, warum Sie ein Meister der Spionageabwehr sind.«

»Ach kommen Sie, Mr Wells. Sie wissen genau, dass es nichts Besseres gibt als einen hübschen offenen Ort, wo uns niemand sehen kann, den wir nicht sehen. Und diese Jogger bereiten mir kein Kopfzerbrechen.«

»Sie sind für mich auch nicht der Typ, der sich über Fitness den Kopf zerbricht.«

»John«, warf Exley ein, ehe sie sich an Tyson wandte. »Ignorieren Sie ihn einfach, George. Er benimmt sich seit einiger Zeit etwas seltsam.«

»Davon habe ich gehört.«

»Davon haben Sie gehört?«, hakte Wells nach.

»Mr Wells, ich habe es nur von Ellis gehört. Er macht sich Sorgen um Sie.«

»Ist das der Grund, warum Sie hier sind? Geht es um eine Intervention? Sollen Sie mir ins Gewissen reden, damit ich mich gut benehme?«

»Ob Sie mir glauben, oder nicht, Mr Wells, aber im Augenblick habe ich andere Probleme.« Tysons gedehnter Akzent schwand hörbar. Er steckte den Handschocker in die Tasche, beugte sich vor und legte Wells die Hände auf die Schultern. »Ich sagte, dass Mr Shafer sich Sorgen um Sie macht, nicht ich. Jenseits des Flusses hält Sie vielleicht der eine oder andere für eine Art Superspion. Soviel ich weiß, halten sogar Sie selbst sich dafür.«

»Nein, das tue ich nicht ...«

»Lassen Sie mich ausreden. Ich bin kein Freund der großen Männer der Geschichte. Die Konföderation hatte die besten Generäle, und dennoch haben wir den Krieg verloren. Ich glaube, dass Sie auf dem Times Square Glück hatten. Dass wir alle Glück hatten. Und Sie sind heute Nacht hier, weil Mr Shafer es so wollte. Nicht ich. Ist das klar?«

Wells' Miene wurde hart, und er erstarrte unter Tysons schweren

Händen. Dann trat er einen Schritt zurück und schüttelte Tysons Hände ab. Einen Augenblick lang glaubte Exley, dass er Tyson tatsächlich schlagen würden, doch dann schwand die Spannung wieder aus Wells' Gesicht.

»Ja, jetzt ist alles klar zwischen uns. Danke«, sagte er schließlich und streckte Tyson die Hand entgegen, die dieser nach einem Augenblick nahm. Die beiden Männer schüttelten einander lange die Hand, ehe Wells die seine sinken ließ.

»Danke?«

»Jemand musste es einmal sagen. Danke, dass Sie mich nicht behandeln, als wäre ich was Besonderes. Oder als wäre ich ein verwundetes Tier. Auch wenn ich es sein sollte.«

Das Baseballtraining hatte schon vor Stunden geendet, aber die Scheinwerfer beleuchteten das Spielfeld der Cardozo Highschool an der Thirteenth in der Nähe von Exleys Apartment immer noch. Tatsächlich verloschen die Lichter nie. Vielleicht war dies die Folge der legendären Inkompetenz der Stadtverwaltung von Washington, vielleicht aber auch nur eine Maßnahme, um die Tribüne neben dem Spielfeld weniger verlockend zu machen für Stelldicheins. Nun saßen Exley, Shafer und Tyson auf der Tribüne und warteten auf Wells. Sie waren fünfzehn Minuten durch Washington gefahren, um sicherzugehen, dass ihnen niemand folgte, ehe Wells sie abgesetzt hatte, der nun einen Parkplatz suchte.

Als Wells auf sie zuschlenderte, hielt er eine Plastiktüte in der Hand, aus der er Papiertüten verteilte.

»Bier?«, erkundigte sich Tyson, der angewidert in die Papiertüte spähte.

»Als Tarnung«, erklärte Wells. »Ich habe sie bei dem Spirituosenladen an der U-Street gekauft.«

»Als Tarnung?« Exley konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Mit Aussicht auf eine Mission und nachdem ihm Tyson eine Abreibung verpasst hatte, war seine Stimmung beträchtlich gestiegen, dachte sie. Selbst wenn er nichts gesagt hätte, hätte sie es gewusst. Er betrachtete die Welt nun auf ganz andere Weise als während der letzten Monate. Nachdem Wells sein Bier aufgerissen hatte, nahm er einen Schluck, während Tyson ihn aufmerksam beobachtete. »Welche Art von Muslim sind Sie, John?«

»Ein schlechter«, gab Wells zurück. »Derzeit verbringe ich nicht viel Zeit in der Moschee.«

»Vermutlich würde ich dasselbe tun, wenn meine Glaubensbrüder ihre Tage damit zubrachten, sich neue und aufregende Methoden ausdenken, mich zu töten.« Tyson fischte die Dose aus der Papiertüte. »Budweiser?«

»Budweiser, George. Davon bekommen Sie Haare auf der Brust.«

»Wird sie denn auch eines trinken?«, fragte Tyson mit einem Blick auf Exley. »Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie ein Budweiser getrunken. Das ist Yankee-Bier.«

»Budweiser kommt aus St. Louis«, warf Exley ein.

»Jedes Bier ist Yankee-Bier«, gab Tyson zurück. »Ein echter Südstaatler trinkt Whiskey.«

»George, warum kann ich Sie mir gut vorstellen, wie Sie mit der Peitsche in der Hand eine Plantage beaufsichtigen?«

»Das ist nur Ihre überschäumende Fantasie. Jetzt, wo der Abend allmählich unterhaltsam wird, erzähle ich Ihnen, warum wir hier sind.« Während der nächsten halben Stunde informierte Tyson sie über die Mission des Phantom-Schnellbootes und ihr Scheitern.

»Das heißt, sie wussten davon?«, erkundigte sich Exley, nachdem er geendet hatte.

»Zweifellos.«

»Und wir hatten keinen Hinweis darauf, dass es Schwierigkeiten geben könnte, bevor Sung um Abholung ersucht hat?«

»Nein. Wir haben ihn vor acht Monaten in Pakistan getroffen und ihm damals angeboten, ihn herauszuholen. Aber er sagte, dass er weiterarbeiten wolle. Er war gerade befördert worden. Übrigens ist dies ein weiterer Grund, warum ich glaube, dass die Sache von außen gesteuert wurde. Kim Jong Il mag zwar verrückt sein, aber er hat nicht genügend gute Wissenschaftler, um sie grundlos auszuschalten.«

»Außerdem hinterlassen Spionageabwehrermittlungen immer eine Spur«, sagte Shafer. »Wie sehr man sich auch bemüht, man kann einen Verdächtigen nicht beobachten, ohne dass er es merkt.«

»Vielleicht sieht er, wie jemand in seinem Büro herumstöbert«, sagte Tyson, »oder wir hängen ihm etwas vor die Nase, und er fragt sich, warum er plötzlich Zugang bekommt. Maulwürfe haben einen geradezu gespenstischen Sinn dafür, wann sie beobachtet werden.«

»Da erzählen Sie mir nichts Neues«, sagte Wells, der sich an die Jahre erinnerte, die er in den Bergen zugebracht hatte. Jeden Tag hatte er sich gefragt, wann die Al-Quaida und die Taliban ihn als amerikanischen Agenten aufdecken würden.

»Deshalb vermute ich, dass Sung es gewusst hätte, wenn jemand hinter ihm her war«, sagte Tyson. »Stattdessen hat er sich so wohl gefühlt wie eine Termite auf dem Holzplatz, bis zu dem Tag, an dem er uns sagte, dass wir ihn herausholen sollen.«

»Könnten Sie den letzten Teil auf Englisch wiederholen?«, forderte ihn Wells auf.

»Vergessen Sie das Südstaatenzeug, dann haben Sie die Fakten«, sagte Shafer. »Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass die Nordkoreaner von außen einen Tipp bekommen haben.«

»Vielleicht haben sie ihn mit geheimen Unterlagen erwischt«, meinte Exley.

»Dafür war er zu vorsichtig«, sagte Tyson. »Seine Informationen kamen entweder über Kurzwelle oder von Angesicht zu Angesicht.«

»Wie wichtig war dieser Kerl?«, erkundigte sich Wells.

»Er war unsere wichtigste menschliche Informationsquelle.«

»In Nordkorea?«

Tyson seufzte. »Überall. Er hat uns gesagt, wo sie ihre Atomraketen verstecken. Und fragen Sie mich nicht, wo, denn ich weiß es nicht. Nicht einmal Duto weiß es.«

»Dann waren es vielleicht gar nicht die Nordkoreaner.« Wells hob das Budweiser an die Lippen und nahm einen Schluck von der kühlen, herben Flüssigkeit.

»Wie meinen Sie das?«

»Vielleicht bekamen sie einen Tipp von einem feindlichen Geheimdienst, von jemandem, der uns schwer treffen wollte und wusste, dass ihm das auf diese Weise gelingen würde.«

»Das ergibt einen Sinn«, sagte Shafer. »Jemand erfährt davon, bewahrt die Information auf, holt sie jetzt hervor und gibt sie an die Nordkoreaner weiter, weil er weiß, dass er uns damit ziemlich durcheinanderschütteln kann.«

»Ich verstehe, Ellis«, meinte Tyson gereizt, während er das Bier an die Lippen hob, um einen winzigen Schluck zu kosten.

»Gar nicht so schlecht, richtig, Mr Tyson?«, fragte Wells.

»Ich wünschte, ich könnte Ja sagen. Sehen Sie zu, dass es ein gutes Zuhause bekommt.« Damit gab er Wells die Papiertüte zurück.

»Warum erzählen Sie uns das alles?«, erkundigte sich Exley.

»Vorerst unternehme ich die üblichen Schritte«, sagte Tyson. »Meine Leute untersuchen, wer Zugang zur Identität des Verfassers hatte, oder zu den Informationen, die er uns geliefert hat. Außerdem suchen wir nach ungewöhnlichen Reismustern aller Officer der Nordkorea-Einheit.«

»Da müssen Sie aber viele Personen überprüfen«, sagte Shafer.

»Und es ist kein Geheimnis, dass diese Untersuchungen alles andere als ausgezeichnet sein werden.«

»Die Spionageabwehr bekommt eben nicht das beste Material«, stimmte Wells zu. »Anwesende ausgeschlossen.«

»Leider kann ich nicht widersprechen. Es ist wesentlich aufregender, Leiter des Büros in Tokio zu sein, als in Langley über Bankkonten zu sitzen. Und jeder, der auch nur ein Quäntchen Hirn hat, kann sich ausrechnen, dass man sich keine Freunde macht, wenn man die Loyalität seiner Kollegen infrage stellt – vor allem nicht, wenn es um die eigene Beförderung geht. Aber Sie ...«

»... haben keine Freunde«, vollendete Exley den Satz.

»Ich wollte sagen, dass Sie bewiesen haben, dass Sie auch außerhalb der Grenzen der Agency arbeiten können.«

»Anders ausgedrückt: keine Freunde«, bekräftigte Wells.

»Ich hatte gehofft, dass Sie eine eigene informelle Untersuchung durchführen könnten. Sie werden Zugang bekommen zu allen Ergebnissen der offiziellen Ermittlung. Wenn Sie eine Vorladung brauchen oder zusätzliche Hilfskräfte, kann ich Sie Ihnen beschaffen. Als Gegenleistung ersuche ich Sie nur, mich über das zu informieren, was Sie herausfinden.«

»Wie etwa, wer vor zwölf Stunden unser Boot in die Luft gejagt hat. Noch mehr schwarze Sterne.« Jedes Mal, wenn ein CIA-Mitarbeiter bei einer Mission umkam, heftete die Agency im Hauptquartier einen schwarzen Stern an die Nordwand der Lobby. Mittlerweile gab es dort schon mehr als achtzig Sterne.

»Ganz richtig, Mr Wells.«

»Sie haben uns nicht gesagt, wer auf dem Boot war.«

»Missionsleiter war Ted Beck.«

Wells schlug mit der Faust in seine offene Handfläche. »Verdammt, verdammt, verdammt.«

»Haben Sie ihn gekannt?«, erkundigte sich Tyson.

»Er war einer der guten Jungs.« Beck war Mitte der Neunzigerjahre einer von Wells' Ausbildern auf der Farm gewesen – dem Trainingszentrum der CIA für neue Rekruten, das offiziell Camp Peary hieß. Beck war zu dieser Zeit gerade einmal etwas über dreißig gewesen, aber schon damals kahl wie ein Spielball – und genauso hart. Beck und Wells hatten dasselbe Lieblingsrestaurant, das Pierce's Pitt Bar-B-Que am Highway vierundsechzig, wo eine ganze Portion Rippchen nur neun Dollar fünfundneunzig kostete.

Plötzlich ärgerte sich Wells für das Selbstmitleid, in dem er während der letzten Monate versunken war. Selbstverständlich hatte er Opfer gebracht. Aber Ted Beck – und viele andere – hatten noch mehr geopfert.

»Sie werden als Einziger wissen, was wir tun?«, hakte Exley nach.

»Ja. Ich kann es Ihnen auch gern schriftlich geben, wenn Sie glauben, dass Sie diesen Schutz benötigen.«

»Das ist nicht nötig«, wehrte Shafer ab.

»Ich bin dabei«, sagte Exley.

»Mr Wells?«

»Ich würde gern mitmachen. Vor allem jetzt, wo ich weiß, wen es getroffen hat. Aber ich muss mich um meine eigene Angelegenheit kümmern. In Afghanistan.«

»Nun« – die Tribüne krachte, als sich Tyson erhob – »dann wünsche ich Ihnen dafür viel Glück.«

Teil 2

7

Teheran, Iran

Die Rollbahn auf dem Flughafen Mehrabad außerhalb von Teheran war ein lebender Flugzeugfriedhof. Gepäckwagen und Tankfahrzeuge drängten sich zwischen Flugzeugen, die auf moderneren Flughäfen längst außer Betrieb gestellt worden waren: Flugzeuge vom Typ 727, DC-10 und sogar russische Tu-154, die von der Aeroflot ausgemustert worden waren. Am Ende des Terminals stand eine viermotorige 707, der originale Boeing-Passagierjet, der 1954 auf den Markt kam und als Favorit der Luftfahrtfreaks gilt. In den USA wäre das Flugzeug ein Museumsstück. Hier diente es immer noch als Transportmittel.

Durch dieses Wirrwarr hindurch rasten drei iranische Armeejeeps und zwei Mercedes-Limousinen mit schrillum Hupsignal und blinkenden Scheinwerfern. Der Konvoi wurde von einem schwarzen Toyota Land Cruiser mit getönten Scheiben, einer auf- und abschwellenden Sirene und einem einzelnen roten Licht auf dem Dach angeführt, der an ein Polizeifahrzeug aus den Sechzigern erinnerte.

Das Licht und die Sirene kennzeichneten den Toyota als Fahrzeug des Vevak, des gefürchteten iranischen Nachrichtendienstes. Als der Toyota näher kam, sprangen die Gepäckträger aus dem Weg und die Fahrer der Tata-Tankwagen zogen die Köpfe ein. Denn für ein langes und gesundes Leben war es im Iran unerlässlich, nicht die Aufmerksamkeit des Vevak auf sich zu ziehen.

Der Land Cruiser hielt neben einem Airbus A340, der im charakteristischen Weiß und Gold der Air China bemalt war, der staatlichen nationalen Fluglinie Chinas. Vier Chinesen stiegen aus der ersten Limousine und stellten sich rund um die zweite auf. Erst dann öffneten sich die Türen des zweiten Mercedes. Fünf Männer stiegen aus. Zwei Leibwächter in Anzügen und drei ältere Männer in den grünen Uniformen der Volksbefreiungsarmee.

Der letzte Mann, der aus dem Wagen stieg, war größer und breitschultriger als die Übrigen. Er war schon einige Jahre über der

Lebensmitte, hatte kurzes, schwarzes Haar und glänzende goldene Abzeichen auf seiner grünen Uniform. Dieser Mann war General Li Ping, Anführer der Volksbefreiungsarmee und eines der neuen Mitglieder des Ständigen Ausschusses des chinesischen Politbüros, jener Gruppe von Personen, die über das bevölkerungsreichste Land der Welt herrschten.

Während der Land Cruiser und die Limousinen davonrollten, stiegen Li und seine Leibwächter die Treppe zum Airbus empor. Wenige Minuten später beschleunigte der Jet mit leise schnurrenden Maschinen auf der Rollbahn und hob in die wolkenlose Nacht ab.

Von außen sah der Airbus wie das übliche A340-Großraumflugzeug der Air China aus, das dreimal pro Woche die achttausend Kilometer lange Strecke von Peking nach Teheran flog. Es hatte sogar den stilisierten roten Phönix auf dem Heck. Im Inneren jedoch unterschied er sich deutlich. Anstelle der üblichen Bestuhlung mit dreihundert Sitzen verfügte er über zwanzig Liegesessel. Im vorderen Bereich des Flugzeuges waren zwei herrschaftliche Zimmer eingebaut, die mit Doppelbetten, Badezimmern und Duschen ausgestattet waren. Der Jet verfügte auch über eine eigene Mannschaft der chinesischen Luftstreitkräfte, die rund um die Uhr Dienst tat, und drei bewaffnete Wächter, die in einer Suite im rückwärtigen Teil untergebracht waren und das Flugzeug nie unbewacht ließen.

Denn ungeachtet seiner Kennzeichnung war dieser Airbus alles andere als eine gewöhnliche Linienmaschine. Nur die neun Männer des Ständigen Ausschusses waren berechtigt, ihn zu verwenden.

Selbstverständlich besaß China auch offizielle staatliche Flugzeuge, die mit den fünfzackigen gelben Sternen auf rotem Grund bemalt waren. Der A340 bot jedoch Vorteile, wenn die Mitglieder des Politbüros ihre Reisepläne geheim halten wollten. Amerikanische Spionagesatelliten überwachten im Iran sämtliche großen Flughäfen. Aber sie hielten nicht nach einem Großraumflugzeug der Air China Ausschau. Auf diese Weise ermöglichte es der Jet General Li, unsichtbar zu seinen immer häufigeren Treffen nach Teheran zu reisen.

In verschiedener Hinsicht hatten China und der Iran guten Grund, sich einander anzunähern. Beide Nationen blickten auf eine lange und stolze Geschichte zurück. Beide hatten im zwanzigsten Jahrhundert unter

Invasionen und internen Kämpfen gelitten. Beide waren erneut zu Macht gelangt, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Chinas neue Macht gründete sich auf zwei Jahrzehnte eines spektakulären Wirtschaftswachstums. Während sich Irans Erstarkung auf die steigenden Ölpreise und das Versagen der amerikanischen Politik im Nahen Osten stützte. Heute war die Islamische Republik die herrschende Macht am Persischen Golf und kontrollierte die Hälfte der weltweiten Ölreserven.

Jede ernsthafte Kriegsdrohung zwischen dem Iran und den USA würde den Preis für ein Fass Rohöl auf einhundert Dollar schnellen lassen. Ein amerikanischer Angriff auf den Iran würde den Ölpreis in die Nähe der Zweihundert-Dollar-Marke bringen und die Welt in eine Rezession stürzen. Sollte der Iran Vergeltung üben, indem er die gewaltigen Ölfelder seines westlichen Nachbarn Saudi-Arabien zerstörte, müsste die Welt zum ersten Mal seit den ersten Ölbohrungen in Pennsylvania vor einhundertvierzig Jahren Öl rationieren.

Und auch wenn Umweltschützer gern das Gegenteil behaupteten, könnte die moderne Welt ohne Öl kaum funktionieren. Flugzeuge würden am Boden bleiben. Strom und Düngemittel würden ihren Preis verdoppeln und verdreifachen. Die amerikanische und europäische Mittelklasse würde bis zum Letzten ausgepresst werden, und die Armen auf der ganzen Welt würden noch verzweifelter um ihr Leben ringen müssen. Der Iran war somit kein x-beliebiges Drittweltland, das nur durch Flugzeugabstürze und Erdbeben auf sich aufmerksam machte. Wenn seine Führungsriege sprach, mussten London und Washington zuhören. Aber es gefiel der Welt gar nicht, auf die Gnade des Irans angewiesen zu sein, das wussten die Anführer der Islamischen Republik nur allzu gut. Um sicherzustellen, dass die USA nicht auch im Iran einen »Regimewechsel« herbeizuführen versuchte wie im Irak, strebten sie nach Atomwaffen.

Li verstand den iranischen Wunsch nach Atombomben. Es war kein Zufall, dass die fünf ständigen Mitglieder des Sicherheitsrats der Vereinten Nationen – China, die USA, Russland, Großbritannien und Frankreich – gleichzeitig die Länder mit dem größten Atomwaffenarsenal waren. Wegen ihrer einzigartigen Zerstörungskraft garantierten Atombomben die nationale Sicherheit wie keine andere

Waffe. Kein Land, das offiziell Atomwaffen besaß, war je invadiert worden. Unter dem Schutz von Atomwaffen könnte der Iran seine Nachbarn noch aggressiver herumstoßen und käme seinem Ziel – der Zerstörung Israels – einen entscheidenden Schritt näher.

Aus diesem Grund hatten Washington und Jerusalem einander geschworen, alles zu unternehmen, um zu verhindern, dass Teheran auch nur eine einzige Bombe erhielt. Aber waren sie dazu imstande? Jeder, der behauptete, dies mit Sicherheit zu wissen, war ein Narr, dachte Li. Seine Analytiker von der National Defense University in Peking hatten die Situation ein halbes Dutzend Mal durchgespielt und waren jeweils zu einem anderen Ergebnis gelangt. Der Iran konnte sich ebenso wenig sicher sein. Als eine Konfrontation mit den USA und Israel näher rückte, hatte sich der Iran deshalb um Unterstützung an China gewendet. Und China? China hatte gute Gründe, dem Iran zu helfen. Und Li hatte ebenfalls Gründe, in diesem Fall persönliche Gründe, die sich wohl keiner seiner Ministerkollegen im Ständigen Ausschuss des Politbüros vorstellen konnte.

So war Li im vergangenen Jahr dreimal mit diesem Airbus 340 zu geheimen Gesprächen mit dem iranischen Präsidenten Mahmud Ahmadinedschad nach Teheran gereist.

Die Verhandlungen waren nicht einfach gewesen. Auch wenn China und der Iran einander möglicherweise brauchten, bedeutete dies nicht, dass sie einander auch vertrauten. Li empfand die Atmosphäre in Teheran als ebenso erstickend wie die langen schwarzen Gewänder, die die Frauen trugen, und die im gesamten Land herrschende fanatische Verehrung des Islam als ebenso verwirrend wie die Rufe zum Gebet, die durch den Präsidentenpalast hallten.

Vor seinem ersten Besuch im Iran hatte sein Stab einen dicken Ordner über den Islam für ihn zusammengestellt. Er hatte kurz ein paar Seiten durchgeblättert, ehe er den Ordner beiseitewarf. Propheten, Engel, Teufel, ein allwissender Gott ... der Islam klang genau wie das Judentum und das Christentum. Alles dasselbe, und Li glaubte an nichts davon. Wie viele Chinesen war Li nicht sehr religiös, auch wenn er häufig unechtes Geld zu Ehren seiner vor langer Zeit verstorbenen Eltern

verbrannte. Er wollte dieser Welt seinen Stempel aufdrücken und nicht auf ein weiteres Leben warten. Inzwischen hatte er eine Frage an seinen Gastgeber, die er jedoch nicht zu stellen beabsichtigte: Wenn die Iraner so großes Vertrauen in Allah setzten, warum dann ihr verzweifelter Streben nach Atombomben?

Sobald der Airbus A340 seine Reishöhe von elftausendsechshundert Meter erreicht hatte, drückte Li auf den Knopf an seinem Lederliegesessel. Innerhalb weniger Sekunden tauchte Sun Wei auf, der Steward des Airbus. »General.«

»Bitte fragen Sie die Piloten, ob wir einen ruhigen Flug erwarten dürfen.« Nur wenige chinesische Männer seines Alters trainierten – die meisten gaben sich mit Tai-Chi zufrieden –, aber Li nahm sein Trainingsprogramm sehr ernst. Er hatte jedes Mal seinen Ellipsentrainer im Airbus dabei.

Wei verschwand und kehrte eine Minute später mit einer Sporttasche zurück, die Lis Trainingskleidung enthielt. »Der Wind ist mit uns, General. Es wird ein ruhiger Flug.«

Li kleidete sich im großen Prunkgemach schweigend und allein um. Einige der anderen Mitglieder des Ständigen Ausschusses ließen sich von Kammerdienern ankleiden. Li war der bürgerlichen Dekadenz nicht so weit verfallen, oder zumindest noch nicht. Auch wenn er sich eingestehen musste, dass er sich schon an beträchtlichen Luxus gewöhnt hatte. Er besaß Chauffeure, Wächter und Haushälter. Dennoch versuchte er, sich immer daran zu erinnern, dass er dem Volk diene, und nicht andersherum. Im Gegensatz zu anderen Führern hatte er seine Position nicht dazu verwendet, durch Bestechung und Korruptionsgeschäfte ein Vermögen anzuhäufen. Er besaß weder geheime Bankkonten noch Villen in Hongkong.

Während der nächsten halben Stunde vergaß Li auf dem Trainingsgerät alles andere. Als er fertig war, dehnte er sich, duschte und kehrte an seinen Sitzplatz zurück, wo ihn ein Glas frisch gepresster Orangensaft erwartete. Sun Wei kannte das Lieblingsgetränk aller, die das Privileg genossen, regelmäßig Passagier in dieser Maschine zu sein.

Li nippte an seinem Saft und rieb sich die Augen. Wie immer war er froh, wieder von Mahmud Ahmadinedschad befreit zu sein. Der iranische Präsident war ein schlanker Mann mit harten, schwarzen,

fanatischen Augen. Bei ihrem ersten Zusammentreffen vor einem Jahr hatte Ahmadinedschad Li eine Moralpredigt über die USA und Israel gehalten, die ewige Feinde der Muslime seien. Die Worte strömten so schnell aus seinem Mund, dass Lis Übersetzer größte Mühe hatte mitzukommen. Obwohl die Iraner den Präsidentenpalast kühl hielten, lief Ahmadinedschad der Schweiß über das Gesicht, während er seine Stimme erhob.

Eine halbe Stunde lang saß Li mit im Schoß gefalteten Händen Ahmadinedschad gegenüber und wartete geduldig, dass sich der Mann selbst erschöpfen möge. Er war es gewöhnt, langweilige Ansprachen über sich ergehen zu lassen, auch wenn sie üblicherweise in seiner eigenen Sprache erfolgten. Die Worte, die aus dem Mund des Iraners kamen, waren ein Strom von Unsinn. Er schien zu Tausenden Zuhörern zu sprechen, die nur er sehen konnte. Schließlich unterbrach ihn Li. »Herr Präsident«, sagte er erst auf Chinesisch und anschließend auf Englisch. »*Mr. President.*«

Doch auch dann hörte Ahmadinedschad nicht sofort auf zu sprechen. Mit blitzenden Augen richtete er sich in seinem Stuhl hoch auf und fuhr mit erhobenem Zeigefinger fort, wobei seine dünnen Handgelenke aus dem Anzug stachen.

»Das chinesische Volk«, warf Li ein, »anerkennt Ihre Klagen über den weltweiten Hegemon« – die USA. »Wir stimmen darin überein, dass jeder Staat das Recht hat, sich selbst zu regieren.«

»Ja, ja. Aber das Problem liegt tiefer. Die Zionisten ...«

Li hatte nicht die Absicht, einen weiteren Wortschwall über sich ergehen zu lassen. »Und ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft. Aber ich muss bereits morgen wieder nach Peking zurückkehren, und wir haben noch viel zu besprechen.«

Ahmadinedschad schien vergessen zu haben, dass Li ein Abgesandter eines mächtigeren Landes war als sein eigenes, kein Rivale, den man schikanieren konnte. »General, bevor wir fortfahren, müssen Sie verstehen ...« Aber Li fand nie heraus, was er verstehen musste, denn ehe Ahmadinedschad weitersprechen konnte, flüsterte ihm der glatt rasierte Mann an seiner Seite etwas ins Ohr.

Der Mann war Said Mousavi, der Chef der iranischen Geheimpolizei. Und was auch immer er sagte, seine Worte zeigten Wirkung.

Ahmadinedschad strich sich mit der Hand über den groben schwarzen Bart und flüsterte nun seinerseits dem Sicherheitsminister etwas zu. Von da an verliefen seine Gespräche mit Li vorwiegend geschäftsmäßig, auch wenn sich Ahmadinedschad gelegentlich über zionistische Verschwörungen aufregte. Gegen Ende des zweiten Treffens erkannte Li, dass der Iraner subtiler war, als er erschien. Seine leeren Ansprachen dienten vor allem als Ablenkungsmanöver, um seine wahren Ziele ebenso zu verbergen wie die des Iran.

Hätten Außenseiter über diese Treffen Bescheid gewusst, so hätten sie wohl angenommen, dass China die Oberhand habe. Dennoch flog Li nach Teheran und nicht Ahmadinedschad nach Peking. Die Männer, die den Iran regierten, betrachteten diesen Eifer als Zeichen für Chinas Schwäche. Und Li hatte nicht die Absicht, ihre Meinung zu ändern. Er hatte eigene Gründe, um diese Treffen in Teheran abzuhalten und nicht in Peking. Auf diese Weise wussten nur er und seine engsten Mitarbeiter, was genau er mit Ahmadinedschad besprach. Selbstverständlich erstattete er seinen Ministerkollegen im Ständigen Ausschuss des Politbüros nach jedem Zusammentreffen Bericht. Aber er berichtete nicht über *alles*.

Für den Bau einer Bombe benötigten die Iraner technische Hilfe, und zwar im großen Rahmen. Selbst einem eigenständigen Land mit einem Budget von mehreren Milliarden Dollar fiel es schwerer, eine Atombombe zu bauen, als es aussah.

Nuklearwaffen sind gleichzeitig kompliziert und überaus einfach. Konventionelle Sprengstoffe beziehen ihre Energie aus dem Auseinanderbrechen chemischer Verbindungen, die die Atome in den Molekülen zusammenhalten. Atombomben geben Energie frei, die im Inneren einzelner Atome gebunden ist. Somit ist dies eine wesentlich mächtigere Kraftquelle. Eine kleine Atombombe besitzt eine tausendfach stärkere Zerstörungskraft als die größte konventionelle Bombe. Die Unterschiede sind atemberaubend. Der »Dicke Mann«, jene Atombombe, die die USA 1945 über Nagasaki abwarfen, erzeugte mit vierzehn Pfund Plutonium eine Explosion, die der Energiefreisetzung von zweiundvierzig Millionen Pfund konventionellen Sprengstoffs entsprach. Die Bombe verdampfte das Zentrum von Nagasaki, tötete augenblicklich siebzigtausend Personen und weitere Zehntausende im

Verlauf der nächsten Generation. Nach modernen Standards ist die Dicke-Mann-Bombe jämmerlich. Einige heutige Atombomben besitzen die Kraft von mehr als einer Milliarde Pfund konventionellen Sprengstoffs. Das reicht, um Millionen von Menschen mit einer einzigen Explosion zu töten.

Zum Glück für das Überleben der Menschheit lassen sich die meisten Atome nicht für Nuklearwaffen nützen. Die Ausnahmen bilden die spaltbaren Materialien Plutonium und eine bestimmte Art von Uran, das sogenannte U-235. Die USA und andere große Atommächte ziehen für ihre Bomben Plutonium vor, weil Plutonium noch wirkungsvoller ist als Uran. Plutonium ist jedoch noch schwerer zu bearbeiten und kommt nicht in der Natur vor. Für seine Herstellung benötigt man Atomreaktoren, und diese riesenhaften Gebäude bilden ausgezeichnete Ziele für Lenkwaffen und Bomben. Deshalb ist für Staaten, die wie der Iran ihre Bomben im Geheimen herstellen müssen, Uran das Material der Wahl.

Doch auch Uran kann man nicht einfach aus dem Boden holen und in eine Atombombe füllen. In seinem Naturzustand besteht Uranerz aus zwei verschiedenen Isotopen, dem U-235 und U-238. Beide sehen gleich aus, sind ein schweres, dunkelgelbes Metall und unterscheiden sich nur geringfügig in ihrer Atomstruktur. Während man U-235 für den Bau von Atombomben verwenden kann, ist U-238 dafür ungeeignet.

Im Naturzustand besteht Uran vorwiegend aus der nutzlosen Variante U-238, der eine kleine Menge U-235 beigemischt ist. Als die USA das Manhattan-Projekt zur Entwicklung von Atomwaffen ins Leben riefen, mussten die Wissenschaftler Mittel und Wege finden, um das wertvolle U-235 vom U-238 zu trennen. Sie entschlossen sich, Zentrifugen zu verwenden, verschlossene Kammern, die sich schnell drehen. Nach den Gesetzen der Physik bleiben bei einer Mischung von Atomen, die schnell gedreht werden, die schwereren Atome in der Nähe des Zentrums, während die leichteren Atome an die Außenseite geschleudert werden. Die Wissenschaftler des Manhattan-Projekts machten sich diese Tatsache zunutze, um die beiden Uranisotopen zu trennen. Zunächst verwandelten sie das Uranerz in ein Gas, dann injizierten sie dieses Gas, das die Bezeichnung Uranhexafluorid trägt, in eine Zentrifuge und drehten sie. Die leichteren U-235-Moleküle trieben an die Außenseite

der Zentrifuge, während die schwereren U-238-Moleküle in der Nähe des Zentrums verblieben. Die Wissenschaftler saugten dann das Gas aus den äußeren Bereichen der Zentrifuge ab und injizierten es in eine weitere Zentrifuge, wo sie den Vorgang wiederholten. Natürliches Uran besteht zu siebenundneunzig Prozent aus dem U-238-Isotop und nur zu drei Prozent aus U-235. Nach einigen tausend Umdrehungen hatte sich das Isotopenverhältnis umgekehrt, und das Uran war bereit, als Kern einer Nuklearbombe zu dienen.

Prinzipiell ist die Zentrifugierung ein relativ einfacher Prozess.

Allerdings war es nicht so einfach, eine Kaskade von Tausenden Zentrifugierungen nacheinander ablaufen zu lassen, wie die Iraner bereits festgestellt hatten. Selbst unter besten Bedingungen benötigte man eine kleine Armee von gut ausgebildeten Ingenieuren und Physikern. Zusätzlich mussten die Iraner eine weitere Herausforderung meistern. Aufgrund der Bedrohung durch die israelischen Luftstreitkräfte arbeiteten sie in Labors, die mehr als zwanzig Meter unter der Erdoberfläche lagen.

Bis zu diesem Treffen hatte Ahmadinedschad Li noch nicht verraten, mit welchen Problemen die Iraner konkret kämpften. Teilweise war seine Zurückhaltung eine Frage des Nationalstolzes, immerhin hassten es die Iraner, eingestehen zu müssen, dass sie bei etwas versagt hatten, bei dem Nordkorea erfolgreich gewesen war. Gleichzeitig fürchtete Teheran, dass Peking nur versuchte, sich ihr Vertrauen zu erschleichen, um sie an die USA zu verraten.

Um dieses Misstrauen zu überwinden, hatte Li große Mühen auf sich genommen. Nicht einmal die anderen Mitglieder des Ständigen Ausschusses des Politbüros wussten über all seine Schritte Bescheid. Endlich zeigten seine Bemühungen Wirkung. Bei diesem Treffen hatten Ahmadinedschad und seine wissenschaftlichen Berater spezifische Ansuchen gestellt und China ersucht, dem Iran Elektroingenieure, Metallurgen und Physiker zur Verfügung zu stellen – eine kleine Armee bestens ausgebildeter Arbeitsbienen, um einen sehr großen Stachel zu bauen. Im Gegenzug hatte Ahmadinedschad angeboten, China als seinen bevorzugten Partner für die Öl- und Erdgasentwicklung zu wählen und

China, im Fall einer weltweiten Ölknappheit, als erstem Land Zugang zu seinem Rohöl zu gewähren.

Li hoffte, dass er sich seine Freude angesichts dieses Angebots nicht hatte anmerken lassen. Eine Allianz zwischen China und dem Iran würde eine gewaltige Verschiebung in der Weltpolitik bedeuten. Zum ersten Mal seit dem Ende des Kalten Kriegs würden sich zwei große Nationen zusammenschließen und offen den USA trotzen.

Selbstverständlich willigte Li ein. Die Zustimmung des Ständigen Ausschusses sei nur eine Formalität, erklärte er. Und warum sollten die Iraner an seinem Wort zweifeln? Er hatte ihnen guten Grund zu der Annahme gegeben, dass er die USA ebenso abgrundtief hasste wie sie. Li wusste, dass er mit dieser Allianz ein Risiko einging. Er traute den Iranern nicht vollständig. Allerdings benötigte er ihre Hilfe, und zwar jetzt. Er steuerte China auf Kollisionskurs mit den USA. Ohne die Unterstützung des Irans würde sein Plan nicht gelingen. Und dieser Plan war tatsächlich *sein* Plan, und nur seiner allein. Die anderen acht Mitglieder des Politbüro-Ausschusses wussten nicht, was er tat. Wüssten sie es, hätten sie ihn keinesfalls unterstützt.

Li glaubte, guten Grund zu haben, um diesen Weg einzuschlagen. Eines Tages würde die ganze Wahrheit ans Tageslicht kommen, und dann würde die Welt seine Taten beurteilen. Dann war er vermutlich bereits tot, aber noch lange nicht vergessen. Niemals vergessen. Inzwischen musste er seinen Plan jedoch noch geheim halten. Denn wenn der Ständige Ausschuss erführe, was er genau beabsichtigte, wäre seine Zukunft kurz und freudlos.

Li drehte seinen Stuhl zu Cao Se. Technisch betrachtet, war Cao nur der siebthöchste Offizier der Volksbefreiungsarmee. In Wirklichkeit stand er Li jedoch näher als jeder andere. Li und Cao hatten 1979 gemeinsam im dreiwöchigen chinesischen Krieg in Vietnam gedient. Während Li die Kämpfe unverseht überstand, hatte Cao eine Mine das linke Bein unterhalb des Knies abgerissen. Mitunter fragte sich Li, ob Cao dazu bestimmt war, das Unglück für beide auf sich zu nehmen. Vielleicht hatte er in einem früheren Leben Cao gedient, und die Rollen waren jetzt nur vertauscht. Während Li groß gewachsen und attraktiv war, war Cao

klein und sein Gesicht durch Pockennarben entstellt. Nachdem seine Frau 1986 in einem Krankenhaus in Schanghai im Kindbett gestorben war, hatte er nicht wieder geheiratet.

Vor ein paar Jahren hatte Li zufällig gesehen, wie ihn Cao mit feuchten Augen angestarrt hatte, in denen etwas wie Liebe lag. Der Blick war nicht sexueller Natur gewesen, sondern enthielt so etwas wie jene Zuneigung, mit der ein Kind seinen in der Ferne weilenden Vater überschüttet. Mitunter fragte sich Li, ob ihm ein unabhängiger Berater bessere Dienste geleistet hätte.

Obwohl Cao mehr über Lis Pläne wusste als jede andere Person, hatte Li auch Cao nicht gesagt, was genau er beabsichtigte. Sosehr er Cao vertraute, er durfte nicht das geringste Risiko eingehen. Noch nicht.

»General.« Cao zeichnete mit begeisterter Aufmerksamkeit etwas in seinen Spiralblock. Seine Lippen waren gespitzt und sein Gesicht gespannt. Beim Klang von Lis Stimme klappte er augenblicklich den Block zu.

»Haben Sie Geheimnisse vor mir, Cao?«

»Sie wissen doch, dass ich keine Geheimnisse habe.«

»Dann zeigen Sie her.« Li streckte die Hand nach dem Notizblock aus.

»Das hat nichts zu bedeuten, General.« Dennoch gab ihm Cao den Block.

Die einzelnen Seiten des Blocks waren voll von Entwürfen für Gebäude, die mit dicken Tintenstrichen gezeichnet waren: Wolkenkratzer, Highways und Apartmentkomplexe. Lange fließende Striche, die die Bewegung und Lebendigkeit des Stadtlebens einfingen. Li erkannte den gewaltigen Jin Mao Tower aus Schanghai und das Empire State Building. Andere Gebäude schienen Caos eigene Entwürfe zu sein: schmale Türme, die sich bis zum Himmel streckten, und Stadien mit ausladenden Dächern.

»Das sind hervorragende Zeichnungen, Cao.«

»Eine Art und Weise, um die Zeit totzuschlagen.«

»Nein, wirklich. Sie könnten Architekt sein. Sie haben Talent.« Bei diesen Worten lächelte Cao. »Warum haben Sie mir nichts davon erzählt?«

»Ich habe nicht angenommen, dass es Sie interessiert, General.«

Li gab ihm den Block zurück. *Welche anderen Geheimnisse hast du all*

diese Jahre noch vor mir verborgen, kleiner Cao?,
fragte er sich.

»Was halten Sie von Ahmadinedschad?« Dieses Gespräch musste sich innerhalb enger Grenzen bewegen, denn sowohl Li als auch Cao wussten, dass in der Kabine des Airbus ein Dutzend Wanzen verborgen war. Als Verteidigungsminister kontrollierte Li die meisten davon, aber nicht alle.

»Diese Iraner sind ein seltsames Volk«, sagte Cao. »In gewisser Weise gleichen sie den Rotgardisten« – den jungen Revolutionären, die China Ende der Sechzigerjahre aufwühlten. »Es macht ihnen nichts aus, alles niederzureißen. Sie empfinden dabei sogar eine gewisse Freude. Wenn sie diese spezielle Waffe bekommen, könnten sie sie tatsächlich verwenden.«

»Der Gedanke, dass die Welt schon morgen untergehen könnte, schenkt ihnen Freiheit.«

»Erst glaubte ich nicht, dass wir ihnen vertrauen können. Aber jetzt ... Unsere Interessen liegen auf derselben Linie. Wir helfen ihnen, sie helfen uns. Wir schlafen in verschiedenen Betten, aber wir träumen denselben Traum.«

Li lächelte. Cao hatte das chinesische Sprichwort über die »unterschiedlichen Träume im selben Bett« umgekehrt. Es besagte, dass zwei Personen einander nie vollständig vertrauen können. Selbst ein Ehemann und eine Ehefrau, die mehr als fünfzig Jahre Seite an Seite schlafen, haben unterschiedliche Träume.

In diesem Fall wussten sowohl Li als auch Ahmadinedschad, dass sie eine Vernunft Ehe eingegangen waren. Die Opposition gegen die USA hatte sie zusammengebracht. Sie mussten einander nicht vertrauen, solange ihre Interessen auf einer Linie lagen.

»Verschiedene Betten, aber derselbe Traum«, sagte Li. »Das genügt für eine Partnerschaft.«

»Für den Augenblick.«

»Es muss auch nicht für immer sein, Cao.«

Annadale, Virginia

Der Golden Retriever sprang hinter einem fetten grauen Eichkätzchen her und zog dabei den Mann in der grünen Windjacke mit. Er glitt auf dem schlammigen Boden aus und fiel so unglücklich, dass er sich das Knie an einem wulstigen Stein stieß. Seine Flüche hallten durch den menschenleeren Wald. Der Hund sauste davon und jagte hinter dem Eichkätzchen her, bis dieses an einer Birke hinaufstieg und verschwand. »Lenny! Du Idiot! Komm her.«

Der Hund starrte den Mann dumm an, ehe er zu ihm zurücktrottete, wobei er die Leine auf dem schlammigen Boden hinter sich herschleifte. Der Mann schüttelte nur den Kopf. Seit Monaten forderte ihn Janice auf, dieses Hundeabrichtevideo von dem Mexikaner zu besorgen. Und er hätte es auch längst gekauft, wenn sie nicht so gequengelt hätte. Selbst wenn sie recht hatte, machte sie etwas falsch.

»Lenny, du Dummkopf.«

Er tätschelte die Flanke des Hundes. Lenny leckte ihm als Entschuldigung die Hand, ehe er sich zu Boden fallen ließ. Nachdem es die ganze Nacht über geregnet hatte, war die Erde von Wasser durchtränkt. Der Hund rollte sich von einer Seite auf die andere, begeistert von dieser Gelegenheit, sich im Schlamm zu wälzen. Kein Wunder, dass ihm dieses törichte Tier das liebste Wesen auf der ganzen Welt war, dachte der Mann. Es besaß ein schlichtes Gefühl für Freude, das er schon vor langer Zeit verloren hatte. Sofern er es je besessen hatte. Auf jeden Fall zog er Lenny seiner Frau vor. Sollte ihr Haus einmal in Flammen stehen und er könnte nur ein Lebewesen retten, würde er vermutlich den Hund schnappen.

»Genug. Du machst ja alles schmutzig.«

Er nahm Lennys Leine und stand auf, wobei er versuchte, sich nicht zu schwer auf sein Knie zu stützen. Obwohl der Regen schon vor Sonnenaufgang aufgehört hatte, nieselte es immer noch, sodass seine Stirn feucht war. Er holte tief Atem in der Hoffnung, dass die kühle feuchte Luft seine Lungen beruhigen würde.

Dann sah sich der Mann in dem Blätterwald um, denn er wollte

sichergehen, dass er auch wirklich allein war. Der Wakefield Park lag in einem Vorort von Virginia, ein wenig westlich von Beltway. Seinem Aussehen nach hätte man ihn jedoch einer ländlicheren Gegend zugeordnet. Sperlinge schossen durch die Buchen, und Rehe und Füchse machten sich regelmäßig auf den Weg zu dem Flusslauf in der Mitte des Parks. Am frühen Morgen war der Park verlassen bis auf eine Handvoll Mountainbiker – und den Mann in der grünen Windjacke. Damit war es der perfekte Ort für einen toten Briefkasten. Auf der goldenen Rolex, die er nur außerhalb des Büros trug, prüfte der Mann nochmals die Zeit: 6:07 Uhr. Zeit, um sich in Bewegung zu setzen, ehe die Radfahrer auftauchten. Er zog an Lennys Leine, und schon trabte der Hund los, wobei er den Kopf immer wieder von einer Seite zur anderen drehte, auf der Suche nach weiteren Eichkätzchen, die er jagen könnte.

Zehn Minuten später blieb der Mann in der Nähe eines Granitblockes neben einem verbrannten Baumstumpf stehen. Er war allein, obwohl er bereits die ersten Radfahrer hören konnte, die fröhlich über einen Hang im Osten heraufkamen. Aus der Tasche seiner Jeans zog der Mann eine kleine Plastikbox heraus, die wie die Fernsteuerung für eine Autoalarmanlage aussah. Auf der Box befanden sich zwei Knöpfe, ein schwarzer und ein roter. Er drückte auf den schwarzen Knopf. Von Westen, vom Abhang eines kleinen Hügels, hörte er zwei Zwitscherlaute in einer Entfernung von etwa fünfzig Metern. Während er den Hügel hinaufstieg, drückte er erneut den schwarzen Knopf. Diesmal war das Zwitschern deutlich näher, in etwa zehn Metern Entfernung. Schritt für Schritt näherte er sich vorsichtig, während er sich nochmals umblickte, um sicherzugehen, dass er immer noch allein war. Niemand zu sehen. Erneut drückte er den Knopf. Wieder ertönte das Zwitschern. Dort. Neben einem Baum lag ein abgebrochener Eichenast, der ganz gewöhnlich aussah. Nur dass er es nicht war. Es war der letzte tote Briefkasten am Ende einer Reihe von toten Briefkästen. Der Ast war echt und stammte auch tatsächlich aus dem Park. Allerdings war er in einem Regierungslabor etwas außerhalb von Peking ausgehöhlt und neu befüllt worden, sodass er nun eine wasserdichte Hülle enthielt, die groß genug

war für zwei Blatt Papier – oder einen Flash-Speicher. Groß genug, um die wichtigsten Geheimnisse der CIA zu verraten.

Die Chinesen hatten einen Empfänger im Ast installiert, der auf das Signal des Chips in der Plastikbox reagierte, die der Mann in der Hand hielt. Die Technologie war einfach. Im Grunde war es nur ein Autoalarm mit besserer Verschlüsselung. Idiotensicher. Der Mann und seine Kontaktleute konnten an jedem beliebigen Ort eine Übergabe machen. Während der letzten drei Jahre hatten sie den Wakefield Park verwendet, der sich perfekt eignete, weil er mit einem fünfzehnminütigen Fußmarsch von seinem Haus aus zu erreichen war.

Er bückte sich, um den Ast aufzuheben ...

In diesem Augenblick lief ein Eichkätzchen vorbei, und Lenny zog an seiner Leine. Dummer Hund.

»Geh. Ihr habt einander verdient.« Sobald er die Leine losmachte, schoss der Retriever davon.

»Endlich allein«, sagte der Mann, während er nach dem Ast griff. Mit den Fingern rieb er so lange über die Rinde, bis er die verborgenen Druckpunkte an den beiden Enden entdeckte. Wenn er sie gleichzeitig drückte – und zwar nur wenn sie gleichzeitig gedrückt wurden –, gaben sie ein elektromagnetisches Schloss frei, das es ihm erlaubte, das Fach in der Mitte zu öffnen.

Da, er hatte den ersten Druckpunkt gefunden. Aber wo war der andere? Wieder tastete er die Rinde ab. Da. Nein, da ...

»Hey, Kumpel!«

Verdammt. Er drehte sich zu dem Mountainbiker um, der auf ihn zufuhr. Der Typ trug diesen lächerlichen Anzug, den sie alle so liebten: eine neongelbe, rückstrahlende Jacke und enge Lycrashorts.

»Ist das Ihr Hund?« Lenny lief hinter dem Fahrrad her. Der Mann in der grünen Windjacke fühlte, wie sein Herz wie wild pochte. »Ja. Er heißt Lenny. Der gute Hund glaubt, dass er eines Tages ein Eichkätzchen erwischen kann. Danke, dass Sie ihn zurückgebracht haben ...« Hör auf zu reden, dachte er. Du bist nur ein Kerl, der mit seinem Hund spazieren geht.

Er schloss den Mund, ließ den Ast fallen und griff nach Lenny. »Du Dummkopf«, sagte er zu dem Retriever, »eines Tages wirst du dich noch verirren.«

»Sie sollten ein Auge auf ihn haben. Ich habe ihn fast umgefahren.«

»Sie haben recht. Mein Fehler.«

Als der Radfahrer noch näher herankam, fühlte sich der Mann plötzlich auf seltsame Weise benommen. *Er weiß es. Ich weiß zwar nicht woher, aber er weiß es.* Warum hatte er seine Smith & Wesson nur im Keller zurückgelassen?

»Nun?«

»Was nun?«

»Sollten Sie ihn nicht wieder an die Leine nehmen?«

»Aber sicher. Natürlich.« Er hakte die Leine wieder am Halsband ein.

»Danke, dass Sie ihn zurückgebracht haben.«

»Kein Problem.« Mit einem triumphierenden Nicken wandte sich der Radfahrer um und fuhr den Hügel hinunter. Der Mann in der Windjacke setzte sich und wartete, bis sich sein Pulsschlag wieder normalisierte. Nach so vielen Jahren im Geschäft konnte er nicht glauben, dass ihn ein Esel auf einem frisierten Zwölfgangfahrrad beinahe hatte auffliegen lassen.

»Lenny. Du hast mich um ein Haar in große Schwierigkeiten gebracht.« Statt einer Antwort ging der Hund einfach in die Hocke, um sich zu erleichtern. Vielleicht war aber auch das seine Antwort, dachte der Mann in der grünen Windjacke. Er ließ Lenny so viel Zeit, wie er benötigte, und wartete dann noch, bis er den Radfahrer nicht mehr sehen konnte und sein Herz nicht mehr in der Brust zu galoppieren schien. Als er sicher war, dass er allein war, kehrte er zu dem Ast zurück – und zu den Anweisungen in seinem Inneren.

Wells spazierte einen weißen Sandstrand entlang und tauchte dabei die Füße immer wieder in die Wellen, die an den Strand schlugen. Die Farbe des Wassers war ein unbeschreiblich klares, strahlendes Blau, sodass es fast wie eine Neonfarbe wirkte. Exley lag unter einem Schirm und trug einen dezenten Bikini, der die Farbe wechselte, während er zu ihr hinübersah. Jetzt war er rot, jetzt gelb, jetzt grün mit Tarnstreifen. Das ist falsch, sagte er ihr. Krieg ist nicht Sex. Aber sie hörte nicht.

Als er wieder auf den Ozean hinausblickte, bedeckte das Wasser nicht mehr den Sandstrand, sondern ein Ufer aus fluoreszierenden Lichtern. Aus, sagte er zu Exley. Schalt sie aus. Sie ignorierte ihn. Und als er zu ihr hinüberschaute, war sie fort. Er versuchte, zu ihr zu laufen, aber die Wellen zogen ihn vom Strand fort, fort von ihr ...

»Mr. Brown.«

Als ihn eine Hand an der Schulter schüttelte, erwachte Wells benommen. Er befand sich nicht an einem Strand, sondern in einer C-17. Die Kabine des Jets stank nach Schweiß und ungewaschenen Körpern. Seit zwanzig Stunden waren sie nun schon in der Luft.

»Alles in Ordnung, Sir? Sie sehen ein wenig grün aus.«

»Alles in Ordnung, Lieutenant.« Wells rollte den Kopf, wobei er vergeblich versuchte, das Narbengewebe auf seinem Rücken zu lockern. Statt der Standardsitze war das Militärflugzeug mit Kunststoffbänken ausgestattet, die man einfach an die Wände geschraubt hatte. Offenbar waren sie dazu entworfen worden, die Wirbelsäule zu quälen.

»Wie lange war ich weg, Lieutenant?«

»Etwa fünf Stunden«, sagte der Lieutenant. »Wir landen in fünfundvierzig Minuten. Der Pilot hat eben die Lichter eingeschaltet.« Die Lichter. Das war die Erklärung für seinen Traum, dachte Wells. Rund um ihn gaben sich müde Männer Klappe, um aufzuwachen, gurgelten mit Mundwasser, streckten sich oder taten sonst etwas, um die Langeweile eines Fluges von achtzehntausend Kilometern abzuschütteln. Wells hatte sich für seinen Transport auf die Bagram Air Base in Afghanistan dem 504. Fallschirminfanterieregiment der 82.

Luftlandedivision angeschlossen, die zum dritten Mal innerhalb von fünf Jahren nach Übersee geschickt worden war. Machosprüche füllten die

Kabine. Die Soldaten stärkten ihre Psyche für die aufreibenden Tage, die vor ihnen lagen:

»Bereit zur Landung?«

»Verdammt nein, Sergeant. Ich würde gern noch einen weiteren Tag in dieser Sardinenbüchse verbringen.«

»Ramirez, ist das meine Zahnbürste?«

»Nein, du Dummkopf. Sieh in deinem Hintern nach – vielleicht steckt sie dort.«

»Ob es sich wohl so anfühlt, Astronaut zu sein? Als Kind wollte ich immer Astronaut werden.«

»Du kannst nicht einmal den Uranus finden, Robert – verstanden? Uranus, wie ...«

»Ich hab schon verstanden.«

»He, wer hat einen fahren gelassen?«

»Wer nicht?«

Dann erscholl im hinteren Bereich der Kabine der für alle Zwecke einsetzbare Armeeruf: »Hoo-ah!«

»Hoo-ah!«

»Diese Taliban werden gar nicht wissen, wie ihnen geschieht! Sie werden untergehen wie Chinatown!«

»Hoo-ah!«

»Wie deine Schwester in der Nacht des Abschlussballs!«

»Hoo-ah!«

»Wir schicken Osama direkt in die Hölle!«

»Hoo-ah! Hoo-ah!« Die zunächst noch durcheinanderlaufenden Rufe verschmolzen zu einem gewaltigen »Hoo-ah!«, das die Kabine erbeben ließ.

Hoo-ah war eine Kurzform für »heard, understood, acknowledged« – »verstanden«, »ja, Sir« und »wird erledigt« in einem. Es besagte nicht nur, dass man einen Befehl ausführte, sondern dass man *stolz* war, ihn auszuführen. Im Zivilleben gab es nichts, das sich mit Hoo-ah vergleichen ließ, kein Wort und keine Geisteshaltung. Wells konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Für ihn war es ein Privileg, bei diesen Jungs zu sein. Nach all den Kriegsjahren in der Wüste und den Bergen war die Armee der Vereinigten Staaten immer noch die beste Streitmacht der Welt. Auch wenn die Marines mit dieser Bewertung vielleicht nicht

einverstanden waren.

Was die Befehlshaber anbelangte, war dies eine andere Geschichte. Sie – oder zumindest ihre Jungs – sollten einmal etwas Zeit hier verbringen, anstatt bei der zweitägigen Führung, die die Armee für sie veranstaltete, damit sie bei Talkshows erzählen konnten, dass sie an der Front gewesen seien. Sie sollten einmal mehrere Monate lang Mörsern und Bomben am Straßenrand ausweichen und am eigenen Leib erfahren, wie sich eine Militärbasis nach einer Weile in ein Gefängnis verwandelte.

Genug, dachte Well. Er wollte nicht mehr darüber nachdenken.

Immerhin hatte er sich freiwillig gemeldet, um hierher zurückzukommen. Auf ihn wartete ein Job. »Hoo-ah!«, sagte er sich. Dann trank er eine halbe Flasche Wasser in einem Zug aus, um die raue Kehle zu beruhigen, und goss sich den Rest über den Kopf. Zufrieden lächelnd, fühlte er, wie die laue Flüssigkeit über sein Gesicht lief. Mit einem Handtuch aus dem Rucksack zu seinen Füßen trocknete er sich ab. »Ich liebe diese Katzenwäsche«, sagte Lieutenant Gower mit schiefem Lächeln. Er war ein stämmiger Farbiger von etwa sechsundzwanzig Jahren. Wells mochte ihn, vor allem weil ihn Gower trotz seiner offenkundigen Neugier nicht gefragt hatte, wer er war. Zwanzig Stunden lang hatten sie über Sport geplaudert, Schach gespielt – Gower hatte ihn gewandt geschlagen – und ansonsten die Frage beiseitegelassen, auf welche Art und Weise Wells seinen Weg ausgerechnet in dieses Flugzeug gefunden hatte.

»Sie sagen es«, erwiderte Wells. Dann entschloss er sich, Gower ein wenig auf die Schippe zu nehmen. »Das erinnert mich an’Nam.« Gower riss die Augen auf. »Sie haben in Vietnam gedient? Wirklich?« »Tet, Khe Sanh, überall. Zu Hause habe ich eine Wand voll von Abzeichen. Ja, das war ein Krieg.«

»Im Ernst?« Gower sah Wells ungläubig an. »Sie treiben Scherze mit mir.«

»Ja, das tue ich. Sehe ich denn wirklich so alt aus? Dann wäre ich doch schon sechzig.«

»Derzeit sehen wir alle aus wie sechzig. Aber ich sage Ihnen was. Sie müssen schon gehörige Beziehungen haben. Nicht jeder bekommt innerhalb von zwei Stunden einen Platz in einer voll beladenen C-17.«

»Ich dachte, das wäre die Chartermaschine nach Bangkok.«

»Verstanden, Sir«, sagte Gower. »Sie haben wohl vermutet, dass ich einen Versuch wagen würde.«

Die Kabinenlautsprecher schalteten sich mit einem Klicken ein. »Aus dem Cockpit. Wir wissen, dass es euch hier oben gefällt, aber es ist meine Pflicht, euch zu informieren, dass wir in etwa dreißig Minuten in Bagram landen werden.«

Das unvermeidliche »Hoo-ah!« klang durch die Kabine.

»All jene unter euch, die das großartige Afghanistan schon einmal besucht haben, wissen, dass wir euch an diesem Punkt eurer Reise auffordern, euch fertig zu machen. Das ist ein Befehl.«

In der gesamten Kabine zogen die Soldaten ihre Panzerwesten und Helme an. Wells griff nach seiner kugelsicheren Weste, der standardmäßigen Schutzbekleidung der Polizei, die wesentlich dünner war als die Panzerwesten, die die anderen trugen.

»Ist das alles, was man Ihnen gegeben hat?«, erkundigte sich Gower, als er die Weste sah. »Die hält kaum eine Neuner ab.« Damit meinte er eine 9-Millimeter-Patrone, die aus einer Pistole abgefeuert wurde. Die Platten in den Panzerwesten der Armee waren dazu bestimmt, Hochgeschwindigkeitsgeschossen vom Kaliber 5,56 standzuhalten, wie sie von einer AK-47 abgefeuert wurden. Diese Kugeln würden Wells Weste zerfetzen.

»Ich reise gern mit leichtem Gepäck«, gab Wells zurück, während er den Helm aufsetzte.

Wieder schaltete sich die Sprechanlage ein. »Zu eurer Sicherheit wird dies eine Rotlichtlandung. Wir wissen, dass ihr Jungs von der Armee im Dunklen gern Freundschaften schließt, aber behaltet eure Hände bitte bei euch.«

Die Deckenbeleuchtung erlosch flackernd und wurde vom gespenstischen Glühen roter Lichter an den Kabinenwänden ersetzt.

»Wir werden kampfmäßig aufsetzen, also schnallt euch gut fest und genießt die Landung.«

In der gesamten Kabine klinkten sich die Männer an den Gurten fest, die an den Wänden der C-17 montiert waren. »Wir hoffen, ihr habt die Reise genossen«, sagte der Pilot. »Danke, dass ihr mit diesem Globemaster III

geflogen seid. Wir wissen, dass ihr unter verschiedenen Fluglinien wählen könnt, und schätzen es sehr ... Ach nein, das könnt ihr ja gar nicht. Vergesst es einfach.«

»Scherzkeks«, sagte Gower.

»Er würde wohl gern eine F-16 fliegen.« Wells zog den Gurt an seinen Schultern fest. Die C-17 machte eine enge Kurve und kippte vorwärts in den Sinkflug.

»Hoffentlich zieht er nicht die ganze Show von JFK Jr. für uns ab«, meinte Gower lachend. Doch ungeachtet seines Lachens bemerkte Wells die Anspannung in der Stimme des Lieutenants.

»Sie fliegen wohl nicht gern, Lieutenant?«

»Ich weiß, was Sie jetzt denken. Warum ich mich dann für die Air Force gemeldet habe? Meine Frau sagt dasselbe.«

»Und Sie sagen ihr, dass sich ein Mann seinen Ängsten stellen muss.«

»Richtig. Wovor fürchten Sie sich denn, Mr. Brown?«

Diese Frage ließ Wells erstarren. »Ich bin nicht sicher.«

»Es muss doch irgendetwas geben. Jeder fürchtet sich vor irgendetwas.«

»Vielleicht davor, zu versagen.«

»Gute Antwort. Damit verrät man gar nichts.« Gower klang enttäuscht. Aber Wells wusste, dass es noch eine andere Antwort gab, eine, die er Gower nie verraten würde: *Vor mir. Ich fürchte mich vor mir.*

Popp! Popp! *Chaff flares* schossen von den kurzen Tragflächen der C-17 davon. Dann schwenkte der Jet in eine Sturzspirale. Gower presste seine fest ineinander verschränkten Fäuste in den Schoß. Plötzlich kippte das Flugzeug wieder in die Horizontale und berührte Sekunden später den Boden, sprang noch einmal hoch, berührte erneut die Erde und schoss rumpelnd über die dreitausend Meter lange Rollbahn bei dem Versuch, langsamer zu werden.

Dann war es vorüber. Die Bremsen und der Gegenschub zeigten Wirkung und die C-17 hielt in einer langen, geschmeidigen Bewegung an. »Willkommen auf der Bagram Air Force Base, fünfzig Kilometer nördlich der wundervollen Stadt Kabul in Afghanistan. Es ist zwei Uhr Ortszeit«, verkündete der Pilot. Diesmal gab es keine Jubelrufe. Die abrupte Landung hatte die Soldaten an die Gefahr erinnert, die ihnen

bevorstand, dachte Wells, der die angespannten Gesichter rund um sich betrachtete. Viele der Männer in dieser Kabine hatten noch nie einen Kampf erlebt. Ihre Kommandanten würden ihnen beistehen müssen, ihr Adrenalin zu lenken, sodass es sich von Angst in Wachsamkeit verwandelte, die ihnen möglicherweise das Leben rettete.

Das Pentagon betrachtete das Training der Soldaten gern als Wissenschaft. In Wirklichkeit war es jedoch Alchimie, ein nicht quantifizierbarer Prozess. Einige dieser Männer würden unter Druck erstarren, falsche Entscheidungen treffen und dadurch sich und ihre Kameraden in den Tod schicken. Andere würden in der Hitze des Gefechts zur Ruhe kommen, den Feind durch Nachdenken überlisten und sich aus scheinbar unentrinnbaren Situationen retten. Und es gab keinen Test, durch den man die einen von den anderen unterscheiden könnte. Das entschied sich erst, wenn scharf geladen wurde.

Doch auch die talentiertesten Soldaten mit dem besten Training und der besten Ausrüstung überlebten nicht immer. Manchmal gab es keine richtige Entscheidung. Wells hatte Ted Beck nie in Aktion erlebt, aber er kannte seine Fähigkeiten. *Hätte ich überlebt, wenn ich auf dem Boot gewesen wäre? Hätte ich etwas bemerkt, das er übersehen hatte?* Auch wenn es Wells nicht mit Sicherheit sagen konnte, standen die Chancen nicht gut für ihn.

»Haben Sie je an einem Gefecht teilgenommen?«, fragte er Gower.

»Noch nicht, Sir«, antwortete Gower. »Gibt es etwas, das ich wissen sollte?«

»Bleiben Sie einfach ruhig. Sie werden sich gut schlagen, das sehe ich.« Wells hoffte, dass er recht behielt.

Flackernd leuchteten die Deckenlichter auf und ersetzten das gespenstische rote Glühen der Landelichter. Während Wells in dem grellen weißen Licht blinzelte, erinnerte er sich wieder an seinen Traum.

»Viel Glück, Lieutenant«, sagte er, wobei er Gower die Hand entgegenstreckte.

»Auch Ihnen viel Glück, Mr. Brown. Und lassen Sie es mich wissen, wenn Ihnen die 504. zu Diensten sein kann.«

Wells blickte auf das tragbare Schachspiel in Gowers Rucksack. »Beim nächsten Mal sollten Sie mir einige Ihrer Eröffnungen verraten, damit ich Ihnen auch einmal ein gutes Spiel bieten kann.« Als er sich von

Gower abwandte, empfand er seltsamerweise etwas wie Enttäuschung. Ein weiterer guter Soldat, den er nie wiedersehen würde.

Doch als er auf den Asphalt hinunterstieg, erwartete ihn eine angenehme Überraschung. Glen Holmes stand neben der C-17. Er war etwas dicker als im Jahr 2001, als Wells ihn getroffen hatte, aber ansonsten war er augenblicklich zu erkennen.

»Mr Wells. Es ist lange her. Das 3-5 Special Forces Battalion heißt Sie in Bagram willkommen.«

Wells betrachtete den Adler auf Holmes' Schulterklappen. »Colonel Holmes. Sie haben es weit gebracht in dieser Welt.«

»Ja, heute bin ich ein echter Stubenhocker. Ich verlasse die Basis kaum.«

»Stubenhocker?« Wells musste lächeln. »Davon habe ich noch nicht gehört.«

»Sie haben es aber auch ganz gut gemacht, seit wir uns das letzte Mal getroffen haben, John«, meinte Holmes grinsend. »Das war vermutlich die größte Untertreibung meines Lebens. Wollen Sie sich hinlegen, oder kann ich Sie für einen Becher Kaffee begeistern?«

»Kaffee klingt großartig.«

Als sie wenige Minuten später in Holmes' Büro saßen, brachte ein Lieutenant zwei überdimensionale Plastikbecher herein. »Starbucks«, erklärte Holmes. »Meine Frau schickt sie mir jeden Monat.« Der Lieutenant blieb an der Tür stehen. »Danke, Carlo«, sagte Holmes, »wegtreten!«

»Ja, Sir.« Der Mann salutierte zackig und verschwand.

»Seltsam, wenn ich allein bin, bleibt er nicht stehen«, sagte Holmes.

»Wissen alle hier, wer ich bin?«

»Die normalen Einheiten nicht. Aber die Spezialeinheit ist zu klein, um ein Geheimnis zu bewahren. Im gesamten Land gibt es von uns nur ein paar Hundert. Sie sollten sich mittlerweile daran gewöhnt haben«, gab Holmes zurück, während er Wells breit angrinste.

»Langley wünscht sich anscheinend, dass ich für immer verschwinde.«

»Nun, hier sind Sie unter Freunden.«

»Sind Sie sicher? Vinny Duto hat nie auf mich geschossen. Das kann ich von Ihnen nicht behaupten.« Wells zog den Ärmel hoch und zeigte

Holmes die Narbe an seinem Bizeps, die er 2001 in jener Nacht davongetragen hatte, in der er Holmes zum ersten Mal begegnet war. »Wenn ich mich richtig erinnere, haben Sie mich darum gebeten. Das war die surrealste Nacht meines Lebens«, sagte Holmes. »Ich habe gewiss nicht erwartet, Sie je wiederzusehen.«

»Nach all diesen Jahren ...«

»Sehen Sie doch, wie weit wir es gebracht haben.«

Wells lächelte. »Ja, etwa fünfzig Kilometer weit. Wie sieht es heute aus?«

»Damit endet die Reise in die Vergangenheit«, meinte Holmes.

»Größtenteils ist alles in Ordnung. Afghanistan ist nicht der Irak.

Zumindest noch nicht. Aber die Taliban werden immer härter. Sie haben neue Taktiken erlernt. Ihre Scharfschützen treffen genauer, und es gehen Gerüchte um, dass sie professionelle Unterstützung bekommen.«

»Das ist auch der Grund, warum ich hier bin.« Und weil ich die Frau, die ich liebe, in den Wahnsinn treibe, sagte sich Wells. »Mit einer weiteren Division, oder auch nur ein paar Brigaden sähen die Dinge anders aus.«

»Aber die haben wir nicht.«

»Nein, die haben wir nicht. Sie sind weiß Gott wo im Einsatz.«

»Hier wären sie von größerem Nutzen.«

»Wir tun einfach, was man uns sagt«, erklärte Holmes, während er aus einem Aktenschrank eine Silberflasche und zwei schmierige Gläser hervorzog, die mit dem Fußball-Logo der »Black Knight«-Armeemannschaft bedruckt waren.

»Beleidige ich Sie, wenn ich Ihnen einen Drink anbiete?«

»Keineswegs.«

»Das freut mich.« Holmes goss seinem Gast und sich einen kräftigen Schluck ein. »Macallan, achtzehn Jahre alt. Den habe ich für den richtigen Besucher aufbewahrt.«

»Auf die Männer, die Sie anführen«, sagte Wells, während er an die Soldaten in der C-17 dachte.

Gemeinsam hoben sie die Gläser. Der Scotch traf Wells augenblicklich. Am liebsten hätte er sich auf den Holzboden von Holmes' Hütte gelegt, um zu schlafen.

»Sie müssen vollkommen zerschlagen sein, John«, sagte Holmes. »Carlo wird einen Schlafplatz für Sie finden. Aber sehen Sie nach, bevor Sie

sich auf die Pritsche fallen lassen. Erst letzte Woche wurde einer meiner Jungs von einem Skorpion gestochen. In den Hintern.«

»Autsch.«

»Ja. Er hat seinen Teil abbekommen. Wenn Sie um 13 Uhr wieder hier sind, weihe ich Sie in unsere Pläne ein. Ihr Büro hat Großartiges geleistet in Bezug auf diese ausländischen Kerle. Sie haben etwas herausgefunden, das wir längst entdecken hätten sollen. Es ist an der Zeit, sie in ihrem Bau zu treffen.«

»In meinen Ohren klingt das wie ein Plan.«

»Eddie! Abendessen!«

Selbst durch die geschlossene Tür zu seinem Arbeitszimmer im Keller drang ihre Stimme schneidend an sein Ohr.

»In einer Minute«, murmelte er, während er sich eine Marlboro aus der Schachtel auf dem überhäuften Couchtisch schnippte und das Feuerzeug mit geübter Hand aufflammen ließ. Als der Rauch seine Lungen füllte, schloss er zufrieden die Augen. Eine hässliche Angewohnheit, aber was soll's? Jeder starb irgendwann einmal. Während er den Rauch durch die Nase ausstieß, fühlte er, wie seine Nasenlöcher kribbelten.

Er war stämmig, aber fest gebaut, mittleren Alters, etwas unter einen Meter achtzig groß, hatte schütter werdendes graues Haar und ein leicht schwammiges Gesicht, das man gleich wieder vergaß. Es war das Gesicht eines Managers, der nie Vizepräsident werden würde. Die Zigaretten und der Whiskey waren dabei auch keine Hilfe. Seine Augen waren das einzige außergewöhnliche Merkmal an ihm: das rechte war braun und das linke grün mit einem auffälligen schwarzen Streifen, der quer durch die Iris verlief. Dieser Makel war rein kosmetisch und beeinträchtigte in keiner Weise sein Sehvermögen.

Er war ein Maulwurf, ein Doppelagent. Seit sieben Jahren verkaufte er nun schon Geheimnisse an China. Das war Hochverrat und wurde mit lebenslanger Haft oder dem Tod bestraft.

Er sah sich in dem fensterlosen Kellerraum um. Ein schmutzig weißer Wollteppich bedeckte den Boden. Die Wände waren mit einer billigen Holzimitation verkleidet und mit gerahmten Fotos behängt, die er vor Jahrzehnten in Hongkong aufgenommen hatte. Während seines einzigen Auslandeinsatzes. Eine Softball-Trophäe der Reston-Sommerliga thronte auf seinem Schreibtisch.

Er behielt den Pokal als ironischen Scherz. Aber welchen Sinn hatte ein Scherz, den niemand sah? Alle, die ihn kannten – seine Kollegen, seine Nachbarn und sogar die Mexikaner, die seinen Acura reinigten -, hielten ihn für einen Verlierer der Sonderklasse. Den einzigen interessanten Teil seines Lebens musste er verbergen. Das war tragisch. Er war eine tragische Figur. Während er die Zigarette rauchte, erfüllte ihn mit dem Rauch etwas wie Stolz. Eine tragische Figur, aber auch ein Held. Er hatte

die Regeln der Gesellschaft gebrochen, lebte abseits der Masse. Er wusste, welches Risiko er einging, und er ...

»Eddie!«

Wo hatte seine Frau gelernt, so zu kreischen? Er ignorierte sie und griff nach dem Umschlag in seiner grünen Windjacke, nach dem Brief, den er an diesem Morgen abgeholt hatte. Das Papier darin war sorgfältig gefaltet. Ein einziges Blatt, das mit der übergroßen Arial-Schrift bedruckt war, die die Chinesen immer verwendeten.

»Lieber Mr T.« – er lächelte immer bei dieser Anrede – »wie immer wissen wir Ihre Arbeit hoch zu schätzen. Sie sind wahrlich unser wertvollstes Gut. Für Ihre Dienste ist auf Ihrem Konto eine Bonuszahlung für drei Monate eingelangt. Wir bitten Sie, auch dieses Geschenk anzunehmen.«

Auch wenn das Englisch nicht ganz perfekt war, verstand er, was sie sagen wollten. Sie waren zufrieden. Auf dem Papier klebte ein goldener Krügererrand. Ein netter Zug, dachte der Maulwurf. Sie hatten ihm noch nie zuvor Gold geschenkt. Er ließ sein Schweizer Armeemesser aufschnappen und schnitt die Münze von dem Papier. Der Springbock, der auf ihre Rückseite geprägt war, schimmerte sogar in der rauchgeschwängerten Luft des Kellers. Die Münze wirkte dicht genug, um eine Kugel abzufangen. Er wirbelte sie in die Luft und fing sie sauber wieder auf. Und ein Dreimonatsbonus? Das waren fünfundsiebzig Riesen extra.

»Eddie! Der Braten wird kalt!«

Janice. Immer zerstörte sie seine Freude.

»Um Himmels willen, hör auf zu kreischen!«, brüllte er die Treppe hinauf.

Nachdem er die Münze in die Tasche gesteckt hatte, kehrte er zu dem Brief zurück. Der Rest war Routine, bis auf das Ende: »Angesichts der jüngsten Ereignisse erfordert es die Umsicht, dass wir die Marco-Box augenblicklich Stilllegen« – warum sie dieses Wort groß geschrieben hatten, war ihm unklar.

Die Marco-Box war ein Briefkasten auf der Moncure Avenue, unmittelbar bei der Kreuzung mit der Columbia Pike, den er und die Chinesen als Signalstelle verwendet hatten. Ein vertikaler Kreidestrich bedeutete, dass er Dokumente oder einen Flash-Speicher im toten

Briefkasten im Wakefield Park hinterlegen würde. Zwei horizontale Striche bedeuteten, dass sie die Papiere abgeholt hatten. Ein diagonal gelber Stich bedeutete, dass entweder er oder sie dringend ein persönliches Gespräch benötigten, und ein roter Strich bedeutete einen Notfall mit einem Treffen noch am selben Tag.

»Bitte verwenden Sie von nun an die Tango-Box«, hieß es weiter im Brief. »Alle anderen Prozeduren bleiben gleich. Wir bedauern jegliche Unbequemlichkeiten, aber Sie sind uns zu wertvoll, um Risiken einzugehen. Mit dem Ausdruck größter Dankbarkeit, Ihr Freund George.«

George alias Oberst Gao Xi. Offiziell war George Kulturattaché an der chinesischen Botschaft, in dessen Verantwortungsbereich es fiel, Pandas und chinesische Akrobaten in die USA zu bringen. In Wirklichkeit leitete er den Washingtoner Zweig des Second Department der chinesischen Armee – des wichtigsten Nachrichtendienstes der chinesischen Volksrepublik. Anders ausgedrückt, war George der Topspion Chinas in den USA. Seit drei Jahren fungierte er als sein persönlicher Kontaktpartner. Einen aussagekräftigeren Beweis für den Wert der Geheimnisse, die Eddie lieferte, gab es nicht.

Der Maulwurf überflog den Brief noch einmal. Wieder fragte er sich, warum die Chinesen den Briefkasten gewechselt hatten. Er konnte sich nicht vorstellen, dass man ihre Signale bemerkt hatte. Vielleicht waren sie nervös aufgrund der Ereignisse im Gelben Meer. Die Nordkoreaner waren nicht sehr subtil vorgegangen. Aber der Maulwurf hielt es für unmöglich, dass irgendjemand ihn mit dem Verfasser in Verbindung brachte.

Auf jeden Fall verlor die CIA immer wieder eine Informationsquelle. Das war Teil des Spiels. Allerdings war der Verfasser wertvoller als die meisten, und auch durch die Tatsache, dass die Agency zwei ihrer eigenen Leute bei dem Rettungsversuch verloren hatte, würde dieser Zwischenfall garantiert einiges an Aufmerksamkeit bekommen.

Andererseits befand sich die CIA seit dem elften September in einer jahrelangen Dauerkrise. Angesichts dieser Situation würde der Verlust eines Agenten nicht zum Hauptpunkt auf der Tagesordnung werden, überlegte der Maulwurf. Der Ostasienschreibtisch würde einen Bericht über die Gefahren von Notfallsexfiltrationen verfassen, den niemand

lesen würde. Bis irgendjemand die Ereignisse in Nordkorea mit den anhaltenden Schwierigkeiten zusammenbringen würde, in China Agenten anzuwerben, hätte sich der Maulwurf längst in den Ruhestand zurückgezogen.

Die Chinesen waren eben paranoid, beschloss der Maulwurf. Nachdem sie die Marco-Box achtzehn Monate lang verwendet hatten, war es an der Zeit, einen neuen Platz zu wählen. Ihm sollte es recht sein. Er bekam die Information. George sorgte für seine Sicherheit. Sie waren Partner. Nach einem letzten Zug berührte der Maulwurf mit der glimmenden Asche der Marlboro den Brief, bis die Flammen das Papier verzehrten und sich der Keller mit Rauch füllte.

»Eddie! Brennt da etwas?«

Der Maulwurf griff nach der kurzläufigen 357er Smith & Wesson auf dem Couchtisch und richtete die Waffe gegen die Decke. Der Gedanke, seine Frau zu töten, war seltsam tröstlich, auch wenn er wusste, dass er es nie durchziehen würde.

Er öffnete die Trommel des Revolvers und ließ fünf der sechs Patronen in den Aschenbecher auf dem Tisch fallen. Dann schloss er die Trommel wieder und gab ihr einen kräftigen Impuls, sodass sie sich lange um die eigene Achse drehte, während er beobachtete, wie Leben und Tod durch den Revolver klickten. Leben – Leben – Leben – Leben – Leben – Tod. Leben – Leben – Leben – Leben – Leben – Tod. So glatt und geschmeidig wie eine Ampel von Grün auf Rot schaltete und wieder zurück.

»Rundherum, rundherum dreht sie sich. Wo sie hält, weiß niemand nich'«, murmelte er.

Als die Trommel anhielt, legte der Maulwurf die Waffe an sein Auge und blickte durch den Lauf in die Ewigkeit. Oder, was viel wahrscheinlicher war, in eine leere Kammer. Außerdem beabsichtigte er keineswegs, sich selbst zu töten. Warum sollte er der Welt diese Genugtuung gönnen? Nachdem er die Patronen wieder in die Trommel gesteckt hatte, schloss er einen Aktenschrank auf und ließ die Smith & Wesson und den Krüger rand hineinfallen. Dann schenkte er sich einen großen Schluck aus der Whiskeyflasche ein, die als Fixbestandteil der Einrichtung auf dem Couchtisch stand, und kippte den Scotch in einem brennenden Schluck hinunter.

»Ich bin gleich oben, Liebes«, brüllte er die Treppe hinauf.

Die Küche roch nach Schmorfleisch und grünen Bohnen. Vermutlich war Janice mittlerweile die einzige Frau, die immer noch Schmorfleisch zubereitete. Der Raum war dunkel und wurde nur von einer Kupferlampe in der Ecke erleuchtet. Janice mochte kein helles Licht. Helles Licht tue ihr in den Augen weh, sagte sie. Mit gesenktem Blick saß sie bei Tisch und kaute. Lenny lag mit heraushängender, feuchter Zunge unter dem Tisch und hoffte auf Reste. Während die Welt bereits in das einundzwanzigste Jahrhundert eingetreten war, herrschte in diesem Haus immer noch das Jahr 1958, bis hin zu den frisch gepflückten Gänseblümchen auf dem Küchentisch.

Der Maulwurf konnte nicht ableugnen, dass er sich dieses Gefängnis selbst gebaut hatte. Nach seiner beschämenden Rückkehr aus Hongkong hatte er Janice 1996 auf der National Mall kennengelernt, wo sie Softball spielte. Sie war ein typisches Mädchen aus Alabama, arbeitete in Reston als Kindergärtnerin und traf sich gern mit den Beamten von Langley. Sie war die hübscheste Frau, mit der er je ausgegangen war. Doch schon von Beginn an war sie überspannt, ein Vollblut, das zu Wutanfällen und Depressionen neigte. Und zum Trinken, auch wenn er erst nach der Hochzeit herausfand, wie viel sie trank. Selbstverständlich trank sie jetzt noch mehr.

Vermutlich hätte es zwischen ihnen dennoch geklappt, wenn nicht die Sache mit ihrem Sohn gewesen wäre. Janice hatte eine schwierige Schwangerschaft. Sie brauchten zwei Jahre und vier In-Vitro-Behandlungen, bis sie endlich empfangen hatte. Danach verbrachte sie den Großteil des letzten Drittels der Schwangerschaft im Bett. Mark, ihr Sohn, war gesund und kräftig auf die Welt gekommen. Das blieb er auch noch beinahe zwei Jahre lang. Eines Tages litt er dann an Bauchschmerzen, Durchfall und Fieber. Ihr Arzt, Dr. Ramsey, maß seine Temperatur und schickte sie wieder nach Hause. Als das Fieber am zweiten Abend 39,5 °C erreichte, riet ihnen Ramsey, Mark ein kühles Tuch auf den Kopf zu legen, den Jungen zu Bett zu bringen und am nächsten Morgen sofort zu ihm zu kommen.

Um 3 Uhr nachts wachte Mark schreiend auf. Ein dünner roter Schleim

tropfte aus seinem Mund. Auf dem Weg ins Krankenhaus hielt Janice ihren Sohn im Arm, während der Maulwurf auf dem Arlington Boulevard über die roten Ampeln fuhr. Zum ersten und einzigen Mal nutzte er die Fahrkenntnisse, die er sich auf der Farm für Notfälle angeeignet hatte. Er erinnerte sich noch immer an die Angst des jungen Arztes in der Notaufnahme, der seinen Sohn untersuchte. Janice würde gewiss nicht zustimmen, aber das war für ihn der schlimmste Augenblick. Er hatte nie zuvor einen Arzt gesehen, der so ängstlich ausgesehen hatte.

Der Rest kam so unausweichlich, wie eine Lawine zu Tal stürzte: intravenöse Antibiotika, Sauerstoffmaske, Organversagen, letzte Ölung. Er war überzeugt davon, dass Mark wusste, dass er starb. Selbst am Ende, als der Junge bereits aufgehört hatte, sich zu bewegen, waren seine Augen nicht geschlossen, als versuchte er, so viel von dieser lausigen Welt festzuhalten, wie er nur konnte. Vier Tage nach Beginn der Bauchschmerzen war er tot. Eine außergewöhnliche Bakterieninfektion, wie die Ärzte sagten. Niemand hätte ihn retten können.

Manchmal glaubte der Maulwurf, dass Janice mit ihrem Sohn gestorben war. Sie wollte nicht einmal mehr versuchen, schwanger zu werden. Nach einigen Monaten hatte er sie gebeten, die Antibabypille abzusetzen. Sie sagte zwar, dass sie es tun werde, aber dann erschien Monat für Monat eine weitere Packung mit achtundzwanzig foliierten Pillen in ihrem Badezimmer. Irgendwann hatte der Maulwurf aufgehört, sie darum zu bitten.

Sie hörte auch zu arbeiten auf. Der Job im Kindergarten sei zu anstrengend. All die Kleinen, die ständig umherliefen. Stattdessen blieb sie zu Hause, um sämtliche Bücher zu lesen, die sie immer schon lesen wollte, wie sie sagte. Zwei Jahre später zogen sie um. Ihr sei es egal, sagte sie, aber er beharrte darauf, weil er annahm, dass ein neues Haus auch einen Neuanfang mit sich bringen würde. Er drängte sie, sich einen neuen Job zu suchen oder im Einkaufszentrum am Tysons Corner zu arbeiten, alles, nur um sie aus dem Haus zu bekommen. Und sie suchte sich einen Job, halbtags. Aber irgendetwas in ihr war zerbrochen. Etwa zu dieser Zeit traten die Chinesen an ihn heran.

Janice war keine echte Alkoholikerin, aber wenn ihre Stimmung in den Keller sank, saß sie nur noch auf dem Sofa, sah sich Seifenopern an und

trank sich durch den Nachmittag. Der Maulwurf wusste, dass er sich von ihr scheiden lassen sollte, aber irgendwie fühlte er sich ihr verpflichtet. Sie war der Preis, den er dafür bezahlte, dass er seinen Sohn hatte sterben lassen, der Preis, den er bezahlte für seine Spionagetätigkeit. Außerdem konnte sie auch reizend sein. Hin und wieder erinnerte sie ihn an die Frau, die sie einmal gewesen war, das hübsche Mädchen, das ihn in die National Gallery geführt und ihm ihre Lieblingsgemälde gezeigt hatte. Seine Loyalität hielt ihn jedoch nicht davon ab, seine Nächte im Nexus Gold Club zu verbringen. Und sein Narzissmus war so ausgeprägt, dass er sich nie fragte, ob sie ohne ihn glücklicher wäre. Er goss sich ein Glas Wein aus der halb vollen Flasche ein und betrachtete seine Frau. Sie schenkte ihm ein süßes, angesäuselttes Lächeln. Das war die beschwipste, glückliche Janice, die der betrunkenen, traurigen Janice bei Weitem vorzuziehen war. Er nippte an seinem Wein, dessen weiche Glut das Brennen des Whiskeys besänftigte, und schnitt sich ein Stück Braten ab, das er unter dem Tisch heimlich Lenny gab. Plötzlich schämte er sich für seinen Scherz mit der Smith & Wesson im Keller.

»Das schmeckt herrlich.« Er kaute das Fleisch kräftig, trank dazu seinen Wein und füllte ihr und sein Glas erneut, bis die Flasche leer war. Warum auch nicht? Im Keller standen noch einige Kartons davon. Janice gefiel es gar nicht, wenn ihr etwas ausging, und er ähnelte ihr offenbar in dieser Sache.

»Nicht zu lange gebraten?«

»Kein bisschen. Und du siehst heute großartig aus, Liebling.« Er versuchte, nicht darüber nachzudenken, dass sie noch um einiges besser aussehen würde, wenn sie die zwanzig Kilo wieder los wäre, die sie seit Marks Tod zugenommen hatte. Früher war sie wirklich wunderhübsch gewesen. Heute war ihr Bauch so weich wie ihr Gehirn. Sie hatten immer noch gelegentlich Sex, aber vorwiegend um der alten Zeiten willen.

»Wie war die Arbeit?«

»Großartig«, sagte er ehrlich, denn er dachte an die fünfundsiebzigtausend Dollar, die ihm die Chinesen in den Schoß geworfen hatten. Von dort, wo dieses Geld herkam, würde sicher noch mehr herkommen. Die Chinesen hatten aus dem Verkauf von all dem

Spielzeug und den Computerchips Geld wie Heu. China war die Zukunft. Die guten alten USA hatten ausgedient. Es war immer gut, auf die Zukunft zu setzen. Auf seine Weise half er, das Handelsdefizit auszugleichen.

Auf jeden Fall hatte er sein Spiel gut gespielt. Er hatte ihnen nie zu viel auf einmal zukommen lassen, sodass sie immer noch Hunger auf mehr hatten. Geheimnisse sparsam weiterzugeben, hatte jedoch nicht nur mit Gier zu tun – sondern war auch reiner Selbstschutz. Mitte der Achtzigerjahre hatte Aldrich Ames, der schlimmste Verräter in der Geschichte der CIA, nahezu über Nacht dem KGB fast alle sowjetischen Topspione der Agency preisgegeben und dann in Todesangst zugesehen, wie die Sowjets alle verhafteten.

»Ihr sorgt noch dafür, dass man auch mich verhaftet!«, hatte sich Ames bei seinen Kontaktleuten beschwert. »Warum stellt ihr nicht vor der Agency ein riesiges Neonschild mit der Aufschrift ›Maulwurf‹ auf?« Eddie hatte nicht denselben Fehler begangen und beabsichtigte, es auch nicht in Zukunft zu tun.

Er trank einen Schluck Wein und lächelte seiner Frau zu. »Ja, Gleeson« – sein stets in khakifarbene Kleidung gehüllter, unendlich törichter Boss – »hat gemeint, dass ich für eine Beförderung infrage komme.« Im Gegensatz zu vielem, was er Janice sonst erzählte, sagte er diesmal die Wahrheit.

»Nun ... das ist großartig. Ich vermute, du darfst mir keine Einzelheiten darüber erzählen.« Sie lächelte wie ein kleines Mädchen, das entgegen aller Wahrscheinlichkeit hoffte, zum Geburtstag ein Pony zu bekommen.

»Es wäre ein Transfer innerhalb von Ostasien. Mehr Verantwortung, mehr Spionageabwehrarbeit.«

Vermutlich wollte ihn Joe Gleeson einfach loswerden. Aber das war dem Maulwurf egal. Wenn die Beförderung durchging, würde er Leiter der Spionageabwehr für ganz Ostasien werden und hätte Zugang zu jeder Operation von Tokio bis Tibet. Mehr interessante Details für die Chinesen, und mehr Bonuszahlungen für ihn.

»Spionageabwehr.«

»Du weißt schon, Spion gegen Spion, und all das Zeug. Ihre Jungs finden, bevor sie unsere finden.«

»Würden wir auch reisen?« Janice klammerte sich an die lächerliche

Hoffnung, dass er noch einmal einen Auslandsjob bekäme. Dies war aus zwei Gründen lächerlich: Zum einen hatte sie selbst in einem Vorort von Virginia ihr Leben kaum im Griff, und zum anderen würde ihn die Agency eher auf den Mars schicken, bevor sie ihn noch einmal an die Front schickte.

»Vielleicht ein wenig, aber ich wäre in Langley stationiert.«

»Nun, das klingt nett.« Sie trank den Rest ihres Weines und goss aus einer neuen Flasche das Glas nochmals voll.

»Wie war es bei dir?«

»Ach, es war so ein anstrengender Tag.«

Er versuchte, nicht zu lächeln.

»In der Früh habe ich den Wagen in die Werkstatt gebracht. Du weißt doch, wie die Bremsen gequitscht haben.« Janice brachte ihren Volvo fast jede Woche einmal zum Service. Mitunter fragte sich der Maulwurf, ob sie es mit einem der Mechaniker des Händlers trieb. Zumindest hoffte er es. »Dann war heute Nachmittag Schlussverkauf bei Macy's ... Dort habe ich ein großartiges Kleid gesehen, das du unbedingt sehen musst.«

»Kauf es einfach, Liebling.«

»Wirklich? Aber es ist nicht im Abverkauf.«

»Sage ich jemals nein?«

»Hm ...« Er hatte die Frage rhetorisch gemeint. Üblicherweise hatte Janice bescheidene Wünsche, und dank seines zweiten Jobs musste er ihr keinen Wunsch abschlagen. Er überraschte sie sogar hin und wieder mit einem Diamantarmband, allerdings durfte es nicht allzu extravagant sein. Immerhin wollte er nicht, dass sie damit vor den Knauss oder ihren anderen sogenannten Freunden in der Nachbarschaft prahlte.

Ihr Gesicht erhellte sich, als sie schließlich zu einer Antwort gelangte.

»Nein, Schätzchen. Ich glaube, du sagst nie nein.« Sie schwankte zu ihm hinüber und beugte sich vor, um ihm einen rührseligen Kuss zu geben, wobei sie mit der Zunge über seine Wange fuhr, bis sie seinen Mund fand. »Du bist der Beste.«

Als der Maulwurf in dieser Nacht neben Janice lag, fragte er sich, was er mit seinem Bonus tun solle. Vielleicht sollte er Evie ein Geschenk machen, dieses Tennisarmband mit Diamanten, das sie sich wünschte.

Aber er hatte Evie satt. Als er sie im Nexus kennengelernt hatte, hatte sie ihn verzaubert. Diese schlanken, endlosen Beine. Sie wirkte auch klug, zumindest im Vergleich zu den anderen Mädchen. Monatelang hatte er ihr überschwängliche Trinkgelder für ihren lahmen Lapdance gegeben, bis sie schließlich einwilligte, mit ihm zu Abend zu essen.

Sechs Monate später trafen sie einander immer noch. Allerdings war ihr Charme verblasst. Sie hörte nie auf zu reden, und sie war gewiss kein Genie, auch wenn sie sich selbst für eines hielt. Als wäre sie die einzige Stripperin, die je aufs College gegangen war. Wenn er noch ein einziges Mal ihre Geschichte über das besetzte Palästina anhören musste, wie sie es nannte ... Und dann ihr Yoga. Er hatte nichts dagegen, dass es ihr gefiel. Immerhin blieb sie dadurch gelenkig. Das stand fest. Aber sie nahm es zu ernst. Ein Jahr lang hatte sie trainiert, um selbst Ausbilderin zu werden. Ein Jahr? Wie viel Vorbereitung konnte eine Yogatrainerin schon brauchen? Zum Teufel, das war doch nur *Dehnen* mit ein wenig Gesang. Erst hatte er geglaubt, dass sie Scherze trieb, als sie ihm sagte, dass der Kurs eintausendfünfhundert Dollar pro Monat koste. Er hatte laut gelacht, und sie war wütend davongestapft. In dieser Nacht hatte sie nicht einmal mit ihm geschlafen.

Okay, das Tennisarmband konnte er vergessen. Ebenso wie Evie. Es war Zeit für eine neue Stripperin, und zwar für eine, die sich keine Hoffnungen machte, Raketenwissenschaftlerin zu werden.

Irgendwann in dieser Nacht bellte ein Hund. Als der Maulwurf die Hände hinter dem Kopf verschränkte, fühlte er die raue Haut im Nacken. Er stellte sich vor, dass Gott auf alle ehrlichen Menschen hinabblickte, die in ihren Betten schliefen. Und auf ihn, der immer noch wach war, und dessen Haus wie ein Tumor in der Nacht rot glühte. Ob die Nachbarn etwas fühlten? Der Maulwurf sorgte immer dafür, dass sein Rasen gemäht und sein Rinnstein sauber war. Er und Janice brachten auch immer Apfeltorte und Bier zu den Grillabenden in der Nachbarschaft mit. Aber trotzdem war er sicher, dass es die Nachbarn *wussten*. Sie wussten, dass etwas nicht stimmte, auch wenn sie wohl nie dahinterkommen würden, was es war.

Verdammt. Noch vor einer Minute hatte er sich so wohl gefühlt bei dem Gedanken an seinen Bonus. Jetzt war das Hochgefühl vorüber. Die Leute glaubten, dass sie ihn verstünden, während sie ihn in Wirklichkeit

überhaupt nicht verstanden. Bis die Chinesen auftauchten, hatte niemand seine Talente je respektiert. Die Agency hatte ihn immer als zweitklassigen Verlierer abgetan.

Alles hatte mit Dick Abrams angefangen, dem alten Stationschef von Hongkong. Mit diesem arroganten Yale-Absolventen und seinem unechten britischen Akzent. »Wir sind der Ansicht, dass Sie in Langley besser aufgehoben sind«, hatte Abrams gesagt. »Sie sind zu kopflastig für die Feldarbeit. Betrachten Sie das als Kompliment.«

Zu kopflastig. Die Worte waren nun beinahe zwanzig Jahre alt, und dennoch hörte sie der Maulwurf so klar, als sähe er Abrams in dieser Nacht neben sich anstatt Janice. Er errötete bei der Erinnerung. Sie waren in Abrams makellosem Büro auf der Couch gesessen, die er immer für seine »informellen« Gespräche verwendete. Wohin der Maulwurf auch blickte, überall sah er Fotos von Abrams oder Bill Casey, dem früheren Direktor, eine Legende im Direktorat der Operationsabteilung. Abrams hatte sich nicht die Mühe gemacht, ein Foto von William Webster aufzuhängen – Caseys Nachfolger –, als wollte er jeden Besucher wissen lassen, dass er immer noch da sein würde, wenn Webster längst Vergangenheit wäre. Der Maulwurf warf einen Blick auf seine Uhr: 3:15. Plötzlich war er durstig. Weil er wusste, dass ihm dieses Gespräch bevorstand, hatte er auf seinen üblichen Mittags-Scotch-mit-Soda verzichtet. Jetzt wünschte er, er hätte einen Doppelten getrunken.

»Geht es um diesen Zwischenfall?«, fragte der Maulwurf.

»Den Zwischenfall?«, hatte Abrams glatt und eiskalt wiederholt. Der Maulwurf konzentrierte sich darauf, Abrams' Blick standzuhalten. Schon als Kind war ihm Blickkontakt schwergefallen. Immer wieder hatte ihn seine Mutter aufgefordert: »Sieh mir in die Augen. Sei kein Schwächling.« Durch ihre Worte war es ihm nur noch schwerer gefallen. Aber er wusste, dass sie recht hatte. So übte er, Lehrer, Freunde und sogar Fremde in der Bar anzusehen. Er redete sich ein, dass sie nicht echt seien, dass er nur fernsähe. Dadurch konnte er heute sogar dem Teufel persönlich in die Augen sehen. Er hob den Kopf und sah Abrams direkt an.

»Den Zwischenfall?«, fuhr Abrams fort. »Sie meinen, als Sie sich betranken und der Frau des italienischen Botschafters einen Antrag machten?«

»Sie wollten wohl sagen, seiner Tochter.« Noch während der Maulwurf die Worte hervorstieß, erkannte er, dass sich Abrams absichtlich versprochen hatte, um ihm eine Falle zu stellen.

»Richtig«, sagte Abrams, wobei er das Wort in die Länge zog. »Seiner Tochter. Sie war sechzehn, richtig?« Sie sah nicht wie sechzehn aus, dachte der Maulwurf. Zumindest nicht in diesem Kleid. Und vielleicht hatte er einige Whiskeys zu viel, na und? Die CIA, und das Direktorat der Operationsabteilung im Speziellen, war voll von schweren Trinkern. In Stationen wie Rom oder Hongkong, wo kaum je etwas passierte, war es praktisch notwendig, sich schon mittags einen zu genehmigen.

Aber jeder Versuch, die Sache zu rechtfertigen, würde sie nur noch schlimmer machen. Das wusste der Maulwurf. Abrams war es ohnehin einerlei. Er genoss den Augenblick und die Gelegenheit, dem Maulwurf unmissverständlich klarzumachen, was für ein Reinfall er als Führungsoffizier gewesen war. Am liebsten hätte sich der Maulwurf vorgebeugt und Abrams die Finger um den Hals gelegt.

»Auf jeden Fall sind wir der Meinung, dass Sie in Langley besser aufgehoben sind«, sagte Abrams in seiner zum Wahnsinn reizenden Stimme, »als direkt an der Front.«

So war er nach Langley zurückgekehrt, wo er nie dem entkommen konnte, was in Hongkong geschehen war. Andere Führungsoffiziere fetteten ihre Spesenkonten auf, stahlen Geld aus der Handkasse und trieben es mit den Sekretärinnen. Die Komik seines Vergehens stellte sicher, dass es nie vergessen wurde. Er war zu einer wandelnden Zielscheibe für Spott geworden, zu einem Schulbeispiel für eine ganze Generation von Führungsoffizieren. *Was auch immer ihr tut, macht euch nicht an die Tochter des Botschafters heran.* Er hatte die Situation noch verschlimmert, indem er sich Faulenzern wie Joe Gleeson nicht gebeugt hatte. Er hatte nie gelernt, den richtigen Leuten in den Hintern zu kriechen. Oder wie man Golf spielte. Was war er doch für ein Dummkopf. Er hatte angenommen, dass in der Central Intelligence

Agency Intelligenz etwas zählte.

Allmählich hob sich die Stimmung des Maulwurfs wieder. Na und? Golf konnte ihm gestohlen bleiben. Ohne auch nur einen einzigen Sonntag damit zu vergeuden, einem kleinen weißen Ball hinterherzujagen, hatte er sie alle geschlagen. Allein am heutigen Tag hatte er fünfundsiebzigtausend Dollar verdient. Für Joe Gleeson war das nach Abzug der Steuern ein volles Jahresgehalt. Für ihn war es ein nettes Zubrot.

Plötzlich wusste er, was er mit diesem Bonus tun würde. Die Corvette. Er lächelte in der Dunkelheit. Ein 67er Sting Ray-Kabrio in Silber. Laut eBay befand sich der Wagen in Tampa. Er konnte ihn dort abholen, ihn nach Miami fahren und neben seinem M5 parken, einem weiteren wundervollen Stück Stahl. Schade, dass niemand in Langley diesen Wagen je sehen würde. Im Geist sah der Maulwurf, wie den anderen der Mund offen stehen blieb, während er mit aufgeklapptem Verdeck über den Parkplatz fuhr.

Selbstverständlich konnte er die Corvette nicht auf seinen Namen kaufen. Ebenso wenig wie den M5 oder die Eigentumswohnung, die er vor ein paar Jahren gekauft hatte. All dies gehörte der in Florida ansässigen Firma Mark Two, deren Anteile wiederum einer auf den Cayman-Inseln ansässigen Strohfirma gehörten.

Von dort aus führte die Spur zu Rycol Ltd., einer Strohfirma in Singapur, die monatlich fünfundzwanzigtausend Dollar von der Fung Long Jack Co. erhielt. Fung Long war eine echte Reederei, die einem chinesischen Geschäftsmann in Singapur gehörte. Und sollte jemand nachfragen – was nie geschehen würde –, so waren die monatlichen Beträge Anzahlungen, die Fung Long Rycol für den Treibstoff seiner Flotte überwies. Nicht einmal der Eigentümer von Fung Long wusste, wofür das Geld war. Er wusste nur, dass ihn sein Cousin, ein hochrangiger chinesischer General, ersucht hatte, diese Zahlungen zu tätigen, und fünfundzwanzigtausend Dollar im Monat waren ein kleiner Preis, um seinen Cousin glücklich zu stimmen.

Ursprünglich hatten die Kontakteleute des Maulwurfs ihn auf die altmodische Art bezahlt, indem sie in den toten Briefkästen Geld hinterließen. Aber der Maulwurf erkannte schnell, dass Bargeld für große Transaktionen zu gefährlich war. So seltsam es klang, aber die

Banken lehnten den Umgang mit Bargeld ab. Vor allem seit dem elften September hatte man strenge Regeln eingeführt, denen zufolge über Bargeldeinzahlungen von mehr als zehntausend Dollar dem Finanzministerium Bericht erstattet werden musste. Deshalb hatte er dieses System errichtet, das bisher idiotensicher funktionierte.

Schon bevor die Chinesen an ihn herangetreten waren, hatte sich der Maulwurf entschlossen, nur dann zu spionieren, wenn er sein Geld auch genießen konnte. Und das bedeutete, dass er Mittel und Wege finden musste, um es legal zu verwenden. Er hatte kein Interesse daran, eine Million Scheine im Keller zu stapeln. Selbstverständlich wäre die Papierspur ein bombenfester Beweis für seinen Verrat, sollte er je geschnappt werden.

Allerdings erwartete er nicht, dass dies geschah. Die Aufklärungsrate der Agency beim Aufspüren von Doppelagenten war trostlos. Sowohl Ames als auch Robert Hanssen, ein FBI-Agent, der Mitte der Achtzigerjahre zum Maulwurf wurde, arbeiteten ungestraft, bis sie von ihren sowjetischen Kontaktleuten verraten wurden – und Ames und Hanssen waren wesentlich weniger vorsichtig vorgegangen als er.

Im Lauf der Jahre hatte der Maulwurf erkannt, dass es einfacher war, Geheimnisse zu stehlen, als es aussah. Führungsoffiziere in China und in anderen Ländern der Welt schickten eine Flut von Berichten, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Sie zeichneten *alles* auf: Kontakte mit kommunistischen Beamten; Autorisierungsansuchen, um an potenzielle Agenten heranzutreten; Klatsch über neue Programme, über die die Regierung nachdachte. Diese Kurzberichte stapelten sich auf seinem Schreibtisch. Der Maulwurf las alle. Dies war einer der Gründe, warum ihn seine Vorgesetzten trotz seiner gelegentlichen Wutausbrüche hoch schätzten. Sein größtes Problem bestand darin, zu entscheiden, welche Dokumente wichtig genug waren, um sie zu stehlen. Seit er die Seiten gewechselt hatte, war ihm nämlich noch etwas aufgefallen: Die wichtigsten Informationen waren die einfachsten – die Namen der Agenten der CIA in China und Taiwan und die der Spione, die von ihnen angeworben wurden. Wenn die richtigen Namen nicht verfügbar waren, hielt er sich an spezifische Informationen über die Bereiche, in denen die Agenten arbeiteten: die Übergabepunkte, die Ziele aktiver Operationen, die Beurteilung der CIA über das militärische Potenzial Chinas.

Der schwierigste Teil des Daseins eines Doppelagenten bestand nicht in der tatsächlichen Spionagetätigkeit, sondern darin, der Versuchung zu widerstehen, mit dieser Tätigkeit zu prahlen. So zerstörte er die Briefe, die George ihm geschickt hatte, anstatt sie aufzubewahren. Er tat nichts, das Janice ermutigt hätte, darüber nachzudenken, warum er so viel Zeit im Keller verbrachte.

Während all dieser Jahre hatte er die Klappe gehalten. Das war nicht immer einfach gewesen, vor allem nicht im Nexus Gold Club, nachdem er zu viel Scotch getrunken hatte. Er tröstete sich mit dem Wissen, dass die Stripperinnen ihm ohnehin nicht glaubten. Man konnte sich die Situation leicht vorstellen: »Soll ich noch mal für dich tanzen?«, würde Candy, oder wer sich auch immer in jener Nacht um ihn kümmerte, fragen, nachdem sie seinen Zwanzigdollarschein in ihr Strumpfband gesteckt hatte. Dann würde sie zu einem grässlich vorhersagbaren Lied ein paar Tanzbewegungen vollführen, wobei sie nicht einmal vortäuschen würde, an ihm interessiert zu sein: *Don't you wish your girlfriend was a freak like me? Don'tcha, don'tcha?*

»Hey, Candy, hast du dich nie gefragt, wo ich arbeite?«

»Nicht wirklich.« Pause, während sie herausfinden würde, dass er wollte, dass sie ihn fragte. »Wo denn?«

»Drüben in Langley.«

Ein ehrlich verwunderter Blick von Candy. »In Langley? Im Krankenhaus?«

Er würde sich geschmeichelt fühlen. »Sehe ich wie ein Arzt aus?«

»Nein, nicht wirklich.« Mittlerweile hätte sie das Gespräch als Vorwand genutzt, um zu tanzen aufzuhören.

»In Langley. Du weißt schon, bei der CIA.«

»Du arbeitest für die CIA? Das ist doch nur ein Scherz, richtig?« Sie würde sich vorbeugen und ihm selbst so betrunken in die Augen sehen, dass sie in ihm nur einen Verlierer mittleren Alters erkennen würde.

»Nein. Ich meine es ernst.«

»Ernst, wirklich?« Erst würde sie ein breites Stripperinnengrinsen aufsetzen und dann mit dem Finger auf ihn deuten, als wäre er eine Pistole. Sie würde ihm die Hand auf das Bein legen. »Na, dann zeig mir einmal deine Waffe, großer Junge.«

»Willst du noch was wissen? Ich bin Doppelagent.«

»Du machst es also auf beiden Seiten? Das dachte ich schon. Das ist cool. Ich habe einige Freunde, die ...«

»Nein!«

»Tut mir leid, Schätzchen. Ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Ich meinte doch nicht das. Ich spioniere für die chinesische Regierung. Verrat.«

»Verrat? Was ist das?«

Und dann würde das Lied zu Ende sein.

Ach, vergiss es. Eines Tages würde er sich zur Ruhe setzen, Janice wäre bereits an Zirrhose gestorben, und er würde in einem Land leben, das keinen Auslieferungsvertrag mit den USA hatte. Er würde seine Memoiren schreiben und alle Namen nennen, an die er sich erinnern konnte. Bis dann würde er die Klappe halten. Er schloss die Augen und stellte sich ein paar Corvettes vor, eine kleine Flotte schimmernder Cabrios, bis ihn schließlich der Schlaf übermannte.

Die Rotoren des Black Hawk begannen sich zu drehen. Erst langsam, dann immer schneller und schneller. Im Ruhezustand sanken die achteinhalb Meter langen Rotorblätter unter ihrem eigenen Gewicht nach unten. Aber sobald sie beschleunigten, versteiften sie sich. Innerhalb von Sekunden verschwanden sie in einem unbarmherzigen Wirbel. Wells fühlte, wie er instinktiv den Kopf zurückzog, obwohl er fast zwanzig Meter von dem Hubschrauber entfernt stand. Diese Rotoren konnten einen Schädel in Brei verwandeln.

Wells warf einen Blick auf die Uhr. 16:55. Sein Magen zog sich zusammen. In fünf Minuten sollten sie in der Luft sein. Dann verlangsamten sich die Rotoren wieder. Im Cockpit beugten sich die Piloten über das Instrumentenbrett des Black Hawk.

Sobald die Rotorblätter schwankend zum Stillstand kamen, sprang der Leiter der Hubschrauberbesatzung auf die Rollbahn. Mit seinem grünen Fliegerhelm und der schwarzen Schutzbrille sah er wie eine Kreuzung zwischen einer Großschabe und einem Footballspieler aus. »Die Hydraulikwarnlampe leuchtet«, brüllte er. »Es wird ein paar Minuten dauern, bis wir das überprüft haben.« Danach kletterte er wieder in die Kabine.

Jede Verspätung war schlecht, dachte Wells. Sie mussten bald aufsteigen, um das Lager noch in der Dämmerung anzugreifen. Obwohl er unter der kugelsicheren Weste nur ein verblichenes grünes T-Shirt trug, lief ihm der Schweiß über die Brust. Er griff nach einer Wasserflasche aus der Kühlbox zu seinen Füßen und leerte sie in einem langen Zug.

Rund um ihn hockten Männer in Kevlarwesten über topografischen Karten und prüften ihre Funkgeräte. Die A- und B-Kompanie des 3. Bataillons, insgesamt zwanzig Mann der Special Forces. Zwei Trupps der am besten ausgebildeten Kämpfer weltweit, kurz vor ihrem Aufbruch in den Hindukusch.

Wells nahm seine Pistole aus dem Halfter und prüfte sie. Der Schlitten lief geschmeidig, und das Magazin war voll. Sobald er damit fertig war, bemerkte er, dass Greg Hackett auf seine 9-mm-Makarov starrte. Hackett war das jüngste Mitglied der B-Kompanie, ein kleiner Mann, dessen

Kopf direkt aus den massiven Schultern herauszuwachsen schien. Er hatte buschige Brauen und eine dicke Nase und ein Gesicht wie eine grob behauene Marmorbüste, bei der sich der Künstler entschlossen hatte, sie nicht fertigzustellen.

»Mr Wells, Sir, darf ich eine Frage stellen?«

»Wenn Sie aufhören, mich Sir zu nennen, Hackett.«

»Ja, Sir ... ich meine John.« Hackett betrachtete die Pistole. »Ist das die Waffe, die Sie verwendet haben?«

Wells wusste erst nicht, was Hackett meinte, aber dann begriff er. »Sie meinen gegen Khadri.«

Hackett nickte, ohne den Blick von der Waffe abwenden zu können.

»Wenn Sie schon fragen, ja.« Wells gab Hackett die Makarov, die der Sergeant vorsichtig wie ein Neugeborenes in den Händen hielt.

»Es gibt keinen Grund, sie zu verherrlichen. Es ist nur eine Waffe.«

Hackett gab ihm die Pistole zurück. »Darf ich Ihnen noch eine Frage stellen, Sir? Was ist das für ein Gefühl, wieder hier zu sein?«

»Sergeant, haben Sie nichts zu tun?«

Wells war mehrere Jahre vor dem elften September nach Afghanistan gekommen, als die meisten Amerikaner noch nie von Osama Bin Laden gehört hatten. Er hatte fast ein ganzes Jahrzehnt Seite an Seite mit Al-Quaida- und Taliban-Kämpfern gefochten. Während dieser Jahre war er sogar zum Islam übergetreten. Schließlich hatten ihn die Kämpfer als wahren Gläubigen akzeptiert.

Heute war Wells glücklich, seine ehemaligen Verbündeten zu jagen. Er betrachtete sich auch nicht mehr als Muslim. Nach allem, was er gesehen hatte, konnte er nicht einmal mehr aufrichtig sagen, ob er an Gott glaubte. Und selbst während der Jahre, in denen er den Islam als einzigen wahren Glauben akzeptiert und sich täglich fünfmal vor Allah verbeugt hatte, hatte er Bin Ladens nihilistische Vision der Religion gehasst. Die Taliban und Al-Quaida rühmten sich damit, Jugendliche als Selbstmordattentäter anzuwerben. Dadurch waren sie des Islam unwürdig.

Und sie waren Afghanistans unwürdig. Die Afghanen waren durch und durch stammesgebunden und in winzige Sekten aufgesplittert, die seit

Jahrhunderten untereinander verfeindet waren. Die Taliban hatten sich die interne Zersplitterung Afghanistans zunutze gemacht, um dem Land in den Neunzigerjahren eine bösartige Diktatur aufzuzwingen.

Anscheinend hatten sie aus reiner Gehässigkeit auch die geringen Fortschritte zunichtegemacht, die Afghanistan während des zwanzigsten Jahrhunderts erreicht hatte, und sämtliche Krankenhäuser und Schulen des Landes zerstört. Während der amerikanischen Invasion nach dem elften September machten die Planer im Pentagon den Scherz, dass die USA mit ihren Bomben Afghanistan vorwärts in das Steinzeitalter katapultieren würden.

Durch den amerikanischen Angriff waren die Taliban gezwungen gewesen, die Macht abzugeben. Jetzt taumelte Afghanistan in Richtung Modernität und Demokratie. Allerdings hatten die Taliban nicht das Land verlassen. Ihre Kämpfer versuchten immer noch, Stammesführer gegen die USA und deren Verbündete aufzubringen, so wie es die Rebellen im Irak getan hatten. Sie hatten sogar eine echte Chance auf Erfolg, weil sich die Afghanen in jeder Krise nach innen wenden. Wells verstand, warum sie sich nur auf sich selbst verließen. Jahrhundertlang waren Fremde gekommen und gegangen, von denen die meisten das Land in schlimmerem Zustand zurückgelassen hatten, als sie es vorgefunden hatten. Aber ...

Eine Hand auf seiner Schulter riss ihn aus seinen Gedanken.

»Schutzbrillen!«, brüllte Captain Steve Hughley, der Befehlshaber der B-Kompanie.

Wells hatte so intensiv über die Zukunft Afghanistans nachgedacht, dass er den neuerlichen Start des Black Hawk nicht bemerkt hatte. Rasch steckte er die Ohrstöpsel ein und zog die Schutzbrille über die Augen, während die Rotoren des Hubschraubers ihre Höchstgeschwindigkeit erreichten und den Staub und die Steinchen auf dem Rollfeld aufwirbelten.

»Bereit?«, brüllte Hughley.

»Ja!«, brüllte Wells mit echter Begeisterung zurück. Seit seiner Zeit als Ranger Mitte der Neunziger war er nicht mehr mit einem Black Hawk geflogen. Er hatte schon vergessen, wie prächtig diese Hubschrauber aus der Nähe waren – und wie laut. Selbst mit Ohrstöpseln überwältigte ihn das Kreischen der eintausendachthundert PS starken Turbinen des Black

Hawk beinahe.

In seiner Begierde abzuheben, sprang der zehn Tonnen schwere Hubschrauber leicht von der Rollbahn ab. Die Crew winkte die B-Kompanie heran. Ein Stück entfernt auf der Rollbahn bestieg die A-Kompanie ihren eigenen Vogel. Wells zog eine Windjacke über seine Weste und griff nach seinem Rucksack. In der Kabine machte er es sich in seinem Sitz gemütlich – der so entworfen war, dass er bei einem Absturz des Black Hawk auf den Boden der Kabine stürzte – und schnallte den Gurt fest.

»Bequem?« Der Crewleiter zog seinen eigenen Sechspunktgurt fest und bot Wells Kopfhörer an, die dieser dankbar entgegennahm. Für einen Kampfhubschrauber war Isolationsmaterial nur vergeudetes Gewicht. Deshalb war der Black Hawk nicht schallisoliert. Der Lärm der Turbinen in der Kabine war überwältigend, ein dichtes weißes Rauschen, das jedes Gespräch und sogar jeden Gedanken nahezu unmöglich machte. Nachdem auch der Crewleiter und der Schütze auf der anderen Seite einsatzbereit waren, begann der Korpus des Hubschraubers zu vibrieren, denn nun drehten sich die Turbinen mit stärkster Kraft für den Start. Der Black Hawk verbrannte pro Minute elf Liter Treibstoff, deshalb vergeudeten die Piloten keine Zeit, sobald die Mannschaft festgeschnallt war.

Der Kopilot zog den Steuerknüppel des Black Hawk zurück, und schon hob der Hubschrauber mühelos von der Rollbahn ab. Wells wusste, dass der Black Hawk die Aerodynamik eines Ziegelsteins besaß und wie ein Klumpen zu Boden stürzen würde, wenn seine Motoren ausfielen. Und dennoch schien der Hubschrauber in die Luft zu gehören. Sobald er abgehoben hatte, hörte sein Rumpf auf zu vibrieren und das kreischende Geräusch der Turbinen ließ nach. Er machte eine Rechtskurve, kletterte zügig empor und ließ die unteretzten Hütten von Bagram hinter sich.

Wells sah sich in der Kabine des Black Hawk die Mitglieder der B-Kompanie an. Selbst nach den Maßstäben der Special Forces war dies eine beeindruckende Truppe. Drei der Soldaten sprachen Paschtun, ein vierter Dari. Das Scharfschützenteam hatte bei dem Armeewettkampf vor zwei Jahren den dritten Platz errungen. Hughley, der Captain der

Kompanie, war einer der wenigen schwarzen Kommandeure der Special Forces. Er war sechsunddreißig und hatte Arme, die aussahen, als wären sie aus Eiche geschnitzt. In West Point hatte er in der Football-Mannschaft als Defensive Tackle gespielt, und irgendwo auf seinem Lebensweg hatte er fließend Arabisch gelernt. In den Bergen trieben sich immer noch einige Saudis herum, die an der Seite der Taliban kämpfen, und am Abend zuvor hatte Brett Gaffan, der Funker und inoffizielle Komiker der Kompanie, Wells erzählt, wie sie einmal einen Saudi gefangen genommen hatten, der nicht glauben wollte, dass Hughley seine Sprache sprach.

»Abdullah saß also auf dem Boden, sah über die Schulter und wirkte regelrecht verängstigt. Der Captain sagt etwa: ›Beruhig dich, Alter, du wirst schon nicht umgebracht.‹ Wie sagt man ›umbringen‹ auf Arabisch, Captain?«

»Das sagt man nicht«, gab Hughley trocken zurück.

»Und wie sagt man ›Alter‹? Dafür müssen sie doch ein Wort haben.«

»Haben Sie eine Ahnung, wie viel Mist ich mir täglich anhören muss?«, sagte Hughley zu Wells.

»Auf jeden Fall dreht sich dieser Kameljockey -'tschuldigung für meine Ausdrucksweise – schneller um als Jeff Gordon in der vierten Kurve, um zu sehen, wer wirklich mit ihm spricht.« Dabei verrenkte sich Gaffan den Hals von einer Seite bis zur anderen, wie es angeblich der Saudi getan hatte, ehe er sich eine Gabel Kartoffelbrei in den Mund schob.

»Also spricht der Captain weiter auf ihn ein.«

»Sieh zu, dass du mit deinem Abendessen fertig wirst, Gaffan.« Hughley wandte sich an Wells. »Ich habe ihm nur gesagt, dass es kein Trick ist und dass tatsächlich ich mit ihm spreche.«

Gaffan schüttete ein Glas Limonade in seine Kehle und schluckte schwer. »Dann sagt Abdullah etwas, der Captain nickt ihm zu und fordert uns auf, ihn auf die Beine zu stellen. Ab da wurde es wirklich verrückt, denn Abdullah ist so nahe an den Captain herangetreten, als wollte er ihn küssen.«

»So nahe war er wieder auch nicht.«

»Bei allem gebührenden Respekt, Sir, doch, das war er. Oder etwa nicht?«

Die Männer rund um den Tisch nickten.

»Und wir waren vollkommen verwirrt und fragten uns, ob wir Abdullah doch noch umbringen würden. Sie wissen doch, dass wir versuchen, unsere Gefangenen nicht zu töten, auch wenn wir verdammt noch mal sicher sind, dass uns die andere Seite nicht so viel Wohlwollen entgegenbringt.«

Wieder nickten die Männer. »Aber dann dachten wir, vielleicht *will* der Captain ja einen Kuss von ihm. Immerhin hat er seine Frau seit sechs Monaten nicht mehr gesehen, und der Typ war recht nett anzusehen.«

»Jetzt machst du mir wirklich Angst«, sagte Hughley.

»Er war doch wirklich ein hübscher Junge, oder etwa nicht?« Gaffan sah sich an dem schweigenden Tisch um. »Ich weiß, dass ihr alle so gedacht habt, also leugnet es nicht ab ... niemand gibt es zu?« Pause. »Okay.

Dann wollen wir so tun, als hätte ich das nie gesagt.«

»Zu spät«, sagte Danny Gonzalez, der Sanitäter der Kompanie.

»Weiter im Text. Dann beginnt der Captain zu singen ...« »Zu beten.«

Hughley sah zu Wells hinüber. »Die erste Sure.«

»Und Abdullah beugt sich vor, um sicherzugehen, dass es wirklich der Captain ist, der da spricht ... Übrigens, wie war sein Atem, Sir?«

»Lassen Sie es mich so sagen, Sergeant. Selbst wenn ich in Ihrem Team spielen würde, hätte ich ihn nicht geküsst.«

»Sir. Das war jetzt aber unnötig. Außerdem ist es nicht wahr. Ich glaube, das nennt man Belästigung, Sir. Auf jeden Fall ist er sehr nahe gekommen.« Gaffan erhob sich und beugte sich so dicht zu Wells, dass dieser seine Poren zählen konnte. »Er musste hochsehen, denn der Captain ist gut einen Kopf größer als er.«

»Haben Sie Tabasco auf Ihren Burger gegeben, Sergeant?«, erkundigte sich Wells, was ihm ein Lachen rund um den Tisch einbrachte. »Auf jeden Fall riecht es danach.«

Gaffan setzte sich wieder. »Vermutlich sollte ich mir nach dem Essen die Zähne putzen«, meinte er kleinlaut. »Jedenfalls sieht Abdullah wieder ängstlich aus, als wollte er sagen: ›Verdammt. Das ist kein Scherz. Der Schwarze spricht wirklich meine Sprache. Aber damit nicht genug, er spricht sie auch besser als ich.« Er sah aus, als hätte man ihm sein Lieblingskamel gestohlen.« Gaffan schob in übertriebener Trauer die Unterlippe vor. Mittlerweile lachten alle rund um den Tisch, und auch Wells lachte heftiger und heftiger, während lange aufgestaute Gefühle

aus ihm hervorbrachen.

»Der Knaller ist, dass der gute Abdullah etwa zehn Minuten später dem Captain gegenüber zu plaudern begann und nicht wieder aufhörte.

Richtig?«

Hughley nickte. »Er war letztes Jahr unsere beste Informationsquelle.«

In Begleitung von zwei Apache-Kampfhubschraubern wandten sich die Black Hawks nach Osten und tauchten ab, sobald sie die Basis hinter sich gelassen hatten. Als sie wieder in die Horizontale gingen, waren sie nur noch siebzig Meter über Grund, tief genug, dass Wells den Staub sehen konnte, den eine alte Rostlaube aufwirbelte, die auf einer zweispurigen Straße von der Basis wegfuhr. Wenn sie tief flogen, waren sie für raketenbetriebene Granaten und Boden-Luft-Raketen schwerer zu treffen.

Im Süden endete die Straße an einem gewaltigen Müllberg, einem dreißig Meter hohen Monument für die Armut Afghanistans. Obwohl auf dem Müllberg kein Feuer zu sehen war, trieb ein Schleier aus schwarzem Rauch über den Müll hinweg. Als der Black Hawk mitten durch die tiefschwarzen Nasenlöcher aus Rauch flog, erfüllte der Gestank von Abfällen die Kabine. Frauen und Kinder stapften über den glosenden Müll auf der Suche nach Fetzen, Altmetall oder sonst etwas, das sie gegen ein Abendessen eintauschen könnten.

Auf einem Feld in der Nähe spielten dürre Jungen mit einem selbst gemachten Ball Fußball. Wells sah einen Angriff, noch bevor die Spieler ihn einleiteten. Ein Junge in einem zerschlissenen blauen T-Shirt schlich sich hinter einen Verteidiger, um einen Pass aus dem Mittelfeld zu erwarten ...

Ehe Wells sehen konnte, was danach geschah, lag das Spiel schon wieder hinter ihm. Die Black Hawks flogen mit einer Geschwindigkeit von 240 km/h. In Übereinstimmung mit seinem neuen Optimismus stellte sich Wells vor, dass der Junge ein Tor geschossen hatte. Vielleicht sollte er sich ein paar Selbsthilfebücher kaufen. Die Macht positiven Denkens – und des ersten Schusses.

Vor dem Hubschrauber tauchte nun das furchterregende Massiv des Hindukusch auf. Die selbst im Sommer noch schneebedeckten Gipfel

erstreckten sich Hunderte Kilometer weit in nordöstlicher Richtung. In der Nähe der Grenze zwischen Afghanistan und China erreichten die Berge eine Höhe von mehr als sechstausend Metern. In dieser Gegend waren sie etwa viertausendsiebenhundert Meter hoch. Das war höher als jeder Berg in den kontinentalen USA. Die CIA und das Pentagon gingen davon aus, dass sich Bin Laden im Hindokusch oder südlich davon in der pakistanischen Provinz Peschawar aufhielt. Ohne genaue Angaben war es jedoch unmöglich, jemanden im Hindokusch zu finden. Das Massiv war ein endloses Labyrinth von Tälern und Höhlen und zählte zu den schwierigsten Gegenden der Welt, um jemanden zu suchen. Bereits im Oktober fiel Schnee, und im Dezember waren die unbefestigten Pfade, die die Afghanen optimistischerweise als Straßen bezeichneten, unpassierbar. Die Kämpfer verkrochen sich in winzigen Dörfern und warteten auf den Frühling, denn sie wussten, dass ihnen selbst die bestausgestatteten amerikanischen Einheiten bis dahin nichts anhaben konnten. Im Sommer bewegten sich die Taliban zwischen den Bergen und Kabul, legten Bomben, überfielen Trucks mit Nachschub und richteten allgemein Verwüstung an.

Und sie wurden zunehmend gefährlicher. Vor einem Monat hatten fünfzig Taliban eine Polizeiwache östlich von Kabul angegriffen. Als die schnelle Eingreiftruppe aus Bagram an den Ort des Überfalls kam, wurde sie von einer weiteren Gruppe von Kämpfern in einen Hinterhalt gelockt. Acht amerikanische Soldaten fanden den Tod.

Kurz darauf wurde die 10th Mountain Division in Camp Blessing – einem Vorposten in der Nähe der pakistanischen Grenze – mit Mörsern unter Beschuss genommen. Sechs Männer starben. Mörserangriffe waren in Afghanistan nicht ungewöhnlich, aber dass der Angriff so präzise erfolgte, war neu. In der Folge waren zwei Trupps aus dem Camp in die Berge gezogen, um mit den Dorfbewohnern zu sprechen, die nördlich der Basis lebten. Überall, wo die Soldaten hinkamen, boten sie Geschenke an: medizinische Artikel, Schreibstifte und Papier und Süßigkeiten – die Afghanen liebten aus unerfindlichen Gründen Tic Tacs. Auf diese Weise wollten sie die ansässige Bevölkerung freundlich stimmen, oder zumindest neutral halten und Informationen über die Herkunft der Mörser in Erfahrung bringen. In den meisten Dörfern wurden die Trupps mit Tee bewirtet, misstrauisch beäugt, und das war

es.

In einem namenlosen Dorf etwa dreißig Kilometer nördlich von Camp Blessing erwartete die Soldaten jedoch eine Überraschung. Bashir Jan, das Dorfoberhaupt, erzählte ihnen von einem Guerillalager im Westen. Neben fünfzig Taliban gebe es im Camp auch noch mehrere »weiße Kämpfer«, wie er sagte. Warum hatte er ihnen diese wertvolle Information gegeben? Die Taliban stahlen die Ziegen des Dorfes und weigerten sich zu zahlen, erklärte er.

»Die Männer sagten, dass er wütend war«, sagte Holmes zu Wells.

»Selbst wenn sie eine seiner Frauen genommen hätten, hätte er nicht wütender sein können.«

»Einer geschenkten Ziege schaut man nicht ins Maul«, gab Wells zurück.

Bashirs Bericht hatte Exley angeregt, die Satellitenfotos in Auftrag zu geben. Wer auch immer diese Söldner waren, nun bekamen sie es mit der A- und B-Kompanie zu tun. Zwei Kompanien der 10th Mountain Division, einschließlich der Einheit, die das Camp entdeckt hatte und die taktische Unterstützung bot. Dieser Plan machte die 10th Mountain nicht glücklich. Denn immerhin waren es ihre Männer, die bei dem Mörserangriff gestorben waren, und sie hatten die ersten Informationen geliefert. Wenn es nach ihnen ginge, verdienten sie den Gegenschlag. Aber das Gelände erforderte einen Luftangriff, wie Wells augenblicklich anhand der Satellitenfotos erkannt hatte. Gepanzerte Fahrzeuge würden nicht durchkommen, und ein Angriff zu Fuß war unmöglich. Das Lager war mehrere Hundert Meter über der Talsohle angelegt. Die Scharfschützen der Aufständischen würden die angreifende Infanterie aufreiben. Außerdem war dieser Teil des Hindokusch von einem Netzwerk von Tunnels durchzogen. Sollten die Aufständischen vorab gewarnt werden, würden sie in dem unterirdischen Labyrinth verschwinden, bevor man die Tunnels zerstören könnte.

Deshalb hatte man die 10th Mountain wie einen Rottweiler an einem Würgehalsband zurückgezogen und die Special Forces herbeibeordert. Die Hubschrauber würden in der Dämmerung angreifen und das Lager zerstören, ehe die Taliban zurückschlagen konnten. Der Schlüssel zum Erfolg lag in der Geschwindigkeit. Wenn die Operation funktionierte, wie sie geplant war, würden die Taliban-Kämpfer in Panik geraten. Die

Special Forces würden den Zugang zum Höhlensystem abschneiden, und sobald diese Rückzugsmöglichkeit blockiert war, würden die Kämpfer den Berg hinunterfliehen, in die unfreundlichen Arme der 10th Mountain, deren Männer am Talboden auf sie warteten. Eine Operation mit hohem Risiko, dachte Wells. Aber die Soldaten in diesen Hubschraubern hatten die besten Chancen auf der Welt, sie erfolgreich durchzuziehen. Und sie hatten eine Geheimwaffe.

Die Sonne stand bereits tief, als die vier Hubschrauber Dschalalabad erreichten, das etwa einhundertsechzig Kilometer östlich von Kabul lag. Von hier aus flogen sie entlang des Pech-Flusses nach Nordosten in die Berge. Einer der Apache-Hubschrauber war als einzige visuelle Erkundung des Lagergeländes vor zwei Tagen kurz über das Tal geflogen. Mehr Überflüge hätten die Kämpfer vermutlich aufgeschreckt. Wells sah auf die Uhr: 18:40. Sofern alles gut ging, sollten sie in weniger als einer Stunde in Chonesh sein. Eine Stunde danach würden sie wissen, wo sie standen. Falls die Kämpfer nicht mittlerweile das Lager abgebrochen hatten, würden sie vermutlich bis zum Morgen mit geringer Chance auf Verstärkung in ein Feuergefecht verwickelt werden. Afghanistan war Washington um achteinhalb Stunden voraus. Exley war jetzt wohl in der Arbeit, dachte Wells. Er stellte sich vor, wie sie in dem Apartment am Tysons Corner Kaffee aus jenen lächerlichen Bechern trank, die Shafer gekauft hatte. Sie wusste, dass seine Mission heute Nacht stattfand, und obwohl sie ihn nicht nach Einzelheiten gefragt hatte, musste sie wissen, dass die Sache nicht einfach sein würde. Dennoch hatte sie ihm ihren Segen gegeben und ihn sogar ermuntert zu fliegen. Weil sie wusste, dass er diese Aktion brauchte, dass er das Gefühl brauchte, nützlich zu sein.

In Wahrheit taten ihm die Special Forces einen Gefallen, indem sie ihm gestatteten, an der Mission teilzunehmen. Technisch betrachtet ersetzte Wells den zweiten Sanitäter der B-Kompanie, der vor einem Monat durch einen Schuss am Bein verletzt worden war und sich nun in Deutschland erholte. Aber bei den Einheiten der Special Forces fehlten oft ein oder zwei Soldaten. Ursprünglich hatte Wells befürchtet, dass er die anderen Männer der Einheit ablenken würde, weil sie seit Langem

gemeinsam kämpften und jeder die Bewegungen der anderen instinktiv kannte.

Letzte Nacht hatte er Holmes angeboten, den Angriff auszusitzen, falls Holmes der Meinung war, dass er nicht dazugehörte. »Ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie mich nicht wollen, Glen«, sagte Wells.

»Soll das ein Scherz sein?«

»Was meinen Sie?«

»Muss ich es wirklich laut aussprechen? Diese Jungs lieben Sie. Sie sind für ihre Moral besser als Cheerleader.«

»Wirklich?« Trotz seiner üblichen Zurückhaltung durchlief Wells eine Welle des Stolzes.

»Hören Sie, John. Wir haben eine gemeinsame Geschichte. Auch wenn ich nicht behaupten will, Sie gut zu kennen, ist es doch offensichtlich, dass das, was in New York passiert ist, einiges in Ihrem Kopf verdreht hat. Vergessen Sie für einen Augenblick die Politik und denken Sie nur an das, was Sie getan haben. An die Menschen, die Sie gerettet haben. Genau das sehen diese Jungs. Glauben Sie mir. Hughley will, dass Sie morgen mit dort draußen sind. Und ich auch.«

19:10 Uhr. Der Pech-Fluss strömte seicht und schnell unter dem Black Hawk dahin. In seinem klaren Wasser spiegelte sich das goldene Licht der untergehenden Sonne. Zwei Kinder standen neben dem Fluss. Als der Hubschrauber über sie hinwegdonnerte, schwenkten sie die dünnen braunen Arme wie ein Metronom. Der Black Hawk legte sich in eine Linkskurve und steuerte nach Norden in ein enges Tal, das von einem zerbröckelnden Felsgrat vor der Sonne verborgen wurde. In der plötzlichen Dunkelheit hockten die Hubschrauberschützen aufmerksam an ihren Maschinengewehren Kaliber.50.

In diesen Tälern wurden die Felsgrate gefährlich. Flog man zu hoch, bot man ein glückliches Ziel für eine raketengetriebene Granate oder eine Boden-Luft-Rakete. Flog man zu tief, und dies vor allem nachts, konnte man an den Bergwänden zerschellen. Die topografischen Karten dieser Täler waren berüchtigt für ihre Ungenauigkeit. Üblicherweise flogen die Piloten tief. Offenbar gingen sie davon aus, dass es einfacher war, einem Berg auszuweichen als einer Rakete.

Als das Tal enger wurde, zog der Hubschrauber steil hoch. Oben stürzte ein schmales Rinnsal fast vertikal über die Felskante. Der Black Hawk legte sich in eine Rechtskurve und schnitt durch eine Lücke in den Felsen, wobei die Kufen die Spitzen der stoppeligen Eichen streiften, die vereinzelt auf den Hängen standen. Sobald der Hubschrauber den Felsgrat überwunden hatte, öffnete sich unter ihm ein neues Tal. Der Black Hawk folgte den Konturen des Berges abwärts in einem Zickzackkurs wie auf einer überladenen Achterbahn.

»In meinem nächsten Leben will ich Hubschrauberpilot sein«, brüllte Wells zu Hughley hinüber.

»Ich weiß, was Sie meinen.«

Plötzlich war Wells kalt. Noch vor wenigen Minuten hatten sie auf zweitausend Meter Höhe die Sonne genossen, und nun flogen sie in etwas über dreitausend Meter Höhe, wo die Temperatur um zwanzig Grad tiefer lag. Er war froh, dass er Hughleys Rat befolgt und die Thermoausrüstung in den Rucksack gepackt hatte. Auch wenn die Mission einwandfrei lief, würden sie die ganze Nacht im Freien verbringen.

19:30 Uhr. Während die Black Hawks ihre Geschwindigkeit verringerten, schossen die Apache-Hubschrauber vornweg. Das war Teil des Plans. Auch wenn die Apaches keine Soldaten transportierten, hatte die Operation ohne sie wenig Aussicht auf Erfolg. Die AH-64-Hubschrauber, die über je zwei Mann Besatzung verfügten, waren die Geheimwaffe, die es den zweiundzwanzig amerikanischen Soldaten ermöglichen würde, es mit fünfzig Taliban-Kämpfern aufzunehmen. In der trockenen Armeesprache würden die Apaches »das Schlachtfeld auf den Einsatz vorbereiten«.

In der Kabine von Wells' Black Hawk hob der Leiter der Besatzung fünf Finger, um wortlos anzukündigen, dass der Hubschrauber in fünf Minuten die Absprungzone erreichen würde. Die Soldaten nickten mit ausdruckslosen Gesichtern. Ihr Schweigen war Ausdruck ihrer Erwartung, nicht ihrer Angst, dachte Wells. Diese Männer wollten hinaus auf das Feld, um zu spielen.

19:33 Uhr. Die Black Hawks schwangen sich über eine Kante und schwebten nun am Südende des Chonesh-Tales. Zweihundert Meter vor ihnen bereiteten die Apache-Hubschrauber das Schlachtfeld vor, indem sie das Taliban-Lager mit AGM-114N Hellfire-Raketen beschossen. Die US-Armee hatte die Hellfire-Raketen am Höhepunkt des Kalten Krieges entwickelt, um die Panzerung der sowjetischen T-80 zu durchschlagen. Eine Generation später waren die Raketen neu entwickelt worden, um nun einen Feind auszuschalten, der Höhlen den Panzern vorzog. Anstelle der Hohlladung, die dazu diente, Stahl zu durchschlagen, enthielten diese Hellfire-Raketen ein feines Aluminiumpulver, das rund um einen hochexplosiven Kern angeordnet war. Die zehn Kilo schweren Gefechtsköpfe verstreuten geschmolzenes Schrapnell in alle Richtungen, wodurch jeder im Umkreis von sechs Metern getötet wurde.

Während Wells zusah, feuerte der erste Apache-Hubschrauber zwei Raketen ab. Die Hellfire-Raketen glühten in der Dämmerung und hinterließen einen strahlend weißen Streifen, während sie kreischend auf das Plateau zusausten und in orangefarbenen Feuerbällen explodierten. Sekunden später erreichte der Knall ihres Einschlags die Black Hawks und hallte von den Felswänden des Tales wider und in die Nacht hinaus. *Wummm! Wummm!* Der zweite Apache-Hubschrauber feuerte zwei weitere Raketen ab. Zum ersten Mal schossen die Kämpfer zurück. Ein kleiner weißer Pfeil raste auf die Hubschrauber zu, eine raketengetriebene Granate, die blindlings in die Nacht abgefeuert worden war. Auf diese Entfernung war die RPG so harmlos wie die Faust eines Babys. Kurz bevor sie die Apache-Hubschrauber erreichte, ging ihr der Treibstoff aus, und sie stürzte auf den Talboden.

Nachdem die Apaches auch ihre letzten Hellfire-Raketen abgeschossen hatten, machten sie Platz für die Black Hawks. Es war Zeit, zuzuschlagen. Warteten sie zu lange, würden sich die Taliban-Kämpfer neu formieren oder einfach in den Höhlen verschwinden. Die Black Hawks beschleunigten und stürmten auf das Plateau zu. Wells zog das Nachtsichtgerät über die Augen, um sich die Situation besser anzusehen. Die Kämpfer organisierten sich bereits neu. Zwei Männer kamen mit einem RPG-Werfer aus einer Höhle gerannt. Sie richteten ihn auf den

Black Hawk und feuerten. Wieder ging der Schuss ins Leere, aber diesmal verfehlte er sein Ziel nicht mehr so weit wie zuvor.

»Keine weiße Flagge«, brüllte Wells zu Hughley hinüber.

»Haben Sie eine erwartet?«

»Sich zu ergeben, steht nicht in ihrem Drehbuch. Da sterben sie lieber.«

»Dann wollen wir ihnen dabei helfen.«

19:35 Uhr. Die Black Hawks erreichten die Absprungzone. Die Männer in der Kabine beugten sich vor, bereit, ihren Gurt zu lösen und sich abzuseilen. Seite an Seite stiegen die Black Hawks hinunter – dreißig Meter, fünfundzwanzig Meter, zwanzig Meter ...

Wusch! Eine RPG sauste zwischen den Hubschraubern hindurch und explodierte an einem Berghang. Auf dem Plateau darunter feuerten die Kämpfer aus ihren Kalaschnikows auf die Black Hawks. Die Kugeln prallten klirrend an den Kevlar-Matten ab, mit denen der Boden der Hubschrauber geschützt war. Die Schützen der Black Hawks setzten sich an ihre Maschinengewehre und schossen mit kontrollierten Salven zurück. Die Messinghülsen der abgefeuerten Maschinengewehrpatronen spritzten aus den Gewehren und verschwanden in der Nacht. Der zehn Tonnen schwere Hubschrauber sank schlingernd weiter ab, bis er etwa fünfzehn Meter über dem Boden anhielt. Der Erste Schütze hob die linke Hand als Zeichen für den Absprung.

»Jetzt!«, brüllte Hughley über den Lärm der Turbinen hinweg. »Jetzt!«

Peking, China

Das Bankett hatte schon vor Stunden begonnen. Dennoch blieben die Tische fleckenlos, das Leinen gepresst und die Champagnerkübel gut gekühlt. Kellner in Smoking tauschten die Teller aus und füllten mit perfekter Effizienz die Gläser.

Von außen wirkte der Festsaal so eintönig wie jedes andere Gebäude in Zhongnanhai, dem von einer Mauer umgebenen Gebäudekomplex in Peking, in dem die Mitglieder der chinesischen Regierung lebten und arbeiteten. Im Inneren jedoch schien der Festsaal – der offiziell Huarentang hieß, der von Mitgefühl durchdrungene Palast – direkt aus Versailles hierher transportiert worden zu sein. Die mit vierundzwanzigkarätigem Gold ausgekleideten Wände waren mit Spiegeln geschmückt. Orchideen und Lilien strömten aus einer unbezahlbaren roten Keramikvase aus dem vierzehnten Jahrhundert. Hinter einem Wandschirm spielte ein Pianist auf einem Steinway-Flügel Chopin. Von der Decke hingen überdimensionale Kristallluster, die die harten Gesichter der Männer, die um den Tisch saßen, in weiches Licht tauchten.

Auch das Essen war großartig: feuchte Klöße aus Süßkartoffeln und Ingwer; frisch gedünsteter Hummer, dessen Fleisch mit einer pikant-süßen Chilisauce mariniert war; die zartesten Stücke vom Lamm, in einer leicht bitteren Sojasoße gebraten; Haifischflossensuppe, eine chinesische Delikatesse, mit üppigen, gut zu beißenden Flossen.

Das Benehmen der neun Männer, die rund um den Tisch saßen und die höchste Führungsriege Chinas darstellten, hätte jedoch besser zu einem »Essen Sie, so viel Sie können«-Büffet gepasst. Sie aßen gierig, schoben sich gewaltige Stücke Gänseleberpastete in den Mund und saugten lautstark an den Beinen der Alaska-Königskrabbe. Auf den ersten Blick konnte man die neun Männer kaum auseinanderhalten. Nichts als übergroße Drahtbrillen und schwarzes Haar, welches das Gesicht helmartig umrahmte. Bis auf einen rauchten alle Marlboro- oder Hongtashan-Zigaretten, die sie in den auf dem Tisch verteilten Aschenbechern aus Sterlingsilber ausdämpften.

Man hätte sie für eine Familie von Leichenbestattern halten können, allerdings sehr erfolgreichen Leichenbestattern. In Wirklichkeit waren es jedoch die neun Mitglieder des Ständigen Ausschusses des Politbüros. Ihr gieriges Essverhalten ließ sich nur aus der Geschichte erklären. Selbst die Jüngsten erinnerten sich noch an die Kulturrevolution, jenes Jahrzehnt ab 1966, als Mao und die Rotgardisten den Umsturz Chinas bewirkten. Vier der Männer waren im Alter von zwanzig Jahren in Umschulungslagern gelandet. An diesen brutalen Orten verbrachten sie ihre Tage damit, einen Pflug durch steinige Erde zu ziehen, und ihre Nächte damit, in »Kampfsitzungen« ihre Sünden zu beichten. Jeder der neun Männer hatte Familienmitglieder und Freunde, die diese Lager nicht überlebt hatten und an Lungenentzündung, Hunger oder den Schlägen der Rotarmisten gestorben waren. Niemand in diesem Raum sprach je offen über diese Jahre. Aber alle erinnerten sich daran. Und alle neun hatten dieselbe Lektion gelernt, die die Kulturrevolution die gesamte Bevölkerung Chinas gelehrt hatte – auch wenn dies gewiss nicht die Lektion war, die Mao sie lehren wollte. Oder, wer weiß. Nimm, was du kannst, solange du kannst. Denn egal, wie sicher du dich auch fühlst, du kannst alles wieder verlieren, wenn sich die Partei gegen dich wendet.

Von den Kopien, die um den Tisch saßen, hob sich nur der Verteidigungsminister Li Ping ab. Im Gegensatz zu den anderen rauchte er nicht. Alkohol konnte er nicht vermeiden, denn es wäre unhöflich gewesen, einen Toast auszulassen. Aber während die anderen den Inhalt ihrer Gläser hinunterstürzten, nippte er nur an seinem Wein.

Die anderen acht Männer hatten alle einen Bauch. Li hingegen war schlank, dank seines Trainings. In Bezug auf seinen Körper war er keineswegs bescheiden. Er forderte sogar Armeeoffiziere heraus, die halb so alt waren wie er, und grinste, wenn er sie beim Training hinter sich ließ. »Nur das fette Schwein fühlt das Messer des Metzgers«, sagte er dann zu ihnen.

Die anderen Mitglieder des Ausschusses bezeichneten ihn als »Old Bull«, wobei die Betonung auf »Old« lag, als wenig subtiler Hinweis darauf, dass er sich seinem Alter gemäß verhalten solle. Li war das

einerlei. Durch das Training blieb er stark. Außerdem wollte er sich von den anderen Männern am Tisch unterscheiden, deren Körper ebenso verweichlicht waren wie ihr Geist.

In der Welt außerhalb von Zhongnanhai galt Li als »Konservativer« und »Hardliner«. Er kannte seinen Ruf, denn auch wenn er selbst nicht Englisch lesen konnte, erhielt er von seinen Assistenten jeden Morgen Übersetzungen von CNN und verschiedenen ausländischen Zeitungen. Die Ausländer verstanden weder ihn noch China. Er war kein Konservativer, und er wollte gewiss den Prozess der vergangenen zwei Jahrzehnte nicht zurückdrehen. Im Gegensatz zu den »Liberalen«, die in der Partei das Sagen hatten, ging es ihm nicht einmal darum, reich zu werden. Seine Ziele lagen tiefer.

Chinas Elite bestand vorwiegend aus Technokraten, Ingenieuren und Wirtschaftlern, die ihr Leben damit verbrachten, die Wünsche der Partei zu erfüllen. Sie stiegen langsam auf, indem sie Dörfer, Städte und Provinzen leiteten. Auf ihrem Weg bewiesen sie ihren Vorgesetzten ihre Loyalität, während sie eine eigene Machtbasis errichteten. Li war einem anderen Weg gefolgt. Er war durch die Armee aufgestiegen und der einzige echte Soldat in der Topriege der Partei.

Li hatte mit Auszeichnung in Chinas letztem großem Krieg gedient, der Invasion in Vietnam im Februar 1979. Als junger Hauptmann hatte er eine Kompanie befehligt, die zu den ersten Einheiten jenseits der Grenze gehörte. Der Krieg schien in der blutigen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht einmal als Fußnote auf, aber Li hatte ihn nie vergessen.

Die Vietnamesen hatten gewusst, dass die Chinesen kamen. Ihre Soldaten und Landwehren waren gestählt von einem Jahrzehnt Krieg gegen die USA. China schickte eine gewaltige Armee von mehreren Hunderttausend Mann. Aber die Soldaten waren schlecht ausgerüstet und ausgebildet. Diese Armee bestand nur aus Bauern, die man mit wenigen Wochen Training über die Grenze geschickt hatte. Einige waren kaum imstande, ihre Gewehre zu laden.

Lis Kompanie war in der Vorhut einer Division, die Lao Cai angriff, eine Stadt unmittelbar südlich der Grenze. Seine Einheit geriet unter ständigen Beschuss durch vietnamesische Miliztruppen. Der Boden war weich und schwammig, und überall lagen Minen. Die Vietnamesen

verwendeten gern einfache Sprengkörper, die die Amerikaner als »Zehenkracher« bezeichneten. Diese Druckminen besaßen gerade genug Sprengkraft, um einem Menschen den Fuß wegzureißen. Um die Lage zu verschlimmern, war Lis einziger Sanitäter in den ersten Stunden des Kampfes von einem Scharfschützen ausgeschaltet worden. Danach musste er Verletzte liegen lassen, wo sie lagen. Sich um Verwundete zu kümmern, war ein Luxus, den sich die chinesische Armee nicht leisten konnte.

In den ersten beiden Tagen hatte er fünfzig Mann verloren, ein Drittel seiner Soldaten. Aber irgendwie gelang es ihm und Cao Se, seinem ersten Leutnant, seine Kompanie zusammenzuhalten, auch als rund um sie die anderen Einheiten zerfielen. Als sich für die Volksbefreiungsarmee bereits eine verheerende Niederlage abzeichnete, schickte sie auch schwere Artillerie ins Feld. Die großen Kanonen überraschten die Vietnamesen und legten die Städte in der Nähe der Grenze in Trümmer. Als Lis Einheit humpelnd nach Lao Cai kam, waren nur noch Hunde und Amputierte zurückgeblieben.

Drei Wochen später zogen sich die Chinesen über die Grenze zurück und erklärten die Invasion zum Erfolg. Sie hätten Vietnam eine Lektion erteilt, sagten sie. Doch auch Li hatte einige Lektionen gelernt. Zunächst hatte ihn das Leid seiner Männer erschüttert. Im Verlauf der Jahre hatte er die Sache überdacht. Strategisch betrachtet, hatte man die Vietnamesen durch diesen Krieg auf den ihnen zustehenden Platz verwiesen. Danach behandelten sie China mit mehr Respekt. Auch wenn man Kriege vermeiden sollte, waren sie mitunter notwendig, dachte er. Auch für ihn wurde der Krieg zum Erfolg. Die drohende Niederlage in Vietnam hatte die Volksbefreiungsarmee so weit eingeschüchtert, dass sie davon absah, ihr Offizierskorps zu professionalisieren. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten wurde kampftechnisches Können und nicht ideologische Reinheit zum wichtigsten Faktor für eine Beförderung. Dieser Wandel half Li. Seine Fähigkeiten hatten sich vom ersten Tag der Vietnaminvasion an deutlich gezeigt. Intuitiv wusste er, wie er seine Soldaten positionieren musste, wann er das Feuer konzentrieren und wann streuen musste. Er schlug andere Kommandeure bei den Kriegsspielen an der National Defense University und stieg rasch auf. 2004 wurde er Stabschef und zwei Jahre später zum

Verteidigungsminister und Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Selbstverständlich gab es auch für Fähigkeiten eine Grenze. Hätten die anderen Mitglieder des Ständigen Ausschusses an Lis Loyalität gezweifelt, wäre er nie Minister geworden. Aber sie hatten keine Zweifel. Für sie war Li der höchste Soldat, der immer den Befehlen gehorchte. In Wirklichkeit war es den Parteiführern egal, ob Li an den »Sozialismus mit menschlichen Zügen« glaubte, solange er nur die richtigen Worte aussprach. Sie glaubten gewiss nicht daran. Wer in China reich und mächtig war, gehörte der Partei an. So zitierten die Parteiführer gewissenhaft die »Acht Gebote und Verbote« – »Wisse einfach zu leben und hart zu arbeiten und suhle dich nicht in Luxus« – und fuhren dann in Limousinen in ihre Herrenhäuser. Diese Aussprüche entsprachen dem geheimen Handschlag einer Bruderschaft. Sie selbst bedeuteten nichts, aber wer sie kannte, dem öffneten sie die Türen. Li zog es vor, unterschätzt zu werden. Obwohl er dem Ständigen Ausschuss angehörte, betrachteten ihn die anderen nicht als politische Bedrohung. Immerhin hatte er es nicht einmal zuwege gebracht, in seiner Position Reichtum zu erringen. Abgesehen von »Old Bull« hatten die Liberalen – jene Mitglieder der Elite, die vom neuen China am meisten profitiert hatten – noch einen anderen Spitznamen für Li. Sie nannten ihn »Wachhund«, wenn sie es auch nie gewagt hätten, ihm dies offen ins Gesicht zu sagen.

Aber die Liberalen missverstanden Li. Er war gieriger als sie alle, nur nicht auf Geld. Li wollte sich als größter Führer aller Zeiten beweisen, als Retter der chinesischen Nation, der für alle Zeiten wegen seines Mutes in Erinnerung blieb. In seinen Träumen lag er Seite an Seite mit Mao in dessen massiver Krypta auf dem Tiananmen-Platz. Tag für Tag stellten sich Tausende Chinesen in einer langen Schlange an, um einen Blick auf seinen Leichnam zu werfen. Sie zogen ehrfurchtsvoll vorüber, erfüllt von dem Wunsch, ihn zurückholen zu können. Die Reihen wurden länger und länger, bis die Menge den Tiananmen-Platz füllte und sich in die Straßen Pekings ergoss. Aber die Leute waren so begierig, ihn zu sehen, dass sich niemand beschwerte.

Wenn Li erwachte, erinnerte er sich nicht mehr an seine Träume. Bei vollem Bewusstsein erkannte er nicht, wie sehr er nach Ruhm dürstete. Er verstand seine Motive nicht, und das machte ihn wahrlich gefährlich.

Während er an seinem üblichen Platz, zwei Stühle entfernt vom Kopf der Tafel, saß, hob Li sein Bleikristallglas und betrachtete die burgunderrote Flüssigkeit darin. Ein Châteu Lafitte'92 um zehntausend Yuan oder eintausenddreihundert Dollar pro Flasche. Die Männer rund um ihn hatten an diesem Abend bereits eine halbe Kiste davon geleert und waren davon überzeugt, diesen Wein auch zu verdienen.

Im Mai 1989 hatten Hunderttausende Studenten den Tiananmen-Platz gefüllt – die riesige offene Fläche kaum eineinhalb Kilometer von hier entfernt, das spirituelle Herz von ganz China – und Demokratie gefordert. Die westlichen Reporter, die über diese Proteste berichteten, hatten diese Zeit als Peking Frühlings bezeichnet. Einige Wochen lang sah es so aus, als würde China von der Diktatur zur Freiheit wechseln. Immerhin waren auf der anderen Seite der Welt kommunistische Regime friedlich gefallen.

Aber China war nicht die DDR oder Polen. China hatte ein ganzes Jahrhundert eines so schrecklichen Umbruchs erlebt, dass selbst der Zweite Weltkrieg dagegen harmlos wirkte. Eine Invasion durch Japan. Ein langer, blutiger Bürgerkrieg. Der katastrophale große Sprung nach vorn, der zu einer Hungersnot führte, die zig Millionen Chinesen das Leben kostete. Die Kulturrevolution. Die Chinesen waren nicht bereit für weiteren Aufruhr, nicht so bald. Sie protestierten kaum, als die Männer des Zhongnanhai am vierten Juni 1989 Panzer auffahren ließen, um den Tiananmen-Platz zu räumen. An diesem Tag wurden in Peking Hunderte Protestierende getötet. Volksbefreiungsarmee? Am vierten Juni traf nur der letzte Teil des Namens zu.

Die Führer der kommunistischen Partei Chinas gestanden nie ein, was sie am Tiananmen-Platz getan hatten. Stattdessen boten sie dem Volk einen unausgesprochenen Handel an. Fordert uns nicht heraus, dann gestatten wir euch, diese sozialistische Farce zu beenden. »Reich zu werden ist keine Schande«, lautete der berühmte Ausspruch von Deng Xiaoping, dem obersten Führer Chinas zu dieser Zeit. »Egal, ob die Katze schwarz oder weiß ist, Hauptsache, sie fängt Mäuse.« Heute behaupten einige, dass diese Worte Deng nie über die Lippen gekommen seien, aber von der Stimmung her trafen sie zu.

Zwei Jahrzehnte lang hatten sich die Herrschenden und die Beherrschten an diesen Deal gehalten, und China hatte das größte Wirtschaftswunder der Geschichte zustande gebracht. In den Achtzigerjahren war es ein Drittweltland und noch ärmer als Indien. Mittlerweile war es die drittstärkste Wirtschaft der Welt, nur geschlagen von den USA und Japan.

Und dennoch ... Unter der glänzenden Oberfläche hatte die chinesische Wirtschaft einen gefährlichen Kipppunkt erreicht, dachte Li. Der Boom hatte Millionen Chinesen einen bescheidenen Lebensstandard erlaubt. Aber er hatte noch mehr Millionen Menschen im Staub zurückgelassen. Li nahm einen Schluck Wein. Es war der samtigste Wein, den er je gekostet hatte – für zehntausend Yuan pro Flasche. Sein Vater Hu hatte in einer Reifenfabrik gearbeitet, bis sein Herz an seinem zweiundfünfzigsten Geburtstag aufgab. Hu hatte in seinem gesamten Leben keine zehntausend Yuan verdient. Er hatte weder einen Fernsehapparat noch einen Kühlschrank und nicht einmal ein Telefon besessen. Jahrelang hatte er auf seinen wichtigsten Besitz gespart, ein Flying-Pigeon-Fahrrad. Die Stahlbestie besaß nur einen einzigen Gang und wog beinahe fünfundzwanzig Kilo.

Dennoch erinnerte sich Li nicht daran, dass sich seine Eltern je beschwert hätten. Sie fühlten sich nie arm, weil sie niemanden kannten, dem es besser ging. Außerdem brauchten sie fast kein Geld. Von der Reifenfabrik hatten sie ein Zweizimmerapartment mit Gemeinschaftsbad erhalten. Auch wenn sie nicht viel besaßen, war ihr Leben sicher. Sie mussten nie fürchten, dass Hu entlassen oder die Fabrik geschlossen würde. So etwas geschah einfach nicht.

Heute wurden ständig Fabriken geschlossen. Bauunternehmen rissen die verwinkelten Pekinger Viertel mit ihren unzähligen Gassen, die man Hutongs nannte, nieder, um in der gigantischen Stadt neue Apartmenthäuser zu bauen. Die Wohntürme waren sauberer als die Hutongs. Aber die Hutong-Familien hatten keine Chance, in diesen neuen Gebäuden zu leben. Sie wurden in Schuppen am Rand der Stadt verfrachtet, außerhalb des Fünften Rings, wo die Reichen der Hauptstadt sie nicht sehen würden.

Heute wussten Männer wie Lis Vater, dass sie arm waren. Sie konnten sich weder die Üppigkeit dieses Raums noch die der Privatkubs von

Peking vorstellen, in denen sich die Reichen trafen. Aber sie wussten, dass China sie abgehängt hatte. Immer weniger waren bereit, ihr Schicksal zu akzeptieren. In ganz China begann es allmählich zu kochen. Im Südwesten Chinas hatten Bauern wegen der Beschlagnahme von Ländereien Polizeiwachen angegriffen. Im Norden Chinas hatten sich Kohlebergarbeiter erhoben und bessere Sicherheitsvorkehrungen gefordert, nachdem bei einer Explosion in einem Bergwerk in Hebei einhundertachtzig Männer umgekommen waren.

Zudem boomte die Wirtschaft nicht mehr. Bisher war es der Regierung gelungen, das sinkende Wirtschaftswachstum vor der Außenwelt zu verbergen. Aber Li kannte die echten Zahlen. Das Wachstum hatte sich von Monat zu Monat verringert, von zehn Prozent auf acht, dann fünf und nun nur noch drei Prozent. Und niemand, nicht einmal der Wirtschaftsminister oder der Direktor der Zentralbank konnte erklären, was geschah – zumindest nicht in Worten, die für Li einen Sinn ergaben. Sie sagten, die Wirtschaft brauche mehr Reformen, nicht weniger.

Aber Li verbrachte mehr Zeit außerhalb von Zhongnanhai als all die anderen hochrangigen Führer zusammen. Auch wenn er kein Wirtschaftsfachmann war, besaß er Augen. Er sah alte Frauen, die mit gesenktem Kopf um Hilfe bettelten. Ihre Kleidung war schmutzig und die Schüssel in ihren Händen leer. Er sah Bauern, die auf dem Tiananmen-Platz Schlange standen, um Arbeit zu finden, obwohl sie die Polizei schlug, nur weil sie dort waren.

Vor eintausendzweihundertfünfzig Jahren hatte der Dichter Du Fu geschrieben: »Hinter den roten Toren der Vornehmen verderben Wein und Fleisch, während die Armen am Wegrand vor Kälte sterben.« Dynastien wurden gestürzt, sobald die Herrscher ihre Ziele aus den Augen verloren. Im Inneren von Zhongnanhai war das Leben angenehmer als je zuvor. Die Männer rund um ihn nahmen an, dass sie im Notfall wieder lediglich die Panzer auffahren lassen mussten. Aber diesmal würden nicht die Studenten rebellieren. Diesmal würden Bergarbeiter, Bauern und Fabrikarbeiter rebellieren. Sie würden es mit Männern zu tun haben, nicht mit kleinen Jungs, und diesmal würden sie kämpfen.

Li würde nicht zulassen, dass dies geschah. Er würde die Volksbefreiungsarmee – *seine* Armee – gegen die Zivilisten einsetzen.

Er würde die Lage unter Kontrolle bringen, aber selbstverständlich nicht zu seinem eigenen Ruhm, sondern um die Nation vor der Gier ihrer Herrscher zu retten.

Allerdings würde es nicht einfach sein, die Kontrolle zu übernehmen. Li durfte Zhang Fenshang, den Wirtschaftsminister und mächtigsten Mann im Ständigen Ausschuss, nicht offen herausfordern. Angeblich war Zhang nach Generalsekretär Xu Xilan der Zweithöchste innerhalb der Führungsriege. In Wirklichkeit war er der mächtigste Mann in China. Xu war zweiundachtzig Jahre alt und schwach, ein Aushängeschild, das Zhang vor jeder wichtigen Entscheidung »konsultierte«.

Gemeinsam mit den anderen Liberalen – Li knirschte mit den Zähnen, wenn er nur an das Wort dachte – nahm Zhang sechs der neun Sitze im Ausschuss ein. Um diese Männer zu besiegen, musste Li sie überlisten. Wenn es ihm gelang, die Kontrolle über den Ausschuss zu übernehmen, würde sich das Volk um ihn scharen. Vielleicht protestierten die reichen Unternehmer in Schanghai. Aber irgendwann würden auch sie verstehen, dass Li sie nicht vernichten wollte, sondern lediglich von ihnen forderte, ein wenig von ihrem Reichtum zu teilen.

Li wusste, dass er nur eine Chance haben würde, die Macht zu übernehmen. Wenn er versagte, würde er nicht nur seinen Sitz im Ständigen Ausschuss verlieren. Im besten Fall würde er seine restlichen Jahre unter Hausarrest verbringen. Im schlimmsten Fall würde er einen tragischen Unfall erleiden, und sein Tod würde dem Volk mit traurigem Tonfall bekannt gegeben werden.

Nein, er konnte nicht versagen. Allerdings musste er schnell handeln, bevor das Volk so wütend wurde, dass nicht einmal er es würde beschwichtigen können. In den letzten Monaten hatte er sich einen Plan zurechtgelegt. Und jetzt, nach seinem Besuch im Iran, glaubte er, den Schlüssel gefunden zu haben, mit dessen Hilfe sein Plan funktionieren würde.

»Jede militärische Operation basiert auf Täuschung«, hatte Sun Tsu, der berühmteste Militärstrategie Chinas, vor zweitausendfünfhundert Jahren geschrieben. Unter normalen Umständen könnte Zhang Li leicht schlagen. Aber was, wenn Zhang plötzlich mit einer Bedrohung

konfrontiert wurde, die sich seiner Kontrolle entzog, einer Bedrohung, die nicht von innen kam, sondern von außerhalb Chinas? Li wusste, dass sein Plan gefährlich war. Aber nicht zu handeln wäre noch gefährlicher.

Nach dem Dessert – einem köstlichen Birnenkuchen mit Ingwereis – wurden die Teller abgeräumt, und die Kellner gossen Cognac ein. Danach verschwanden sie und überließen die neun Männer am Tisch den Geschäften des Landes.

Zhang, der neben dem Generalsekretär Xu saß, hob sein Glas. »Auf den Ruhm des neuen Chinas.«

»Und auf das Volk«, sagte Xu. »Auf die Weisheit des chinesischen Volkes.«

»Selbstverständlich, Genosse Xu«, erwiderte Zhang. »Wir müssen immer dem Volk dienen.«

Li nahm einen Schluck aus seinem Cognacschwenker. Er fühlte, wie die goldene Flüssigkeit in seinem Mund glühte. Cognac war eine seiner Schwächen. Ein Glas vor dem Zubettgehen versüßte ihm den Schlaf. Der Ständige Ausschuss traf sich einmal pro Monat zu diesen Banketten. Das Abendessen folgte immer demselben Drehbuch. Erst wenn die Kellner den Festsaal verlassen hatten, begannen die Geschäfte.

Selbstverständlich traf sich der Ausschuss mehrmals wöchentlich zu regelmäßigen Sitzungen, aber die wirklich wichtigen Entscheidungen wurden an diesem Tisch getroffen – ohne Sekretäre, die zuhörten oder die Sitzungen protokollierten. Selbst hier, wo sie nur miteinander sprachen, wählten die Ausschussmitglieder ihre Worte so sorgfältig wie Mafiabosse in einer Telefonleitung, die vom FBI angezapft wurde. Zu deutliche Worte galten als Zeichen von Schwäche, nicht Stärke.

»Genosse Zhang, bitte beginnen Sie«, sagte Xu.

»Die wirtschaftliche Situation hat sich nicht verändert«, berichtete Zhang. »Die Übergangsperiode« – so bezeichneten die Liberalen das verlangsamte Wirtschaftswachstum – »hält an. Aber es gibt keinen Grund zur Sorge. Der Wille des Volkes ist ausgezeichnet, und die Wirtschaftsbedingungen sind gut.«

Dasselbe hatte Zhang schon vor einem Monat gesagt und auch im Monat davor. Li fragte sich, wie viel Zhang aus der Staatskasse gestohlen und

auf Banken in Singapur versteckt hatte. Wie viel an Bestechungsgeldern hatte er angenommen? Fünfhundert Millionen Yuan – sechzig Millionen Dollar? Eine Milliarde Yuan? Zwei Milliarden? *Mit Geld bist du ein Drache, ohne Geld bist du ein Wurm.*

»Wo liegt dann das Problem?«, erkundigte sich Xu.

»Generalsekretär«, begann Zhang, »so wie ein Bauer von Zeit zu Zeit ein Feld brach liegen lassen muss, muss das Wirtschaftswachstum sich gelegentlich verringern, ehe es wieder steigt.« Obwohl Zhang den Großteil seines Lebens in Schanghai zugebracht hatte, verwendete er im Gespräch mit Xu gern Metaphern aus der Landwirtschaft, weil Xus Eltern Bauern gewesen waren. »Wir schneiden das Dürholz, damit die jungen Bäume wachsen können. Wenn die jungen Bäume nicht schnell genug wachsen, müssen wir stärker zurückschneiden.«

Den Männern rund um den Tisch war klar, worauf Zhang abzielte. Die Regierung sollte weitere staatliche Fabriken schließen, wie die Reifenfabrik, in der Lis Vater gearbeitet hatte. Li konnte nicht glauben, dass Zhang die Frechheit besaß, weitere Stilllegungen vorzuschlagen, wo es bereits so viele Arbeitslose gab. Aber eine offene Auseinandersetzung mit Zhang wäre sinnlos.

»Ja«, sagte Xu, »ich verstehe.«

»Ich werde dem Kongress nächsten Monat einen Plan vorschlagen« – dies bezog sich auf den jährlichen Parteikongress der Kommunisten, der offiziell den Entscheidungen zustimmen würde, die diese neun Männer trafen.

»Hat sonst noch jemand etwas zu Genosse Zhangs Ansichten zu sagen?«, fragte Xu. Li schwieg. Dann wandte sich Xu an ihn.

»Genosse General Li. Wie war Ihr Besuch in Teheran?«

Jetzt oder nie, dachte Li. »Sehr produktiv, Generalsekretär.« Er umriss das Geschäft, das Öl gegen Hilfe bei der Atomwaffenentwicklung beinhaltete und über das er mit dem iranischen Präsidenten gesprochen hatte. Wie Li erwartet hatte, kam diese Mitteilung für Zhang überraschend.

»Zhang, was sagen Sie dazu?«, erkundigte sich Xu.

Zhang nippte an seinem Cognac, um Zeit zu gewinnen. Li konnte sich seine Überlegungen gut vorstellen. Eine offene Allianz gegen die USA wäre mit enormen Risiken verbunden. Andererseits würde ihm eine

Konfrontation mit den USA die nötige Zeit schenken, um die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Und Zhang wollte keinesfalls den Anschein erwecken, als fürchtete er die USA.

Zhang sah zu Li hinüber. »Was ist Ihre Ansicht, Genosse General?«

Zhang hoffte, die Verantwortung für die Entscheidung Li zurückzugeben. Mit diesem Schachzug war Zhang Li in die Falle gegangen. Zhang hatte noch nie zuvor die Kontrolle für eine wichtige Entscheidung abgegeben. Er würde erkennen müssen, dass es wesentlich schwerer war als erwartet, die Kontrolle wiederzugewinnen, dachte Li.

»Meine Ansicht, Genosse Zhang?«, sagte Li. »Wir sollten die Gelegenheit ergreifen. Die Iraner können unsere Position gegenüber den Hegemonisten« – den Amerikanern – »stärken. Unsere Industrien werden von der garantierten Ölversorgung profitieren. Und die Perser werden für uns ein neuer Absatzmarkt werden. Sie sehen, was wir erreicht haben, und können uns während der Übergangsperiode beistehen. Warum sollten wir es außerdem den Amerikanern überlassen, zu entscheiden, wer bestimmte Waffen besitzt« – Atombomben. »Die Perser bedrohen uns nicht.«

»Und die Amerikaner? Was werden sie dazu sagen?«

»Lasst sie doch reden«, sagte Li. »Durch Worte ist Reis noch nie weich geworden.«

»Ich mache mir auch keine Gedanken über das, was sie sagen werden«, gab Zhang zurück. »Aber was, wenn sie unsere friedliche Absicht missverstehen?«

Li musste sich eingestehen, dass Zhang es verstand, eine Phrase umzukehren. Selbstverständlich würden es die USA »missverstehen«, wenn sich China mit dem Iran verbündete, dem schlimmsten Feind der USA.

»Die Hegemonisten sind an neuen Kriegen nicht interessiert.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Es gibt keine absolute Sicherheit, Genosse Zhang. Aber zurzeit sind sie abgelenkt, und unsere Armee und unsere Marine sind tapfer.«

Als Li zu Ende gesprochen hatte und es am Tisch ruhig blieb, wusste er, dass er gewonnen hatte. Diese Männer würden ihn nach Teheran zurückschicken, um die Vereinbarung mit dem Iran zum Abschluss zu bringen. Zum ersten Mal seit dem Ende des Kalten Kriegs würde die

Weltherrschaft der USA herausgefordert werden.

Die Amerikaner würden gern reagieren. Aber wie Li wusste, kämpften sie mit eigenen Problemen. Mit dem Tod des nordkoreanischen Spions hatten sie ihre beste Informationsquelle in Pjöngjang verloren. Der Krieg im Irak hatte ihre Armee geschwächt. Sie waren in die Defensive gedrängt – und eine öffentliche Bekanntgabe des chinesisch-iranischen Bündnisses würde sie zusätzlich reizen. Wie ein verwundeter Bär würden sie zuschlagen. Der amerikanische Präsident würde sich gegen das Bündnis aussprechen, was wiederum die Männer rund um Li reizen würde. Denn niemand in diesem Raum ließ sich gern von den USA Ratschläge erteilen, wie China seine Angelegenheiten zu führen habe. Weder Washington noch Peking würden erwarten, dass die Auseinandersetzung über diese kriegerischen Worte hinausging. Allerdings begriff niemand an diesem Tisch, dass Li diese Vereinbarung mit dem Iran nur als Beginn einer chinesischen Konfrontation mit den USA betrachtete.

»Dann ist es abgemacht?«, erkundigte sich Li. »Wir akzeptieren den iranischen Vorschlag?«

Die Männer rund um den Tisch nickten. Indem ihnen Li das Geschäft auf diese Weise präsentierte, blieb ihnen kaum eine andere Wahl. Im Falle einer Ablehnung hätten sie schwach gewirkt, und keiner dieser Männer wollte schwach aussehen, am wenigsten Zhang. Hätten sie gewusst, was er als Nächstes plante, wären sie vorsichtiger gewesen. Aber sie wussten es nicht.

Li hob sein Glas an die Lippen. Ein weiterer Schritt zu der Macht, auf die er seit so langer Zeit hinarbeitete. Er nahm einen großen Schluck Cognac, der seinen Mund mit seiner Süße füllte.

»Jetzt!«, brüllte Hughley. »Jetzt!«

Während sich Wells am Rahmen des rüttelnden Black Hawks festhielt, zog er seinen Rucksack zu sich heran: dreißig Kilo Munition, Granaten, Energieriegel, Wasser, Verbände und andere Gegenstände, die für den Nahkampf wichtig waren.

Auf dem Boden lag ein zusammengerolltes Kevlar-Tau, dessen Ende am Rahmen des Hubschraubers verknotet war. Wells warf es hinaus und ließ sich Hand für Hand daran hinunter. Selbst durch seine Handschuhe fühlte er die rauen Fasern des Taus. Während die Kugeln aus der Kalaschnikow an ihm vorüberzischten, fragte er sich, ob er nicht doch eine stärkere Panzerweste hätte wählen sollen. Zwei Meter über dem Boden sprang er ab und landete trotz seiner Ausrüstung sanft.

Die Sonne war mittlerweile untergegangen, aber der Schein des sichelförmigen Mondes und der Sterne, die das obere Plateau erleuchteten, störten Wells Nachtsichtbrille. Sobald er sie vom Kopf gezogen hatte, machte er eine Bestandsaufnahme. Das Plateau war achthundert Meter lang und einhundertfünfzig Meter breit. Vereinzelte Felsblöcke und verkrüppelte Bäume boten eine bescheidene Deckung. Rund um die Absprungzone hatten die Hellfire-Raketen gute Dienste geleistet. Auf dem Plateau lagen verbrannte Männer umher, wie Bäume, die von einem Hurrikan der Kategorie fünf mitgerissen worden waren. Der Gestank ihres verbrannten Fleisches lag schwer in der Luft. In etwa fünfundzwanzig Metern Entfernung krümmte sich ein Kämpfer in langem weißem Gewand stöhnend neben einem Felsblock.

Wie geplant, hatte der Angriff die Kämpfer überrascht, als sie gerade die Lagerfeuer für das Abendessen entzündeten. In der Nähe der Höhlen waren Schafe und Ziegen angebunden. Vielleicht waren es sogar dieselben Tiere, die das Dorfoberhaupt, Bashir Jan, dazu bewogen hatten, die Existenz dieses Lagers preiszugeben. Irgendwie hatten die Tiere die Raketen überlebt. Über das Knattern der Maschinengewehre und das Dröhnen der Black Hawks hinweg durchschnitt nun ihr verzweifelter Blick die Nacht. Die Ziegen, die Feuer, die toten Männer: die Szene war ein Wachtraum, wie ein Goya-Gemälde aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert, dachte Wells.

Auf den Satellitenfotos waren drei Lager auf dem Plateau zu erkennen gewesen. Die Apache-Hubschrauber hatten ihre Hellfires vorwiegend auf das nördliche und mittlere Lager gerichtet, um die Kämpfer nach Süden auf die 10th Mountain zuzutreiben. Aber entweder das südliche Lager war das größte gewesen, oder auf dem Plateau hatten sich mehr Männer aufgehalten, als man ihnen gesagt hatte. Dreißig oder mehr Mann hatten sich am Südrand hinter Felsblöcken und Bäumen verschanzt. Eine kleinere Gruppe wurde halb von einigen Steinen verborgen, die den Eingang zu einer Höhle westlich der Absprungzone blockierten. Wells zog den Karabiner von der Schulter und ließ sich zu Boden fallen. Das Plateau war kalt und bestand mehr aus Stein als aus Erde; eine Steinspitze stach in seine Weichteile. Die Männer in der Nähe der Höhle stellten eine unmittelbare Bedrohung dar, dachte er. Mit ihren RPGs hatten sie schon beinahe einen Black Hawk ausgeschaltet. Er eröffnete das Feuer auf sie mit drei kurzen Salven und hoffte, sie auf diese Weise vom Hubschrauber abzulenken.

Plumps! Plumps! Neben ihm landete Hughley, gefolgt vom Rest der B-Kompanie. Die A-Kompanie traf siebzig Meter südöstlich auf das Plateau. Sobald der letzte Soldat den Boden berührt hatte, zogen die Black Hawks davon.

»Jetzt sind wir drin«, brüllte Wells zu Hughley hinüber.

»Ja, und wir werden bis Sonnenaufgang hier nicht herauskommen.«

Die Männer der B-Kompanie schwärmten in einem siebzig Meter breiten Bogen aus. Wells und Hughley lagen den Höhlen am nächsten. Die A-Kompanie hatte sich in ähnlicher Weise positioniert. Ihre Lage wirkte stärker, als sie war, dachte Wells. Die Talibankämpfer im Süden verteilten sich bereits, um das Schlachtfeld zu vergrößern, sodass sie aus neuen Schusswinkeln auf die Soldaten der Special Forces feuern konnten. Wie Zivilisten drängten sich auch aufständische Kämpfer üblicherweise zusammen, sobald sie unter Beschuss gerieten, in der Hoffnung, durch ihre Anzahl Sicherheit zu gewinnen. Die Tatsache, dass diese Kämpfer das Gegenteil getan hatten, lieferte einen weiteren Beweis, dass sie professionelle Unterstützung erhielten.

»Mist!«

Auch ohne sich umzudrehen, erkannte Wells Hacketts Stimme. Der stämmige Sergeant hüpfte auf dem rechten Bein auf Hughley und Wells zu. Drei Meter von ihnen entfernt stürzte er zu Boden. Wells rannte zu ihm hinüber, hob ihn auf und stemmte seine Schulter unter Hacketts Arm. Gemeinsam taumelten sie auf Hughley zu wie Kinder bei einem Dreibeinlauf.

»Sir, ich habe eine abbekommen.« Hackett sprach ruhig – als ginge es um etwas ganz anderes – aber der Schmerz in seiner Stimme war unüberhörbar. »Linkes Bein. Ziemlich schlimm, glaube ich.«

Wells legte Hackett auf den Boden und leuchtete mit einer Stablampe auf sein Bein. Die Kugel hatte ihn direkt über dem Knie in den Oberschenkel getroffen. Das Blut wurde beständig aus der Wunde gepumpt und glitzerte rot im Licht der Taschenlampe. Die Kniekehlenarterie. Hacketts Unterschenkel war glitschig vor Blut. Der Sergeant stöhnte, als Wells den Bereich um die Wunde abtastete. Hughley leuchtete mit der Taschenlampe in Hacketts Gesicht. Er war blass und sein massiver Kiefer schmerzverzerrt.

Wir müssen ihm ein Tourniquet anlegen, dachte Wells. Auch wenn Hackett durch das Abbinden der Arterie vielleicht sein Bein verlor, hätte die Alternative noch schlimmere Folgen. Ein Chirurg könnte die Wunde nähen, aber der nächste Chirurg befand sich in Bagram, deshalb musste die Schlauchbinde genügen.

»Legen Sie den Rucksack ab, Sergeant. Ich werde das Bein abbinden.«

»Ein Tourniquet?«, fragte Hackett unsicher nach.

Hackett wusste, was eine Schlauchbinde bedeutete, dachte Wells. Er hätte ihm gern einen Schuss Demerol gegeben, aber der Sergeant hatte bereits zu viel Blut verloren. Das Opiat hätte ihn in einen Schockzustand versetzen können. »Es wird ein wenig stechen. Beißen Sie auf das.« Wells fand in seinem Rucksack einen Mundschutz und drückte ihn Hackett in die Hand. Neben ihnen feuerte Hughley kurze Salven auf die Höhle ab.

»Wie schlagen wir uns?«, erkundigte sich Wells bei Hughley.

»Ich mache mir Sorgen um meine Soldaten.«

Wells griff nach einem Kampftourniquet – einem Kunststoffband, das lang genug war, um es um das Bein eines Mannes zu legen, mit einem robusten Plastikgriff daran. Nachdem er Latexhandschuhe übergestreift

hatte, legte er das Band oberhalb der Wunde an, aus der immer noch Blut heraussprudelte. Stöhnend biss der Sergeant kräftig auf den Mundschutz. Wells zog die Kunststoffschnur eng um Hacketts Oberschenkel.

»Nur noch ein paar Sekunden.«

»Runter!«, brüllte Hughley, als ein Taliban-Kämpfer hinter einem Felsblock in der Nähe der Höhle hervorsprang, um eine RPG abzufeuern. Sie explodierte hinter ihnen und erleuchtete die Nacht.

»Ist das alles, was ihr zustande bringt?«, fragte Hughley. Er feuerte eine Salve auf den Kämpfer ab, der törichterweise stehen blieb, um der RPG nachzusehen. Der Taliban schrie auf und fasste sich mit den Händen an die Kehle. Dann stürzte er schwer zu Boden, ohne sich nochmals zu bewegen.

»Halten Sie das gespannt, Sergeant«, sagte Wells. Dann drehte er den Griff der Schlauchbinde, um sie rund um das Fleisch von Hacketts Oberschenkel festzuziehen. Hacketts Schultern zitterten. Er ächzte leise und auf eine Art, die kaum noch als menschlich zu erkennen war. Der Blutstrom verringerte sich auf ein Tröpfeln, aber er versiegte nicht vollständig. Wells reinigte die Wunde und klebte einen dicken, sauberen Verband rund um das Bein des Sergeants. Dann zog er die blutverschmierten Handschuhe aus. »Es ist vorbei, Sergeant. Das kommt wieder in Ordnung. Entspannen Sie sich jetzt, und legen Sie das Bein hoch.«

»Ja, Sir. Mir ist kalt, Sir.«

Wells zog eine Aluminiumdecke aus dem Rucksack und legte sie um Hacketts Schultern. Dann griff er nach einer Wasserflasche und schüttete einen Beutel Gatoradepulver hinein. »Trinken Sie das.«

»Wird er es schaffen?«, erkundigte sich Hughley flüsternd.

»Wenn ich es wüsste, würde ich es sagen.«

»In Ordnung.« Hughley deutete mit dem Kopf auf die Felsblöcke, hinter denen sich die Männer mit den RPGs versteckten. »Wir müssen sie ausschalten, um unsere Flanke zu schützen. Schaffen Sie das mit Gaffan? Gonzalez kann Ihnen Deckung geben, während er auf Hackett aufpasst.« Zwei Männer gegen fünf, vielleicht auch mehr, dachte Wells. Keine guten Chancen. Aber er verstand Hughleys Problem. Die B-Kompanie hatte bereits zwei Männer verloren, weil Gonzalez, der Sanitäter, sich um Hackett kümmern musste. Das bedeutete, dass die Truppe

einschließlich seiner Person aus neun Soldaten bestand. Die A-Kompanie hatte um zehn mehr. Da sie es am Süden des Plateaus mit zumindest dreißig Kämpfern zu tun hatten, konnte es sich Hughley nicht leisten, noch einen dritten Mann für die Flanke zu verwenden.

»Sicher«, sagte Wells. Über sein Funkgerät wies Hughley Gaffan und Gonzales ihre Positionen an. Als die Männer Hughley und Wells erreichten, schoss eine weitere RPG hinter den Felsen hervor.

»Scheiße!« Gaffan und Gonzalez warfen sich genau in dem Augenblick auf den Boden, als die Granate hinter ihnen explodierte.

Hughley deutete auf die Felsen. »Gaffan, Sie und Wells schalten diese Position aus. Danny, du bleibst bei Hackett. Den Rest der Truppe verbinde ich mit Alpha.«

»Ja, Sir.«

Hughley sprintete davon. Vor ihnen lag noch eine lange Nacht, dachte Wells. Anstelle von fünfzig Kämpfern hatte das Lager vor dem Angriff vermutlich über einhundert Kämpfer gezählt. Selbst jetzt stand das Verhältnis zwischen Bösewichten und Special Forces noch zwei zu eins. Sie müssten zumindest einen weiteren Trupp haben, um die Chancen auszugleichen. Aber den Plan jetzt zu kritisieren war Zeitvergeudung, und sie konnten es sich nicht leisten, Zeit zu vergeuden. Sie mussten schnell handeln, um das Schlachtfeld unter Kontrolle zu bekommen. Die Taliban kannten gewiss Pfade, die den Berg hinaufführten, von wo aus sie einen besseren Schusswinkel auf das Plateau hätten. Wenn sie über dem Schlachtfeld Scharfschützen postierten, wären die Soldaten der Special Forces ausgesetzt wie sitzende Enten. Bevor das passierte, musste Hughley die Kämpfer vom Süden des Plateaus in das Tal hinuntertreiben.

Inzwischen musste sich Wells um seine eigenen Probleme kümmern. Hackett lag auf dem Rücken und atmete in flatternden Zügen. Er konnte von Glück reden, wenn er die Nacht überstand, dachte Wells. »Gaffan.« Wells deutete auf einen Felsen in einer Entfernung von etwa fünfundzwanzig Metern, hinter dem ein Kämpfer in weißem Gewand lag. »Los.«

Während Wells als Deckung eine Salve abfeuerte, sprintete Gaffan zu dem Felsblock und glitt dahinter. Fünf Sekunden später tauschten sie die Rollen. Diesmal feuerte Gaffan und Wells rannte zu dem Felsen. Aus der

Nähe sah Wells, dass der verwundete Taliban-Kämpfer in grauenvollem Zustand war. Ihm fehlte die linke Seite des Gesichts. Als er sie wahrnahm, riss er das rechte Auge weit auf und drehte sich zur Seite, wobei er mit den Händen in der Erde kratzte.

»Ich tu es«, sagte Wells. »Beobachten Sie die Höhle.«

»Aber ...«

»Beobachten Sie die Höhle, Sergeant.«

Wells beugte sich dicht über den Mann und sagte auf Arabisch: »*Unser Herr, gib uns reichlich Geduld und lass uns als Muslime sterben.*« Vers 7, Zeile 126 aus dem Koran. Dann zog er seine Makarov aus dem Halfter, schob sie dem Mann in den Mund und drückte auf den Abzug. Während der einzelne Schuss in der Dunkelheit widerhallte, explodierte der Kopf des Taliban-Kämpfers wie ein teuflischer Vulkan, der Blut und Gehirn spie. Weitere tausend schlaflose Nächte, dachte Wells. Wütend darüber, dass der Mann nicht einmal den Anstand besaß, allein zu sterben, stieß er den Leichnam weg. Der Körper kippte mit verrenkten Armen um. Niemand, der in dieser Nacht starb, würde ein angemessenes Begräbnis erhalten.

»Vielleicht wünsche ich es mir nur, aber ich könnte schwören, dass er erleichtert aussah«, sagte Gaffan. Das wünschst du dir bloß, dachte Wells. Ich habe dich doch aufgefordert, nicht hinzusehen. Er verbannte den zersplitterten Schädel des Mannes aus seinen Gedanken. Für Alpträume war später immer noch Zeit. »Sehen wir zu, dass wir nahe genug herankommen, um eine Vierziger in die Höhle zu legen.« Eine hochexplosive 40-Millimeter-Granate, die von einem M203-Werfer aus abgeschossen wurde, der auf die Karabiner montiert war, die er und Gaffan trugen.

Wells zog den Lauf seines 203 auf, steckte die Granate hinein – ein Zylinder, der an die Patrone einer Schrotflinte erinnerte – und spannte den Lauf. Dann deutete er auf einen verkrüppelten Baum, der etwa einhundert Meter rechts von ihnen stand. »Bereit?«

Gaffan nickte.

Wells sprang auf, schoss und ließ sich wieder fallen. Seine Granate schlug in den Berghang ein und explodierte in einem rot-weißen Feuerball, der rasch verlosch. Er hatte sein Ziel verfehlt, allerdings nicht um viel. Jetzt sollten sie zurückschießen. Die Taliban-Kämpfer gingen

mit ihrer Munition großzügig um. Sollten sie doch schießen, bis ihre Magazine leer waren. Dann würden Wells und Gaffan zu dem Baum hinüberrennen, wo sie nahe genug wären, um größeren Schaden anzurichten.

Aber die Taliban-Kämpfer weigerten sich mitzuspielen. Anstatt einer wahllosen Salve aus ihren Kalaschnikows feuerten sie nur einige gut gezielte Schüsse ab. Zwei Kugeln trafen den toten Taliban, sodass sein Leichnam wie die Karikatur einer Auferstehung zuckte. Gaffan hatte keine Chance, den Schutz des Felsens zu verlassen.

»Irgendjemand hat diesen Kerlen beigebracht, wie man schießt«, sagte Wells.

»Das glaube ich auch, Sir.«

Jetzt waren Wells und Gaffan festgenagelt. Die feindlichen Kämpfer hatten auf sie angelegt und würden sie niedermähen, sobald sie das nächste Mal den Kopf hoben. Hilflos sahen sie zu, wie zwei Kämpfer hinter den Felsbrocken vor der Höhle hervorliefen und links hinter einem Erdhügel verschwanden, den eine Hellfire-Rakete aufgeschüttet hatte. Aus ihrer neuen Position hatten die Taliban einen guten Schusswinkel auf Gonzalez und Hackett, die sich wegen Hacketts Bein nicht bewegen konnten. Tatsächlich schlugen auch schon die ersten Kugeln in den niedrigen flachen Steinen ein, hinter denen sich Gonzalez und Hackett verbargen.

»Wir hängen hier fest, Sir«, brüllte Gonzalez durch die Nacht.

»¡Maricón! ¡Putá! Der Mistkerl hat meine Kevlar-Weste erwischt.«

Gonzalez schoss zurück, aber ohne die geringste Wirkung.

Nicht gut.

»Was jetzt, Sir?«

Wells dachte ein paar Sekunden lang nach. Konnte er eine Granate so gut platzieren, dass sie über die Felsen hinweg in die Kämpfer fiel? Er bezweifelte es. Aber ...

»Laden Sie mit CS.« CS war ein wirkungsvoller chemischer Reizstoff, der den Feind vorübergehend erblinden und nach Atem ringen ließ.

Zusätzlich zu ihrem traditionellen Sortiment an hochexplosiver Munition waren die Soldaten der Special Forces auch mit CS-Granaten

ausgestattet. Wells steckte eine graugrüne Aluminium-CS-Granate in den 203-Werfer.

»Aber Sir ...«, sagte Gaffan.

»Hören Sie auf, mich Sir zu nennen, Sergeant. Nennen Sie mich John oder Wells oder Soldat oder wie auch immer, nur nicht Sir. Dabei fühle ich mich zweihundert Jahre alt.«

»Ja, Mr Wells.«

»Mr Wells? In Ordnung, das sollte gehen. Aber jetzt keine weitere Diskussion, sondern laden.« Auf dem Bauch liegend, beugte Wells die Arme so am Ellbogen, dass der Lauf seines Karabiners wie ein Minenwerfer in die Luft stand. Er stellte sich vor, dass die Gasgranate in einem Bogen aus der M4 herausgeschleudert würde und wie ein perfekt platzierter Fußball hinter den Felsen landete. Dann drückte er ab. Der Karabiner zuckte zurück, während die Granate zischend davonflog. Wenige Sekunden später trieb weißer Rauch etwa einhundert Meter über dem Eingang zur Höhle den Berghang hinab. Nicht nahe genug. Wells blieb auf dem Bauch liegen und hielt die Arme still.

»Geben Sie mir Ihren M4, und laden Sie meinen nach«, sagte er zu Gaffan, der ihm seinen Karabiner in die Hände drückte. Wells zog die Arme ein wenig zurück, rechnete neu und stellte sich wieder vor, dass der Gaskanister hinter den Felsen landete. Dann drückte er ab. Die Granate schlug diesmal dreißig Meter vor ihrem Ziel ein. Besser, aber noch nicht gut genug.

Während sich der weiße CS-Rauch über das Plateau verteilte, rasselte rund um Wells und Gaffan eine Maschinengewehrsalve. Eine RPG schoss durch eine Lücke in den Felsen hervor und segelte über ihre Köpfe hinweg. Gut. Die Männer hinter den Felsen bekamen es allmählich mit der Angst zu tun.

»Noch mal«, sagte Wells. Wieder tauschte Gaffan die Waffen aus. Wells senkte den Lauf um eine Kleinigkeit und drückte den Abzug. *Pop!* Diesmal landete der Kanister auf den Felsen, hinter denen sich die Taliban-Kämpfer verbargen. Wie Wells gehofft hatte, strömte der Rauch in alle Richtungen. Er hatte sich für die CS-Granaten anstelle der hochexplosiven Standardgranaten entschieden, weil er mit den CS-Granaten nicht so genau zielen musste. Wenn er auch nur einigermaßen in die Nähe kam, würde sich das Gas über die Felsen

verbreiten und für ihn seine Arbeit tun.

Männer brüllten auf Arabisch. Sekunden später begannen sie zu husten. Es war ein wildes abgehacktes Husten, als versuchten die Männer hinter den Felsen, die vergifteten Lungen auszuhusten.

»Noch mal.« Wieder gab ihm Gaffan einen nachgeladenen Karabiner. Wells veränderte sein Ziel nur minimal und feuerte erneut. Diesmal ging der Schuss etwas zu weit, sodass das Geschoss einige Meter über der Höhle auf dem Berghang landete. Aber der Rauch ergoss sich hinunter in den Bereich, in dem sich die Kämpfer verbargen. Das Husten wurde lauter.

»Ziehen Sie die Maske über«, sagte Wells. »Eine noch, dann stürmen wir.«

Nachdem Wells den fünften Kanister abgefeuert hatte, zog auch er die Gasmaske über. Durch die Maske wurde das Atmen zu einer bewussten Entscheidung, anstatt zu einer automatischen Tatsache. Einatmen. Lungen füllen. Ausatmen. Hören, wie die Luft durch den Aktivkohlefilter rasselte. Wieder einatmen.

Wells setzte den Helm auf und steckte eine neue Granate in den Granatwerfer – diesmal keine CS, sondern eine hochexplosive Standardgranate. Zwei Männer in braunen Gewändern krochen mit schwankenden Körpern hinter den Felsen hervor. Klumpen von weißem Speichel liefen an ihren Gesichtern herab.

Gaffan legte an. »Warten«, befahl Wells. Aber außer den beiden Männern tauchten keine weiteren auf.

»Okay. Ausschalten.«

Gaffan drückte den Abzug seines Karabiners. Der erste Kämpfer zuckte spastisch und stürzte dann mit dem Gesicht voran zu Boden. Der zweite Mann stand auf, drehte sich zu ihnen um und hob blind die Arme. Ob als Abwehr oder Zeichen der Kapitulation war nicht klar. Gaffan wartete nicht darauf, es herauszufinden. Er schoss erneut. Der Mann stöhnte, presste eine Hand an sein Gewand, wirbelte um die eigene Achse und fiel.

»Sieht aus, als hätten wir die Dummköpfe erwischt«, sagte Gaffan. Hinter den Felsen hörte man immer noch verzweifelteres Husten. Mindestens zwei Männer waren noch übrig, dachte Wells. Es hatte keinen Sinn, länger zu warten. Das Reizgas war fies, aber seine Wirkung

ließ auch rasch nach. »Geben Sie mir Deckung«, sagte er zu Gaffan.

»Auf drei.«

»Ich gehe, John.« Gaffan war im Begriff aufzustehen.

Wells zog ihn wieder hinunter. »Sie geben mir Deckung.« Wells kauerte sich im Schatten des Steins zusammen. Bis zu den Felsen betrug die direkte Entfernung achtzig Meter. Er würde jedoch im Zickzack laufen, um es den Kämpfern schwerer zu machen, einen klaren Schuss abzugeben. Auch wenn er nicht mehr so schnell war wie einst, war er immer noch schnell genug. Er hielt zu Gaffan drei Finger hoch, zwei, eins. Er sprintete los.

Während ihn seine Beine über das Geröll auf dem Plateau trugen, überkam ihn die Raserei des Nahkampfes. Er wusste, er würde überleben. Gott, Allah ... wie auch immer man ihn nannte, und wer auch immer er war, er würde nicht zulassen, dass er hier draußen starb. Er war unverwundbar. Unzerstörbar.

Den M4 fest an die Brust gepresst, sprintete Wells über einen niedrigen Stein, immer in Bewegung schoss er über das Schlachtfeld wie ein Runningback, der das Safety hinter sich gelassen hatte und wusste, dass die Endzone nicht mehr weit war. Als er nur noch dreißig Meter von den Felsen entfernt war, trat ein Mann aus dem Schatten der Felsen hervor. Er war weiß, hatte kurz gestutztes Haar, hielt eine Kalaschnikow in beiden Händen, trug eine Jeansjacke ...

Und hatte eine Gasmaske wie Wells.

Eine Gasmaske. Jetzt hieß es: alles oder nichts. Es hatte keinen Sinn, einen Schuss abzugeben. Er lief zu schnell, um auch nur die geringste Chance zu haben, den Mann zu treffen. Stattdessen drückte Wells den zweiten Abzug seines Karabiners und schoss die hochexplosive Granate ab. Vielleicht würde sie nahe genug bei dem Mann mit der Maske landen, um ihn wenigstens durchzuschütteln ...

Tatatatatata. Aus der Kalaschnikow des Kämpfers brach ein Stakkato an Schüssen hervor.

Wells tauchte nach rechts ab. Er landete hart auf der Schulter, rollte sich ab und griff nach seinem Karabiner.

Die Granate explodierte in einem gigantischen weißen Blitz. Wells zog den Kopf ein, während es um ihn herum Schrapnell regnete. Als er wieder aufsaß, existierte der Mann in der Jeansjacke nicht mehr.

Wells setzte sich auf. Auch wenn er nicht glaubte, dass er getroffen worden war, hing sein rechter Arm ausgereckt herunter, und seine Schulter fühlte sich an, als stünde sie in Flammen. Er griff um seinen Körper herum und umfasste die Schulter mit der linken Hand. Dann zog er an seinem rechten Bizeps, damit der Arm wieder in das Schultergelenk sprang. Nie zuvor hatte er einen so heftigen Schmerz gefühlt, der wie eine Flutwelle durch seine Brust schoss. Tränen stiegen ihm in die Augen und füllten seine Gasmasken. Wells ließ den Arm sinken.

Nachdem er erneut kräftig eingeatmet hatte, schloss er die linke Hand nochmals um den rechten Bizeps und zog mit einem kräftigen Ruck den Arm nach vorn. Die Welt begann sich um ihn zu drehen. Als er noch heftiger zog, fühlte er, wie das Gelenk nachgab. Die Sterne und der Himmel verschwammen zu einer weißen breiigen Masse. Wells gab nicht nach. Schließlich schnappte das Gelenk wieder ein, und der Schmerz verringerte sich von einem reißenden Strom zu einem Rinnsal. Als Wells versuchte, den Arm zu heben, stellte er erstaunt fest, dass er es konnte. Dann stemmte er sich hoch und lief zu den Felsen hinüber, um nachzusehen, ob sich noch jemand dahinter verbarg.

Aber als Wells endlich seinen achtzig Meter langen Marathon beendete und den Eingang zur Höhle erreichte, fand er niemanden mehr. Zumindest niemanden, der noch lebte. Die Granate war in die Brust des Mannes mit der Jeansjacke eingeschlagen, ein absoluter Glückstreffer, der ihn auseinandergerissen hatte. Sein kopfloser Torso lag in einer Pfütze dickflüssigen Bluts. Der immer noch von der Gasmasken bedeckte Kopf lag drei Meter von seinem Körper entfernt. Durch das klare Plastik der Maske starrten die Augen Wells an, als wollten sie ihm versprechen, dass sie ihn im Schlaf heimsuchen würden. »Arschloch«, sagte Wells laut, wobei er nicht sicher war, ob er zu sich sprach oder zu dem Mann, den er getötet hatte. Aber er war noch nicht fertig. Es gab noch einen anderen. Irgendwo in dieser Höhle verbarg sich noch jemand.

Shafer spazierte mit einem Ordner in der Hand in Exleys Büro.

»Maulwurf, lie-ber Maul-wurf, wo bist du?«

Exley sah von den Dokumenten auf, die sie zu lesen vorgab. »Nett, Ellis.«

»Wie geht die Jagd voran? Sind wir dem Maulwurf schon näher gekommen, um ihm eins überzuziehen?« Shafer stand vor Exleys Schreibtisch und versetzte einem unsichtbaren Maulwurf einen Schlag mit einem unsichtbaren Baseballschläger. »In dem Spiel war ich nie gut.«

»Sind Sie verrückt, Ellis? Haben Sie vergessen, was gerade in diesem Augenblick passiert? Jetzt, während Sie mit hängender Zunge in meinem Büro stehen, als wären Sie aus der *Sesamstraße* entkommen?«

»Selbstverständlich weiß ich das. Er wird es überstehen, Jennifer. Das haben Sie doch selbst gesagt. Er ist dazu geboren.«

»Er steckt in Schwierigkeiten. Ich weiß es.« Sie wusste es tatsächlich, obwohl sie weder an außersinnliche Wahrnehmungen, noch an Astrologie, noch an anderen Voodoo-Kram glaubte. Trotzdem wusste sie, dass Wells in diesem Augenblick in Schwierigkeiten steckte, in wirklich schlimmen Schwierigkeiten.

»Sie sind bloß nervös.«

»Und Sie sind nur ein Bürokrat, dessen Vorstellung von einem Leben an der Grenze mit extrawürziger Tacosauce gipfelt. Sie haben keine Ahnung, wie es ist, eine Waffe in der Hand zu halten und die anderen zu töten, bevor sie Sie töten.« Aber ich weiß es, hätte Exley beinahe gesagt. Ich habe es zwar nur einmal getan, aber einmal war genug.

»Jennifer ...«

»Also behandeln Sie mich nicht von oben herab, Ellis. Ja, ich bin nervös. Und bis ich nicht von ihm gehört habe, wird sich daran auch nichts ändern. Können wir jetzt weiterarbeiten?«

Wortlos zog Shafer einen Stuhl heran. Gemeinsam gingen sie die Liste durch, auf die sich Exley bereits den ganzen Vormittag konzentrierte:

Streng geheim/Höchste Sicherheitsstufe/Epsilon Rot – Zugang
Arbeitsgruppe – Update 2B

Abellin, Paul
Balmour, Victoria
Baluchi, Hala
Bright, Jerry

...

Die Liste enthielt all jene Personen, die den Namen des Verfassers kannten oder genügend Details über seine Identität, um ihn aufzudecken. Sie war nun schon dreiundfünfzig Namen lang und trotz ihrer Länge noch nicht an ihr Ende gekommen. Tyson hatte Exley und Shafer angekündigt, dass sie weitere Namen erwarten dürften, bevor das letzte Update hereinkomme.

Die Länge der Liste bewies Langleys vollkommen verkehrte Prioritäten, dachte Exley. Während die Agency die Informationen eifersüchtig hütete, die der Verfasser ihr lieferte, ging sie mit an Fahrlässigkeit grenzender Sorglosigkeit mit seinem Namen um. Die Informationen waren wertvoll, die Informationsquelle wertlos.

Nach den wenigen Wochen, die Exley nun an diesem Fall arbeitete, hatte sie einiges an Respekt für Tysons Job hinzugewonnen. Selbst unter idealen Bedingungen, wenn die Agency einen Tipp zur genauen Identität eines Spions in ihren eigenen Reihen bekommen hatte, war Spionageabwehr eine schwierige Sache. Es genügte nicht, nachzuweisen, dass ein CIA-Angestellter ein verborgenes Einkommen hatte oder einen Lügendetektortest nicht bestanden hatte. Um einen bombensicheren Fall daraus zu machen, mussten Tysons Teams den Maulwurf bei der Übergabe geheimer Informationen an seinen Kontaktmann schnappen. Während ihrer Untersuchung mussten sie auch sicherstellen, dass sie nicht falschen Fährten folgten, die ihnen ausländische Spionagedienste gelegt hatten. Während des Kalten Kriegs hatte der KGB Langley mehr als nur einmal in eine Sackgasse geschickt. Für Exley wurde es allmählich zu einer traurigen Wahrheit, dass sie ohne einen Tipp wohl

kaum je herausfinden würden, wer den Verfasser verraten hatte. Bis zu diesem Augenblick hatten sie nicht einmal einen Verdächtigen. Und die Nordkoreaner hatten sichergestellt, dass ihnen der Verfasser selbst auch nicht mehr helfen könnte.

Bislang hatte Tysons Arbeitsgruppe grundlegende bürokratische Einzelheiten über jede der dreiundfünfzig Personen auf der Liste zusammengestellt: Datum der Einstellung, Punkteanzahl bei den Einstellungstests, Gehalt, Entwicklung und Bewertung der beruflichen Laufbahn, Ehe- und Familienstand, und ... das möglicherweise wichtigste Detail – das Datum des letzten Lügendetektortests.

Keine Bankaufzeichnungen, denn dafür würden sie eine Vollmacht benötigen. Tysons Arbeitsgruppe hatte die Namen durch die Strafregisterdatenbank des FBI laufen lassen und auf Straftaten und Verurteilungen geprüft. Bei niemandem schien etwas Derartiges auf. Es gab nur zwei kleinere Ordnungswidrigkeiten in den Polizeiberichten von Virginia und Washington D. C. Edmund Cerys, ein Führungsoffizier, der in den Neunzigern in Hongkong im Einsatz gewesen war, war dabei erwischt worden, als er nach einem Spiel der Redskins in der Öffentlichkeit urinierte. Und Herb Dubroff, der stellvertretende Leiter der Ostasienabteilung war mit dem Gesetz in Konflikt gekommen, weil er am vierten Juli ein Feuerwerk abgeschossen hatte. Keine der beiden Ordnungsstrafen schrie nach einem Doppelagenten.

Shafer zog aus seinem Aktenordner eine eigene Kopie der Liste hervor.

Die Namen waren mit Kritzeleien versehen. Ein Hinweis auf seinen unordentlichen Geist. »Springt Ihnen irgendetwas ins Auge?«

»Viel zu viele Personen kannten seinen Namen. Vor allem in der Nachrichtenbeschaffung.« Die Operationsleitung war die Basis der Führungsoffiziere, die Kontakt zu Spionen wie dem Verfasser hielten. In der Abteilung für Nachrichtenbeschaffung saßen die Analytiker, die sich mit allen Berichten herumschlagen mussten, die die Agency an das Weiße Haus schickte. »Dafür gibt es keine Entschuldigung. All diese Kerle sollten lediglich Codeworte bekommen.«

»Vergessen Sie nicht, dass nicht alle seinen Namen kannten. Sie könnten auch auf der Liste stehen, weil Tyson glaubt, dass Sie genug

Informationen besaßen, um erraten zu können, wer er war«, sagte Shafer. »Aber Sie haben recht. Wenn Sie so lange Informant sind, sickert Ihr Name durch. Das ist unvermeidlich. Beide Seiten des Hauses, sowohl die Analytiker als auch die Führungsoffiziere, sind der Meinung, dass sie es verdienen, alle Einzelheiten über eine Informationsquelle zu erfahren. Sie behaupten, es sei von entscheidender Bedeutung, um die Informationen beurteilen zu können.«

»In Wirklichkeit wollen sie nur beweisen, was für tolle Hechte sie sind.«

»Warum sagen Sie denn so etwas?«

»Egal. Auf der Liste gibt es fünf Personen, die nicht planmäßig zu ihrem Lügendetektortest erschienen sind. Zwei weitere weisen Anzeichen von ›geringfügigen Täuschungen‹ in ihrem letzten Test auf, wurden aber nicht erneut geprüft. Noch nicht. Für alle sieben wurden nun Tests innerhalb des nächsten Monats angesetzt.«

Als Routinemaßnahme wurden alle CIA-Mitarbeiter, die Zugang zu sensiblen Informationen hatten, in Abständen von fünf Jahren einem Lügendetektortest unterzogen. In der Praxis hatte die Agency zu wenige Fachleute, die diese Tests abnehmen konnten. So konnte es geschehen, dass einige Mitarbeiter der mittleren Ebene nur in Abständen von zehn Jahren getestet wurden.

»Im nächsten Monat. Ich freue mich, dass sie die Sache so ernst nehmen«, sagte Shafer. »Ich werde Tyson anrufen und ihn ersuchen, die Termine vorzuverlegen.« Er legte das Papier mit den Namen auf ihren Schreibtisch, erhob sich, und begann, auf und ab zu gehen. Exley erkannte die Vorzeichen. Er stand kurz vor einem »Shafer-Moment«. In einer halben Stunde würden sie mit einer neuen Methode nach dem Maulwurf suchen. Vielleicht ergab sie einen Sinn, vielleicht auch nicht. Zumindest hätten sie neue Anhaltspunkte, denen sie folgen könnten.

»Vergessen Sie die Liste für einen Augenblick«, sagte Shafer. »Nach wem halten wir Ausschau? Wer ist der Kerl? Welche Art von Mensch verrät sein Land?«

»Verrät sein Land? Ist das nicht ein wenig theatralisch, Ellis?«

»Wie würden Sie es bezeichnen?«

»In Ordnung. Wir bleiben bei Landesverrat.«

»Aber in gewisser Weise haben Sie recht. Er verrät nicht sein Land. Er verrät *uns*. Die Agency. Er wurde bei einer Beförderung übersehen.

Seine Karriere ist nicht so verlaufen, wie er es wollte.«

»Das trifft auf halb Langley zu«, gab Exley zurück.

»Er ist zum zweiten oder dritten Mal verheiratet.«

»Hanssen war nur einmal verheiratet.« Robert Hanssen, der Doppelagent des FBI.

»Das ist eine Ausnahme, aber in Ordnung. Vergessen Sie die zweite Ehe. Auf jeden Fall ist er ein Eigenbrötler. Er hat nicht viele Freunde in der Agency. Er ist mittleren Alters, vierzig bis fünfundvierzig. Er schneidet bei Tests gut ab, aber seine sozialen Fähigkeiten sind miserabel. Dabei hält er sich immer für den klügsten Kopf im Raum.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie für Nordkorea spionieren, Ellis.«

»Ich darf Sie daran erinnern, dass ich in erster Ehe verheiratet bin.«

»Wie Hanssen. Warum sind Sie so sicher, dass es sich um einen Mann handelt?«

»Es ist ein Mann, Jennifer. Frauen sind keine Doppelagenten.«

»Weil wir so fürsorgliche Seelen sind. Wie Paris Hilton.«

»Weil Frauen nicht den Mumm haben für diese Art von Risiko.«

»Das ist Unsinn, und Sie sind ein MCS.«

»Ein was?«

»Ein männliches Chauvinistenschwein.«

»Wow. Das habe ich nicht mehr gehört, seit Gloria Steinem aufgehört hat, BHs zu verbrennen. Auf jeden Fall habe ich recht.«

»Was ist mit Mata Hari?«

»Die war eine Ausnahme.«

Exley machte sich nicht die Mühe, ihm zu widersprechen. »Hat er Kinder?«

»Möglicherweise. Ames hatte keine Kinder, Hanssen schon.«

»Weiter. Was noch?«

»Ich weiß nicht, aber da ist noch etwas. Irgendein sexueller Tick vielleicht.«

»Er hat sich noch nicht geoutet, treibt sich aber am Dupont herum.« Der Dupont Circle lag nur wenige Blöcke westlich von Exleys Apartment und bildete das Zentrum der Washingtoner Gay-Szene. »Könnten Sie nicht noch ein wenig vorhersehbarer sein, Ellis?« Exley genoss dieses Hin und Her inzwischen. »Vielleicht ist er nur ein glücklicher Vater aus den Vororten, der es einmal pro Woche in der Missionarsstellung mag.«

»So etwas tut man nicht, wenn man glücklich ist.«

»Damit haben Sie recht. Nimmt er Drogen?«

»Die Wahrscheinlichkeit ist größer, dass er seinen Kick ganz legal bekommt. Vielleicht Glücksspiel oder Alkohol.«

»Das können wir nachprüfen«, meinte Exely. »Vielleicht wurde er wegen Alkoholmissbrauchs am Steuer geschnappt.«

»Mit einem guten Anwalt wird aus einem Alkoholmissbrauch am Steuer eine unbedeutende Geschwindigkeitsüberschreitung. Und die Aufzeichnungen über Verkehrsdelikte sind ein wahrer Albtraum. Selbst wenn wir uns nur auf Maryland und Virginia konzentrieren, bräuchten wir Wochen. Aber wir können es versuchen.«

»Und wir können eine geheime Übermittlungsanordnung nach Vegas schicken und in den Kasinos nachfragen, ob eine Person auf der Liste als Spieler im großen Stil bekannt ist.« Eine geheime Übermittlungsanordnung schickte die Agency an Unternehmen, wenn sie im Zusammenhang mit Spionage- oder Terrorismusuntersuchungen nach Informationen suchte.

»Ich dachte, Sie glauben an die Freiheitsurkunde«, sagte Shafer.

»Sie sind freiwillig. Niemand muss sie beantworten.«

»Natürlich«, stimmte Shafer zu. Mit einigen wenigen Ausnahmen durfte die CIA nicht auf amerikanischem Boden tätig werden, deshalb war die Beantwortung dieser Briefe freiwillig. Es handelte sich dabei um Anfragen, nicht um Ermächtigungen. Aber in der Zeit nach dem elften September wollte es sich kein großes Unternehmen mit Langley verscherzen, und so erhielt die Agency üblicherweise die Informationen, um die sie ersucht hatte.

»Außerdem wird die Anordnung in diesem Fall vollkommen legal eingesetzt«, erklärte Exley. Shafers Kommentar hatte sie getroffen. Üblicherweise hielt sie sich nicht für jemanden, der den Vierten Zusatzartikel zur Verfassung beiseiteschob.

»Wir fischen bloß, Jennifer. Wir haben keinerlei Beweise gegen einen dieser Leute. Kein Richter auf Erden würde uns einen Haftbefehl ausstellen.« Shafer deutete auf die Liste. »Selbst wenn es sich herausstellt, dass dieser Jerry Bright, wer auch immer das sein mag, jede Woche zehn Riesen in Vegas verliert, beweist dies noch gar nichts.«

»Sie glauben also nicht, dass wir diese Briefe schicken sollten?«

»Das habe ich nicht gesagt. Wenn Jerry Bright jede Woche zehn Riesen verliert, will ich wissen, woher das Geld kommt. Wenn du keine Hinweise hast, musst du fischen.«

»Aber vielleicht haben Sie unrecht. Vielleicht ist unser Maulwurf weder ein Spieler, noch ein Alkoholiker oder sonst etwas. Vielleicht ist er ein wahrer Gläubiger.«

»Des Kultes von Kim Jong Il? Er will mithelfen, Nordkorea in eine glorreiche Zukunft zu führen?«

»Genau das«, sagte Exley. »Er tut es nicht aus Liebe. Aber was, wenn er in Seoul sitzt? In diesem Fall wird uns all dies hier nirgendwohin führen.«

»Wissen Sie was, Jennifer? Sie haben recht. Vielleicht sollten wir die ganze Sache vergessen und uns den Nachmittag freinehmen.«

»Das habe ich nicht gemeint ...«

»Seoul war lange Zeit eine gut geführte Station. Ich glaube, dass er hier ist, nicht dort. Und ich glaube, John hatte recht in jener Nacht, als wir Tyson trafen. Ich glaube, unser Maulwurf arbeitet für einen anderen Auftraggeber und nicht für Nordkorea.«

Exley zuckte zusammen, als Shafer Wells erwähnte. Einige Minuten lang hatte sie es sich gestattet, den Angriff zu vergessen. Jetzt dachte sie wieder an ihn, wie er die kugelsichere Weste trug, statt der Panzerweste aus Kevlarplatten, die zu schwer sei, wie er sagte.

»Das heißt, der Maulwurf tut es um des Geldes wegen? Sie glauben, er braucht Geld, Ellis?«

»Nicht ganz. Das Geld ist nur dafür da, den Spielstand auszugleichen.«

»Wenn er es ausgibt, hinterlässt es eine Spur.«

»Er kann es verbergen. Er kann es auf den Namen seiner Frau anlegen, auf den seiner Eltern, oder eine Stiftung errichten.«

»Egal, welchen Namen er verwendet, sobald er es ausgibt, können wir es sehen. Er wird irgendetwas besitzen. Ein Ferienhaus am Chesapeake.«

»Wenn Sie es sagen.« Shafer seufzte, wie er es immer tat, wenn er glaubte, dass Exley eine offensichtliche Sache übersehen hatte. Exley hasste diesen Seufzer. »Angenommen, er hat im letzten Jahrzehnt eine Million Dollar bekommen. Das wäre eine gewaltige Beute, so viel wie Ames hatte. Aber auf zehn Jahre verteilt, sind es bloß hundert Riesen pro Jahr.«

»Vielleicht sind Sie anderer Meinung, aber hundert Riesen pro Jahr sind eine Menge Geld, Ellis. Vor allem steuerfrei.«

»Wenn die Ehefrau zum Beispiel eine Lobbyistin ist, verdient sie mehr als das. Eine ganze Menge mehr. Und er hätte trotzdem den netten Wagen und das Haus am Chesapeake.«

»Was, wenn seine Frau nicht arbeitet?«

»Dann wäre es offensichtlicher. Das steht fest.«

»Sie arbeitet nicht, Ellis. Davon bin ich überzeugt. Entweder er ist geschieden, oder seine Frau arbeitet nicht.«

»Vielleicht arbeitet sie aber auch achtzig Stunden pro Woche, die Ehe ist im Eimer, und er verjubelt das Geld mit Nutten. Er fühlt sich seiner Männlichkeit beraubt und gewinnt sie auf diese Weise zurück.«

»Das glaube ich nicht. Die Ehe ist im Eimer, aber sie sind nicht geschieden.«

»Eine vollkommen unbegründete, wilde Vermutung.«

»Im Gegensatz zu allem, was Sie bisher gesagt haben?« Exley sah auf ihre Liste. »In Ordnung. Wir suchen nach einem Mann zwischen vierzig und fünfundvierzig, vielleicht geschieden, vielleicht unglücklich verheiratet. Er könnte eine Eintragung wegen Alkoholmissbrauchs am Steuer oder in der Öffentlichkeit haben, aber nicht notwendigerweise. Und er könnte Geld haben, das sich nicht als Sonderzahlung erklären lässt.«

»Er hat auch einen hohen IQ, aber zumindest eine miese persönliche Bewertung. Das ist das Muster. Vielleicht stimmt es nicht in diesem Fall, aber in der Vergangenheit hat es funktioniert. Und setzen Sie auch die beiden Kerle dazu, die beim Lügendetektortest durchgefallen sind. Das ist eine automatische rote Flagge.«

»Geringfügige Täuschung bedeutet nicht, dass sie durchgefallen sind.«

»Für mich schon.«

Exley prüfte die Namen. »Ich werde das Urinieren in der Öffentlichkeit als Alkoholmissbrauch werten ...«

»Gute Idee.«

»Sieht aus, als würden zumindest zehn Männer die Kriterien erfüllen. Edmund Cerys, Laurence Condon ...«

»Ich kenne Condon«, sagte Shafer. »Er ist es nicht.«

»Wir halten uns also nicht einmal an unsere selbst aufgestellten

Regeln?«

»In Ordnung. Lassen Sie Condon auf der Liste. Aber er ist es nicht.«

»Edmund Cerys. Laurence Condon. Tobias Eyen. Robert Ford. Joe Leonhardt. Danny Minaya. Keith Robinson. James Russo. Phil Waterton. Brad Zonick. Gibt es, abgesehen von Condon, irgendjemanden, bei dem bei Ihnen eine Glocke läutet?«

Shafer schüttelte den Kopf.

»Ich nehme an ...« Exley brach ab. »Was jetzt? Lassen Sie mich raten. Wir führen diesen hochwissenschaftlichen Prozess fort und spielen nun mit dieser Liste Darts, um zu entscheiden, welcher unserer Verdächtigen es getan hat.«

»Versuchen Sie es noch einmal.«

»Grundbuchabfragen, Offenlegungsformulare, Scheidungseintragungen. Wir fragen herum, versuchen herauszufinden, wer eine schlechte Ehe führt, wer ein heimlicher Trinker ist. Wir ersuchen Tyson die geheimen Übermittlungsanordnungen für sie und alle anderen auf der Liste zu bewilligen.«

»Richtig. Tschü-üs!« Shafer griff nach seiner Akte und spazierte für Exleys Geschmack etwas zu selbstzufrieden aus ihrem Büro.

»Vertschüssen Sie sich doch.«

»Und grüßen Sie John von mir«, rief Shafer aus dem Korridor. »Wissen Sie, es geht ihm gut.«

Sie beschloss, nicht nach dem Köder zu schnappen. Auf seine kindische Art und Weise versuchte Shafer, sie aufzumuntern. Wieder sah sie sich die Namen auf der Liste durch. Sie war nicht sicher, ob Shafers Theorie einen Sinn ergab. Vielleicht war der Maulwurf überaus erfolgreich, ein wahres Genie, das nur des Nervenkitzels wegen spionierte. Aber zumindest hatten sie sich in Bewegung gesetzt. Und mit einiger Sicherheit näherten sie sich der Suche aus einem anderen Winkel als Tysons Leute.

Sie griff zum Telefon und wählte Tysons Büro.

»George? Hier ist Jennifer Exley. Ich benötige Hilfe bei einigen Namen. ... Ja. Insgesamt zehn.«

Der Eingang zur Höhle war eine schwarze Öffnung am Berghang von etwa zwei Meter Breite und Höhe. Handgemachte Ziegel umgaben die Öffnung und verwiesen darauf, dass die Taliban-Kämpfer das Innere in einen fast dauerhaften Zufluchtsort verwandelt hatten. Wells fragte sich, wann man die Ziegel hier gelegt hatte. Die Afghanen verteidigten die Berge schon seit langer, langer Zeit. Ein Teil ihres unterirdischen Netzwerks war nicht nach der sowjetischen Okkupation im Jahr 1979 errichtet worden, sondern schon anlässlich der britischen Invasion im Jahr 1838.

Wenn Wells nicht hineinging, würde er nicht erfahren, ob es sich nur um einen kurzen Stollen handelte, der zur Lagerung von Waffen diente, oder ob es ein tiefer Verbindungsstollen war zu einem Tunnelnetzwerk. In jedem Fall würde er blind einem bewaffneten und verzweifelten Kämpfer folgen. Die Vorsicht gebot, dass Wells zunächst einige CS-Kanister hineinwarf und hoffte, dass, wer auch immer sich in dem Stollen befand, von selbst herauskam.

Dann dachte Wells an Greg Hackett, dessen Leben durch die Schlauchbinde an seinem Bein davontröpfelte. Möglicherweise war es genau der Kämpfer in der Höhle, der Hackett niedergestreckt hatte.

Vorsicht war nur ein anderes Wort für Angst.

Wells stellte seinen M4-Karabiner an einen Stein. In den engen Durchgängen der Höhle würde ihn das Gewehr nur behindern. Stattdessen würde er sich auf seine Makarov und seine Messer verlassen. Er griff nach der Stirnlampe an seinem Gürtel, schaltete sie kurz ein, um zu prüfen, ob sie funktionierte, und schnallte sie auf seinen Helm. Als er eben die Höhle betreten wollte, hörte er, wie jemand seinen Namen rief, und hielt an. Gaffan.

»Sir! John! Alles in Ordnung?« rief Gaffan. »Es hat so ausgesehen, als wären Sie hart gestürzt.«

Wie auf ein Stichwort begann Wells' rechte Schulter wieder zu schmerzen. Es war ein dumpfer Schmerz, von dem Wells wusste, dass er heftiger werden würde. Aber er konnte den Arm immer noch verwenden, und das genügte.

»Halten Sie hier Wache. Räumen Sie jeden aus dem Weg, der seinen

Kopf heraussteckt. Ich gehe hinein.«

»Ich komme mit, Sir.«

»Wir wären einander nur im Weg. Decken Sie mich auf dem Weg hinein, und bleiben Sie dann hier.«

»Sie sind der Boss, Captain.«

Wells machte sich nicht die Mühe herauszufinden, ob Gaffan seine Worte sarkastisch meinte. Er schnellte quer über die Öffnung der Höhle und presste sich gegen die zerklüfteten Felsen daneben. Während sich Gaffan auf der anderen Seite des Eingangs in Position brachte, spähte Wells hinein. Er griff nach der Stirnlampe, überlegte es sich aber anders. Noch nicht. Das Licht würde seine Position verraten. Stattdessen starrte er in die Dunkelheit, bis sich seine Augen allmählich so weit anpassten, dass er auch verstand, was er sah.

Die Kämpfer hatten die Höhle zu einem Tunnel ausgebaut, der schräg in den Berg hineinführte. Grobe Ziegel bedeckten Teile der Wände, während die Decke aus unberührtem Stein bestand. Wells erwartete beinahe, Pfeile mit Spitzen aus Feuerstein auf dem Boden zu finden und Kohlezeichnungen von Männern, die pelzige Mammuts jagten, an den Wänden.

Aber in dieser Höhle gab es weder Zeichnungen noch Pfeile. Tausende Generationen menschlicher Klugheit hatten es mit wesentlich todbringenderen Geräten ausgestattet. Kalaschnikows lagen neben abgeschossenen RPG-Hülsen. Abgesehen von den Waffen, war der Raum leer, soweit Wells sehen konnte. In etwa zehn Meter Tiefe begann die undurchdringliche Dunkelheit.

Der beißende Geruch des CS-Gases, das Wells abgefeuert hatte, wehte aus der Höhle heraus. Und obwohl er nur noch schwach war, brannte er in seinen Nasenlöchern. Wells hätte nie gedacht, dass er sich je eine konzentrierte Ladung CS-Gas wünschen würde. Jetzt tat er es. Denn die Tatsache, dass sich das Gas so schnell aufgelöst hatte, bedeutete, dass der Gang tief in den Berg hineinführte. Und das wollte er nicht.

Auf der anderen Seite des Eingangs stand Gaffan bereit. Wells hielt drei Finger hoch, zwei, einen ...

Und trat ein. Wenn jemand den Eingang beobachtete, war dies der gefährlichste Moment, denn nun zeichnete sich seine Silhouette gegen den Himmel ab. Er ging zwei Schritte vorwärts, kauerte sich hinter einer

leeren Kiste zusammen und wartete. Aber niemand schoss. So stieß er die Kiste zur Seite und kroch in den Berg hinein.

Zentimeter für Zentimeter verdunkelte sich der steinerne Leib. Schon bald konnte Wells nicht mehr unterscheiden, ob seine Augen offen oder geschlossen waren. Er schob sich an eine Wand und zog sich langsam hoch. Bevor er aufrecht stehen konnte, stieß er mit dem Helm gegen die Decke. Sofort jagte der Ruck schmerzhaft über seinen Hals in die verletzte Schulter. Der Durchgang war niedriger geworden. Die Decke hing hier tiefer, kaum eineinhalb Meter über dem Boden. Wells fragte sich, wie niedrig der Gang noch werden würde.

An die Wand gelehnt, versuchte er, sich zu orientieren. Wenn er in die Richtung blickte, aus der er gekommen war, konnte er einen schwachen Lichtschein erkennen – oder besser gesagt, eine hellere Nuance von Schwarz. Die Außenwelt war maximal zweihundert Meter entfernt, auch wenn es ihm weiter erschien. Wells' Puls beschleunigte sich. Während seiner Collegezeit hatte er sich an zwei Höhlenerforschungen beteiligt. Aber das waren Nachmittagsausflüge in die White Mountains gewesen, mit einem halben Dutzend Freunden und einem Führer, und keine Exkursionen mitten ins Herz der Dunkelheit.

Sei nicht so dramatisch, sagte sich Wells. Wenn er Licht bräuchte, hätte er seine Stirnlampe und zusätzlich eine Taschenlampe – eine winzige Maglite, die an seinem Gürtel hing. Er schloss die Augen und dachte an die Zeit, als er im College als Linebacker gespielt hatte. Er hatte die Augen des Quarterbacks beobachtet und gewusst, wohin der Ball gehen würde, noch ehe es der Empfänger wusste. Er hatte dann einfach den fehlgeleiteten Pass abgefangen und ohne besonderen Einsatz das Spiel umgekehrt. Und während all die kräftigen Männer des anderen Teams versuchten, den Kurs zu wechseln, und der Sturm in die verkehrte Richtung ging, rannte Wells an der Seitenlinie in die Endzone. Sechsmal in vier Jahren hatte er einen abgefangenen Ball in einen Touchdown verwandelt. Als Wells wieder die Augen öffnete, war sein Herz wieder zu seinem üblichen Puls von achtundvierzig Schlägen pro Minute zurückgekehrt. Seine Angst war verflogen, und er wusste, dass er von nun an so lange wie nötig ruhig bleiben würde.

Ein Gutes hatte diese Höhle. Vermutlich konnte man sich in ihr gut orientieren. Denn die Männer, die sie verwendeten, benötigten sie als Unterschlupf und nicht als Quelle von Überraschungen. Die gefährlichsten Durchgänge sollten durch Mauern verschlossen sein. Und weil Wells wusste, dass es vermutlich zu einem unterirdischen Kampf kommen würde, hatte er sich mit zwei Spezialstiften ausgestattet. Einer markierte Gestein mit einer fluoreszierenden Flüssigkeit, die im Dunklen auf mehrere hundert Meter sichtbar war. Und der andere glühte sichtbar, wenn man ihn mit einer speziellen ultravioletten Lampe bestrahlte, die Wells bei sich trug. Sollte der Stollen kompliziert werden, würde Wells die beiden Stifte verwenden, um seinen Rückweg zu markieren.

Zusätzlich zu den Stiften hatte er einige Leuchtstäbe bei sich und zwei hochwirksame Blendgranaten, deren vorrangige Aufgabe es war, den Gegner zu betäuben und nicht zu töten. Die Blendgranaten waren eine verstärkte Version jener Granaten, die die Polizei verwendete, und besaßen gegenüber den hochexplosiven Standardgranaten zwei wesentliche Vorteile. Sie erzeugten weniger Schrapnell und würden auch nicht die Decke des Tunnels zum Einsturz bringen, sodass Wells im Berg gefangen wäre.

Wells hatte auch einen ausziehbaren Titanstab bei sich, der mit Gummi überzogen war und als eine Art Blindenstock für den Höhlenforscher diente. Auf die traditionelle Ausrüstung eines Höhlenforschers wie Klettergürtel und Tau hatte er verzichtet. Er hatte schon vorab beschlossen umzukehren, sobald er einen Abschnitt erreichte, den er nicht mit den Händen bewältigen könnte.

Die Luft in der Höhle war kühl, beinahe feuchtkalt und überraschend frisch. Das Tränengas war verschwunden. Der Gang musste über Ventilationsschächte mit der Oberfläche verbunden sein, dachte Wells. Aus der Ferne hörte man schwach, dass irgendwo Wasser plätscherte – eine unterirdische Quelle. Luft, Wasser ... wenn sie hier unten auch noch Nahrung lagerten, konnten sich die Kämpfer unendlich lange in diesen Tunnels verbergen. Solange sie nicht verrückt wurden.

In einiger Entfernung hörte Wells ein abgehacktes Husten, das wie eine stotternde Maschine immer wieder begann und endete. Das Geräusch eines Mannes, der hin und her gerissen wurde zwischen der Notwendigkeit, still zu sein, und dem noch mächtigeren Instinkt, jedes

Molekül des Tränengases aus seinen Lungen zu entfernen. Das Husten hielt noch einige Sekunden an und hörte dann vollständig auf. Aber Wells hatte genug gehört, um zu wissen, dass er auf der richtigen Spur war.

Mit dem Stab in der Hand drang Wells langsam in die Dunkelheit vor. Wenn er sich jetzt beeilte, würde er nur sich selbst schaden. Entweder dieser Gang führte zu einem größeren Netzwerk von Tunneln, in diesem Fall würde er den Mann vor sich vermutlich nicht zu fassen bekommen, oder wenn er in einer Sackgasse endete, wartete sein Gegner auf ihn. In diesem Fall wäre Lautlosigkeit, und nicht Geschwindigkeit, sein bester Verbündeter.

Inzwischen würde Wells die Stirnlampe ausgeschaltet lassen und hoffen, dass er Richtungswechsel des Tunnels erfühlen könnte, ohne sie zu sehen. Er würde auf seinen Gleichgewichtssinn vertrauen und versuchen, die Kurven des Tunnels auf dieselbe Weise zu bewältigen, wie er bei 200 km/h die I-95 unter seinem Motorrad bewältigte. Selbstverständlich bestand die Möglichkeit, dass er in eine Spalte kroch. Aber wenn der Mann vor ihm eine Falle für ihn vorbereitete, müsste Wells ohnehin all seine Hoffnung auf Stille und Dunkelheit setzen.

Der Gang bog nach rechts. Wells berührte mit dem Stab die Wände und die Decke, um sicherzugehen, dass er nicht irgendwo abbog, und kroch dann weiter vorwärts. Einige Meter weiter verengte sich der Tunnel und fiel steil ab. Wells steckte sein Messer seitlich in den Mund, sodass er mit den Zähnen den Griff umklammerte, und kroch Zentimeter für Zentimeter weiter. Jetzt war er froh, dass er sich für die dünne kugelsichere Weste entschieden hatte. Eine Flak-Jacke wäre hier unangenehm eng gewesen. Der Durchgang hatte hier eine Breite von einem Meter zwanzig und war etwa ebenso hoch. Das war gerade weit genug, um notfalls umzukehren und zurückzukriechen. Aber wenn er noch enger wurde, würde ihm das bald nicht mehr gelingen. Hatte er irgendwo eine Abzweigung verpasst? Hatte er sich bereits verirrt?

Wells griff nach seiner Stirnlampe – und zog erneut die Hand zurück. Die Decke und die Wände waren immer noch glatt. Dies bewies, dass sie über Jahre hinweg verwendet worden waren. Er musste darauf vertrauen, dass er immer noch auf dem richtigen Weg war. Wieder kroch er weiter. Noch nie zuvor war er an einem so dunklen Ort gewesen. Ohne Licht

fabrizierten sich seine Augen ihre eigene Welt. Weiße Blitze und rote Streifen schossen wie Fische durch die Dunkelheit. Wells riskierte einen Blick auf seine Uhr, wobei er die Hand über das aufglühende Ziffernblatt hielt. 21:30. Seiner Schätzung nach war er bereits über eine Stunde in der Höhle, aber in Wirklichkeit waren es erst zwanzig Minuten.

Das T-Shirt unter seiner kugelsicheren Weste war schon schweißnass, und auch über seine Nase lief eine ärgerliche Schweißspur. Nachdem er sie zweimal abgewischt hatte, gab er auf. Der brennende Schmerz in der rechten Schulter nahm beständig zu. Wells fragte sich, ob ihn die verwundete Schulter im Nahkampf im Stich lassen würde.

Nach ein bis zwei Minuten hielt er jeweils an, um zu lauschen. Aber er hörte nichts außer dem fernen Rinnen des Wassers. Dann wurde ihm auch dies genommen. Nun umgaben ihn nur noch Stille und Dunkelheit. Kriechen. Warten. Lauschen. Nichts.

Kriechen. Warten. Lauschen. Nichts.

Kriechen. Warten. Lauschen. Etwas. Ein Kratzen in der Ferne, als würde sich ein Mensch bewegen. Nach einigen Augenblicken verstummte das Geräusch. Wells kroch nun schneller weiter, achtete jedoch noch sorgsamer darauf, sich lautlos zu bewegen. Schließlich flachte der Tunnel ab. Als Wells erneut anhielt, bemerkte er, dass sich die Luft verändert hatte. Sie war nun irgendwie frischer. Das bedeutete, dass sich der Tunnel vor ihm zu einer Art Höhle erweiterte. Dort würde er seinen Gegner finden.

Jetzt schob sich Wells selbstsicher weiter. Adrenalin durchströmte seinen Körper – ein natürlicher Rausch, stärker als jede Droge -, das ihn stärkte und seine Konzentration schärfte. Der brennende Schmerz in seiner Schulter war verschwunden. Es war wesentlich besser, Jäger zu sein als der Gejagte.

Meter für Meter erweiterte sich der Tunnel. Wieder hörte er ein leises Kratzen. Er zog seine Makarov aus dem Halfter.

Dann sah er Licht – etwa einhundert Meter vor sich, vielleicht auch weniger. Wells hob die Hand, um seine Augen zu schützen, die sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Eine Taschenlampe leuchtete in den Tunnel hinein. Aufgrund der Krümmung hatte ihr Schein ihn aber nicht direkt erreicht. Wells legte sich flach auf den Steinboden und wartete. Wenn man ihn gesehen hatte, würden schon bald Kugeln fliegen.

Statt Schüsse hörte er jedoch eine Stimme. Oder besser gesagt, Stimmen. Zwei Männer sprachen in einer Sprache miteinander, die Wells nicht sofort erkannte. Es war weder Arabisch noch Paschtun und gewiss nicht Englisch. Auch wenn die Worte undeutlich waren, schien es, als würden die beiden Männer streiten. Das Licht ging immer wieder an und aus. Dann drang ein Wort klar durch die Dunkelheit. »*Pogibshij*«. Das war Russisch und bedeutete »verloren«.

Wells erkannte, dass ihm ein unglaublicher Durchbruch gelungen war. Diese Männer waren keine Taliban-Kämpfer, sondern *Russen*. Kaum zu glauben. Und sie hatten sich verirrt. Sie waren an eine Gabelung gekommen und wussten nicht, welchen Gang sie wählen sollten. Vermutlich wollte einer von ihnen aufgeben, zurückkriechen und es riskieren, sich den Special Forces zu stellen, während der andere vorwärtsdrängte und es riskierte, sich vollständig zu verirren. Vielleicht aber auch einfach sitzen bleiben und warten wollte, um in ein oder zwei Tagen herauszukommen. Aber der erste Mann fürchtete, dass die Special Forces den Eingang der Höhle sprengen würden und sie erneut festsäßen. Weil sie sich nicht einigen konnten, hatten sie durch ihren Streit ihre Position verraten. Ein törichter Fehler, der ihrer Angst entsprungen war. Jetzt, wo Wells wusste, dass er es mit zwei Männern zu tun hatte, gebot ihm die Vorsicht – schon wieder dieses Wort –, dass er umkehrte, zurückkroch und wartete. In einem so beengten Raum konnten sie ihn leicht überwältigen, selbst wenn er sie überraschte. Aber was, wenn sie nicht herauskamen? Was, wenn sie tiefer in die Höhle vordrangen? Sie würden entweder einen anderen Ausweg finden oder hier drin sterben. In beiden Fällen hätte Wells keine Möglichkeit, sie zu verhören. Und Wells war nicht bereit, auf diese Chance zu verzichten. Er musste wissen, wer sie geschickt hatte. Sein Herz pochte schon schwer, während er sich auf den Kampf vorbereitete. So brutal die Taliban auch waren, kämpften sie doch für ihren Gott und ihr Vaterland. Diese Russen hingegen waren nichts als Söldner, die für Geld Amerikaner töteten. Vergiss die Vorsicht.

Mit der Makarov in der Hand und den Blendgranaten an der Hüfte kroch Wells vorwärts. Den Stab hatte er zurückgelassen. Er hatte für ihn keinen

Nutzen mehr. Jetzt bewegte er sich, so schnell er konnte – was nicht wirklich schnell war. Die Enge des Ganges zwang ihn zu einem krabbenartigen Krabbeln. Seiner Berechnung nach würde er das Ende des Durchgangs in weniger als einer Minute erreichen, und dann ...

Dann stolperte er.

Er stürzte schwer und mit lautem Krach. Wells hörte, wie sich die Russen rasch bewegten. Weniger als zwanzig Meter vor ihm leuchtete eine Taschenlampe auf und schien auf ihn.

Sekunden später brachen die Schüsse los.

Guangzhou, China

Die drei erhöhten Highways trafen sich zu einem Knoten aus Rampen, der sich über den Lagerhäusern im Norden von Guangzhou erhob. Die Stadt, die einst den Namen Kanton trug, war jahrhundertlang ein wichtiges Wirtschaftszentrum Chinas gewesen. Heute war Guangzhou als Metropole von acht Millionen Einwohnern das industrielle Herz im Südosten des Landes. Auf diesen Highways rollten unablässig Trucks und Busse, sogar in feuchten Nächten wie dieser, wenn der Regen schwer fiel und die Luft zu feucht schien, um sie einzuatmen.

Unter dem Highway-Knoten lag eine dunklere Welt. Die Betonsäulen, die die Straßen stützten, bildeten eine Art Raum, der durchdrungen wurde vom Brummen mächtiger Motoren in niedrigen Gängen. Auch wenn der Raum selbst kein Licht hatte, wurde er von den Scheinwerfern der Autos erleuchtet, die auf den ebenerdigen Straßen vorüberfuhren. Die Scheinwerferkegel erfüllten den Raum mit dem flackernden Schein einer Abendbar und gewährten immer wieder einen Blick auf die Ratten, die zwischen den Pfeilern hin und her sausten. Dieser Ort war nicht gerade ein Fünfsternehotel.

Aber er war trocken, dachte Jordan Weiging. Nachdem ihn die Cops vom Huangshi Boulevard vertrieben hatten, war er stundenlang umhergewandert auf der Suche nach einem Ort, an dem er dem Regen entkam. Verdammte Cops. Seit Jordan vor sechs Monaten nach Guangzhou gekommen war, hatte er gelernt, die Polizei zu hassen. Sie schienen überall zu sein und waren flink im Umgang mit dem Schlagstock.

Jordan hatte auf dem Huangshi Boulevard nicht nach Schwierigkeiten Ausschau gehalten, sondern lediglich einen Türeingang gesucht, um im Schatten der Wolkenkratzer zu schlafen, die den Boulevard säumten. Er hatte nicht gedacht, dass es jemanden stören würde. Der Huangshi Boulevard war die Guangzhou-Version des Las Vegas Strip: gigantische Hotels wechselten mit billigen zweigeschossigen Bars ab. Selbst bei Regen schlenderten die Nutten über die Avenue, lächelten die Männer an, die sie betrachteten, und warfen ihnen Küsse zu. Sie trugen kurze

knappe Röcke und enge Tanktops und waren kaum im Teenageralter. Aber selbst die hässlichsten ignorierten Jordan. Auf ihre Art erwiesen sie ihm einen Gefallen. Denn er war so offensichtlich pleite, dass es unfair gewesen wäre, ihn in Versuchung zu führen.

Die Polizei war weniger freundlich. Heute Nacht waren sie stehen geblieben, als er gerade im Schatten des Guangdong Interational Hotels schlief, und hatten ihn aufgefordert zu gehen. Er hatte sie um Gnade gebeten und ihnen gesagt, dass er niemandem schaden wolle. Und einer schien sogar bereit, ihn dort nächtigen zu lassen. Aber der andere, ein dürrer Mann mit schmutzigen gelben Zähnen, hatte ihm vor die Füße gespuckt.

»Verdammt Zuwanderer«, hatte der Cop gesagt. »Solche Ratten wie dich haben wir hier schon genug.«

»Was ist mit ihnen?«, hatte Jordan gefragt und auf vier Nuten gedeutet. Die Mädchen drückten die Hüften heraus und gurrten wie Tauben zu den Cops hinüber.

»Die sind den Hotels egal. Außerdem können sie uns in einer Art und Weise bezahlen, wie du es nicht kannst.« Der Cop schlug den hölzernen Schlagstock klatschend in seine Hand. »Verschwinde jetzt.«

So hatte sich Jordan davongemacht. Der Regen schnitt durch seine Jacke und die billige Nylonsport hose und durchtränkte seine Füße, bis er sie nicht mehr fühlte. Am liebsten hätte er sich auf den rissigen Bürgersteig gelegt und sich vom Wasser wegspülen lassen. Sollten ihn doch die Cops finden und ihm das Schlimmste antun. Dann war er in den Raum unterhalb des Highway-Knotens gestolpert, wo der North Ring Highway auf die Airport Toll Road traf.

Einwickelpapier von McDonald's und schmutzige Decken zeigten ihm, dass er nicht der Erste war, der diesen Ort entdeckt hatte. Jordan fragte sich, warum jemand, der sich den Luxus leisten konnte, bei McDonald's zu essen, hier schlief. Vielleicht stammte das Papier auch von der Straße darüber.

Zumindest war er nun geschützt vor dem Regen. Nachdem er seine Jacke ausgezogen und sie ordentlich gefaltet hatte, sank er auf dem saubersten Fleck, den er finden konnte, zu Boden und lehnte sich an einen der

Pfeiler. Wer auch immer vor ihm hier gewesen war, liebte Red Star Erguotou – einen billigen, starken Hirscheschnaps. Überall lagen leere Flaschen von dem Zeug herum. Jordan griff nach einer in der Hoffnung, noch ein paar Tropfen darin zu finden. Erstaunt hörte er, wie die Flüssigkeit darin gluckerte. Die Flasche war noch fast halb voll. Er nahm einen kleinen Schluck und hustete, als der Schnaps ihm den Mund verbrannte.

Um sicherzugehen, dass die Flasche nicht verunreinigt war, wartete er einen Augenblick, ehe er einen langen Zug nahm. Sein Magen war leer – er hatte den ganzen Tag nichts gegessen -, sodass der Schnaps schnell zu wirken begann. Er rieb sich die Augen. Wie gern hätte er geglaubt, dass diese Flasche ein Zeichen dafür war, dass sich sein Schicksal gewendet hatte. Eines Tages, wenn er reich war, würde er diese Flasche hochhalten und seinen Kindern erklären, wie er nach Guangzhou gekommen war und aus dem Nichts ein Vermögen erwirtschaftet hatte.

Er warf einen Blick auf die Red-Star-Flasche, die noch zu einem Viertel voll war. Vermutlich sollte er sie aufbewahren, aber das konnte er nicht. Heute würde er trinken wie ein Reicher. Er hob die Flasche und nahm einen weiteren Schluck.

Jordan hieß in Wirklichkeit Jiang. Jiang Weiging, nach traditionellem chinesischem Stil, wo der Familienname zuerst und der Vorname danach genannt wurde. Allerdings nannte er sich in Gedanken selbst Jordan, weil er hoffte, dass ein wenig von dem Glück von Michael Jordans Namen auch auf ihn abfärben würde. In seinem Rucksack bewahrte er eine schmutzige Mütze der Chicago Bulls auf – schwarz, mit dem schnaubenden rotgesichtigen Bullen über dem Schirm -, die seinen wertvollsten Besitz darstellte.

Solange er sich erinnerte, hatte er Basketball geliebt. Während der guten Jahre, bevor sein Vater krank geworden war, hatte seine Familie genug Geld für einen Fernsehapparat und einen VCD-Player – die billige chinesische Version eines DVD-Players. Auch Jordans Vater mochte Basketball.

Gemeinsam hatten sie die Highlights der NBA angesehen, die man auf Videodisk kopiert und für zwei Yuan – kaum einen Vierteldollar – auf

dem Markt in Hanyuan verkauft hatte.

In seinem Herzen wusste Jordan, dass er kein großer Spieler war. Er war zwar stark, aber mit gerade einmal einem Meter zweiundfünfzig klein. Außerdem hatte er mit sieben Jahren seinen linken kleinen Finger und Ringfinger in den Speichen des Fahrrades seines Vaters verloren. Und obwohl er nie in der NBA spielen würde, der *National Basketball Association* – schon der Gedanke an diese Worte jagte ihm einen Schauer über den Rücken, vielleicht kam das aber auch vom Regen, oder ihm wurde gerade von dem Red Star übel –, liebte er das Spiel.

Die Amerikaner glaubten, die Chinesen liebten Basketball, weil sie eifersüchtig seien auf die USA, dachte Jordan. Aber er wollte kein Amerikaner sein. Er konnte sich nicht einmal vorstellen, wie es war, Amerikaner zu sein. Andere amerikanische Sportarten waren ihm egal. Aber der Schwung des Basketballspiels, diese Mischung aus Eleganz und Kraft im Spiel, berührte ihn auf natürliche Weise.

Jordan griff in seinen Rucksack und zog die Bulls-Mütze hervor.

Während er über das Logo strich, verzog er das Gesicht zu einem echten Lächeln. Selbst jetzt konnte er sehen, wie sein Namensvetter hochsprang und den Ball mit einem Dunk in den Korb stopfte.

Jordan war aus Chenhe, einem Dorf in der Provinz Sichuan, nach Guangzhou gekommen. Sein Vater Ziyang war vor drei Jahren an AIDS gestorben, nachdem er sich an einer verunreinigten Nadel mit HIV angesteckt hatte. Er hatte sich infiziert, als er Plasma verkaufte, um Geld für Jordans Schulbeitrag zu bekommen. Weil die Plasmastationen ihre Kosten gering halten wollten, verwendeten sie die Nadeln mehrmals, mit dem grauenvollen Nebeneffekt, dass sich das Virus weiterverbreitete. Ganze Dörfer wurden infiziert, ehe Peking diese Praxis per Gesetz verbot.

Nachdem Ziyang krank geworden war, übernahm Jordan den Platz seines Vaters auf den Feldern. Die Schule konnte er sich ohnehin nicht mehr leisten. »Ohne Geld kannst du kein Wunder erwarten«, sagte ihm seine Mutter. Jordan hatte sieben Jahre Schulunterricht bekommen. Das genügte seiner Meinung nach. Immerhin konnte er addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren. Er las halbwegs gut, auch wenn ihn die komplizierten Schriftbilder verwirrten. Zwei Jahre lang hatten sich seine Mutter und er durchgeschlagen.

Dann wurde sie krank, verlor an Gewicht und hustete krampfartig Klumpen von Speichel und Blut. Jordan brachte sie in das Krankenhaus in Hanyuan. Die dortigen Ärzte untersuchten sie und erklärten, dass sie nichts für sie tun könnten, selbst wenn sie die Behandlung bezahlen könnte. Sie starb ein paar Monate später und ließ Jordan allein zurück. Seine engsten Verwandten waren seine Cousins zweiten Grades, die in einem Dorf nur einige Kilometer entfernt wohnten. Aber sie erklärten, dass sie nicht helfen können.

Er kratzte ein paar Yuan zusammen, indem er ihre Kleidung und den kleinen Fernsehapparat verkaufte, und machte sich auf den Weg nach Guangzhou, dem Zentrum des chinesischen Produktionswunders.

Damals war er gerade sechzehn Jahre alt geworden. Jeder wusste, dass es in Guangzhou und Shenzen – den boomenden Zwillingsstädten in der Provinz Guangdong – Arbeit gab. Jungs, die nicht älter waren als Jordan, waren mit Motorrädern und Computern aus Guangzhou zurückgekommen. Einige hatten für ihre Familien sogar ein Haus gebaut. Auch er würde einen Job finden.

Aber er fand keinen.

Jordan wusste nicht, dass China das Opfer seines eigenen Erfolgs geworden war. Und er hätte es vermutlich auch nicht verstanden. Die Fabriken, die Spielwaren, Schuhe und Billigmöbel hergestellt hatten, alles Produkte, die wenig Fachkenntnis voraussetzten und Millionen von Migranten wie Jordan Jobs gebracht hatten, wanderten nun selbst in andere asiatische Länder ab. In Indonesien und Vietnam war das Land billiger, die Baukosten geringer und die Arbeiter ebenso fleißig. Bei hochwertigeren Produkten wie Laptops, Fernsehgeräten und Autos verzeichnete China immer noch Wachstum. Aber keine Chipfabrik würde einen sechzehnjährigen Jungen mit acht Fingern und sieben Jahren Schulbildung einstellen. Um die Jobs, die weniger Qualifikationen erforderten, wie etwa im Baugewerbe oder als einfacher Arbeiter, musste Jordan mit älteren und kräftigeren Männern wetteifern. Der Cop, der ihn aufgejagt hatte, hatte recht. In Guangzhou gab es bereits zu viele Zuwanderer.

Deshalb schloss sich Jordan dem endlosen Strom von Arbeitern an, die zwischen Baustellen und heruntergekommenen Fabriken hin- und hertrotteten und für wenige Yuan pro Tag ihre Arbeit anboten. An

manchen Tagen fand er Arbeit, und in jenen Nächten schlief er mit vollem Magen ein. Aber selbst in den letzten Wochen waren die Jobs seltener und die Menschenmengen vor den Fabriken größer geworden. In der letzten Woche hatte er nur dreimal gearbeitet. Er hatte sein Geld so vorsichtig wie möglich ausgegeben und sich seit Monaten nicht einmal mehr eine Flasche Cola gekauft, sein absolutes Lieblingsgetränk. Dennoch war er bei seinen letzten zwanzig Yuan angelangt – das waren weniger als drei Dollar -, die er in der Krempe der Bulls-Mütze verborgen hatte. Diese beiden zerknitterten Zehn-Yuan-Scheine wollte er nicht mehr ausgeben, sodass er nicht vollkommen blank dastand. So bewahrte er sie auf, obwohl ihm der Hunger beinahe die Besinnung raubte und er in seinem Kopf die Stimme seines Vaters hörte, der ihm auftrug, etwas zu essen.

Vielleicht gelang es ihm morgen, in einem Restaurant den Job des Tellerwäschers zu bekommen im Austausch für übrig gebliebenes Gemüse oder einen Tag alten Fisch. Ja, morgen würde er es in den Restaurants versuchen. Er schloss die Augen und dachte an dampfend heiße Suppe mit Klößchen, wie sie seine Mutter in den guten Jahren gekocht hatte. Nach einem weiteren Schluck Red Star fiel er in Schlaf. Als er die Augen wieder öffnete, sah er zwei Männer, die ihn neugierig anstarrten. Hastig stemmte er sich hoch, wobei er den Rücken stets mit dem Pfeiler deckte. In seinem Rucksack hatte er ein Messer, ein billiges Springmesser, das einst seinem Vater gehört hatte.

Aber diese Männer wirkten nicht bedrohlich. Sie waren älter als er und sahen abgekämpft aus. Der eine der beiden war der dünnste Mann, den Jordan je gesehen hatte. Der andere war fett und hielt eine Flasche Red Star in der Hand. Während Jordan ihn betrachtete, setzte er sich langsam nieder. Er wusste nicht, ob er sich freiwillig gesetzt hatte oder ob ihm das Stehen einfach zu mühsam geworden war.

»Du hast also das Hotel Guangzhou gefunden«, sagte der dünne Mann lachend. Aus dem rasselnden Lachen wurde ein abgehackter Husten, der seinen Körper durchschüttelte. Jordans Mutter hatte wenige Monate vor ihrem Tod so gehustet. Als der Husten verstummte, zog der Mann ein zerdrücktes Päckchen Zigaretten aus der Tasche und schob sich eine in den Mund. »Willst du auch eine Zigarette, Junge?«

»Ich rauche nicht.«

»Du kannst ruhig anfangen. Dadurch stirbst du schneller und musst weniger lange leiden.« Der Mann warf ihm lachend das Päckchen und das Feuerzeug zu. Jordan sah auf die Zigaretten hinab. Basketballer rauchten gewiss nicht, dachte er.

»Probier eine«, sagte der Mann. »Dann spürst du den Hunger weniger.« Bei diesen Worten steckte sich Jordan die Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie mit zitternder Hand an. Als der beißende Rauch seinen Mund füllte, hustete er.

»Langsam, Junge. Am Anfang nur ein wenig.«

Jordan machte einen kleinen Zug und atmete den Rauch in die Lungen ein. Plötzlich erwachte sein Gehirn zum Leben. Auch wenn das Gefühl nicht wirklich angenehm war, hatte er sich seit Wochen nicht mehr so wach gefühlt. Er nahm einen größeren Zug.

»Nicht so viel, Junge, du wirst es bereuen.«

Zu spät. Übelkeit stieg in ihm hoch und er sank gegen den Pfeiler. Aber er hielt die Zigarette fest, und als die Übelkeit vorüber war, nahm er einen weiteren, vorsichtigeren Zug. Diesmal ging es besser. Der Mann hatte recht. Sein Hungergefühl war weg. »Es funktioniert.«

Der dünne Mann rieb sich die Hände. »Yu, ich habe ihn an der Angel. Meine gute Tat für den heutigen Tag.« Er lachte sein grässliches abgehacktes Lachen. Einen Augenblick später fiel Yu betrunken kichernd ein. Es war ein hohes Kichern, das gar nicht zu seinem umfangreichen Körper passte.

Als sich der dünne Mann neben ihm niederließ, zuckte Jordan zurück.

»Keine Angst«, sagte der Mann. »Ich bin keiner von denen. Mein Name ist Song. Wie heißt du?«

»Jiang«, sagte Jordan.

»Woher kommst du, Jiang?«

»Aus der Provinz Sichuan. Ich bin hierhergekommen, um zu arbeiten.«

»Selbstverständlich. Wenn du bloß vor einem Jahr gekommen wärest, oder vor zwei Jahren – ach, egal.« Song stützte sich mit einer Hand am Boden ab und erhob sich langsam, wobei er seine dünnen Gliedmaßen entfaltete. Jordan musste lächeln, während er ihn beobachtete. Song bewegte sich wie eine Marionette, deren Schnüre sich verwirrt hatten.

»Mögen Sie Basketball?«, erkundigte sich Jordan. Plötzlich wollte er, dass Song blieb und mit ihm plauderte. Der dünne Mann war die erste

Person seit Monaten, die in irgendeiner Weise freundlich zu ihm war.

»Sicher. Warum?«

»Ich weiß nicht.«

»Wenn du willst, können wir morgen gemeinsam nach Arbeit suchen«, sagte Song. »Vielleicht finden wir auch keine, aber Yu und ich können dir dann zumindest die Stadt zeigen. Du siehst ja, wie viel Erfolg wir hier schon hatten.« Er versetzte Yu, der mit geschlossenen Augen auf der Seite lag, einen Tritt, doch ohne die geringste Wirkung. »Willst du nicht deine Decke haben, fettes Schwein?« Aber Yu rollte sich einfach auf die andere Seite.

»Gute Nacht, Jiang.«

»Gute Nacht, Master Song.«

Wieder lachte Song, und diesmal so heftig, dass er sich gegen den Betonpfeiler lehnen musste, um auf den Beinen zu bleiben. »Master ... Master ...«

Jordan schloss die Augen und lauschte Songs abgehacktem Husten. Das Leben musste besser werden, dachte er. Denn schlechter konnte es kaum noch werden. Er trank aus seiner Flasche Red Star, bis ihn der Schlaf übermannte. Nie im Leben hätte er sich in diesem Augenblick vorstellen können, dass er schon bald eine Krise heraufbeschwören würde, deren Auswirkungen rund um den Erdball widerhallen würden.

Die Taschenlampe erlosch flackernd, und in der Dunkelheit prallten die Kugeln rund um Wells wie ein verrückt gewordener Presslufthammer von den Wänden ab. Während ein Regen aus Steinsplintern auf ihn niederprasselte, presste Wells den Kopf fest auf den Boden, sodass er mit den Lippen über Stein und Erde rieb.

Als die Frequenz der Schüsse nachließ, hob Wells den Kopf.

»Aufhören!«, brüllte er in perfektem Arabisch. »Aufhören! Ich bin es, Mohammed! Nicht schießen!«

Stille. Dann eine weitere Salve. Die Dunkelheit und der Tunnel schützten ihn und erschwerten es den Russen, einen guten Schuss auf ihn abzufeuern. Nur sein Kopf und seine Schultern waren sichtbar, sodass er ein sehr kleines Ziel darstellte. Um ihn zu erwischen, mussten sie schon beträchtlich viel Glück haben. Aber wenn sie weiterhin aus zwanzig Metern Entfernung schossen, würde es ihnen irgendwann gelingen. Sie könnten aber auch eine Granate auf ihn zurollen. Obwohl sie mit einer Sprengung des Tunnels auch ihren einzigen sicheren Fluchtweg blockieren würden.

Die Schüsse hörten auf. »Mohammed?«, rief einer der Männer.

»Mohammed, der Bruder von Ahmed.«

»Bruder von Ahmed?« Das Arabisch war ungenau, und der russische Akzent klang deutlich durch.

»Bruder von Ahmed!«, brüllte Wells zurück. Er musste sie nur noch ein paar Sekunden ablenken. »Ich kenne diese Tunnels. Ich kann uns retten.«

Wells stützte seine rechte Hand, in der er die Makarov hielt, an der Tunnelwand ab. Als augenblicklich Schmerz die verletzte Schulter durchzuckte, biss er die Zähne zusammen.

Mit der linken Hand griff Wells nach den Blindgranaten. Wenn möglich, beabsichtigte er, zumindest einen der Männer lebend gefangen zu nehmen. Er machte die Blindgranaten los und schob den linken Arm mühsam vorwärts, bis die Granaten vor ihm lagen. Wieder stützte er sich mit der rechten Hand, in der er die Makarov hielt, an der Tunnelwand ab.

»Nam, meine russischen Brüder. Ich kenne diese Tunnels. Der Gang links führt ...«

»Warte ... sprich langsam ...«, rief ihm der Mann am anderen Ende in

gebrochenem Arabisch zu.

»*Topko ubeyte ego!*«, brüllte der zweite Mann.

Wells hatte während seiner Zeit in Tschetschenien genug Russisch gehört, um zu wissen, was dies bedeutete. *Töte ihn einfach.* »Grenade«, fügte er noch hinzu. Dieses Wort bedurfte keiner Übersetzung.

»*Njet*«, sagte der andere Mann. Wells entspannte sich ein wenig. *Njet* zur Granate, *da* zur Taschenlampe. Das würde ein ausgezeichnetes Ziel ergeben.

Er redete weiterhin auf Arabisch in den Tunnel hinein. »Ihr müsst Ahmed kennen. Er trägt sein Gewand lose, aber seine Hosen eng. Die Männer lieben ihn, aber die Schafe fürchten ihn ...« Zum zweiten Mal innerhalb einer Stunde fühlte Wells den Nervenkitzel des Nahkampfes. Junkies mussten dieses Hochgefühl empfinden, wenn sie die Flamme an die Pfeife hielten. *Zeus. Ich bin Zeus.*

»*Topko ubeyte ego!*«, brüllte der zweite Mann wieder. Das unverkennbare Klicken eines Magazins, das in eine Kalaschnikow geschoben wurde, hallte durch den Tunnel.

Am Ende des Tunnels leuchtete die Taschenlampe auf. Diesmal würden die Russen nicht blind schießen. Sie feuerten mehrere Salven ab. Ein Steinsplitter schnitt Wells Wange unterhalb des Auges auf, und warmes Blut strömte über sein Gesicht.

Aber jetzt konnte auch Wells zielen. Er feuerte zwei Schüsse aus der Makarov ab. Nach einem Aufschrei auf Russisch fiel die Taschenlampe zu Boden. Vermutlich waren sie nun verzweifelt genug, um ihm eine Granate entgegenzuschleudern. Bevor sie jedoch dazu Gelegenheit hatten, warf er die Blendgranaten durch den Tunnel. Während die Granaten davonrollten, barg er den Kopf in den Händen, schloss die Augen und zählte wie ein Kind, das in der Pause Verstecken spielte: »Eins, zwei, drei ...«

Der Name Blendgranate wurde diesen Granaten nicht gerecht. Durch die zusammengepressten Lider sah Wells ein grellweißes Licht. Der Knall der Explosion war jedoch lauter als alles, was er je gehört hatte, etwas, das über Lärm hinausging. Eine Schockwelle schlug gegen seine Ohren. Obwohl er wusste, dass er sich nicht bewegte, weil er sich in dem engen

Tunnel gar nicht bewegen konnte, hatte er das Gefühl, sich gleichzeitig in zwei Richtungen zu drehen. Die Männer brüllten auf Russisch, wobei ihre Stimmen über das Tosen in Wells' Kopf hinweg kaum zu vernehmen waren.

Wells öffnete die Augen und atmete tief durch. Der schwere Thermitgeruch der Granaten brachte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Er musste schnell angreifen, bevor die Russen wieder zu Bewusstsein kamen. Die Männer hatten die Taschenlampe erneut fallen gelassen, sodass Wells nun in der Dunkelheit auf Händen und Knien vorwärtskroch. Der Tunnel drehte sich um ihn. Er konzentrierte sich auf das Blut, das ihm über die Wange lief, ohne jedoch anzuhalten. Sein Magen verkrampfte sich und eine Welle der Übelkeit stieg in ihm hoch. Bevor er es zurückhalten konnte, brannten Gatorade und Cracker in seiner Kehle und strömten aus seinem Mund. Vor einer Mission achtete er immer darauf, nur leicht zu essen, und dies war der Grund dafür. Wells hielt sich an der Tunnelwand fest. Irgendwie gelang es ihm, sich vorwärtszuschleppen. Stunden vergingen, vielleicht waren es auch nur Sekunden, bis sich die Wände um ihn öffneten. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte auf einen der Russen. Der Mann drehte sich stöhnend zur Seite, wobei er immer noch die Hände auf die Ohren presste. Vermutlich hatten ihm die Granaten das Trommelfell zerfetzt, dachte Wells. Während der Mann kraftlos nach ihm griff, steckte ihm Wells die Makarov in den Mund und drückte den Abzug. Der Arm des Russen zitterte und fiel. Ein letztes, hoffnungsloses Zucken. Wells rollte von dem Leichnam herunter und lauschte in der Dunkelheit, während er wartete. Er vermutete, dass der Mann, den er getötet hatte, den Großteil der Blendgranaten abbekommen hatte. Der zweite Mann könnte noch imstande sein, sich zu bewegen, oder zumindest zu kriechen. Er wartete, lauschte, und ...

Da.

In der Dunkelheit hörte Wells klar und deutlich, wie der Russe in unmittelbarer Nähe von ihm atmete, nicht mehr als drei Meter von ihm entfernt. *Aber wo?* Wells konnte seine Taschenlampe nicht einschalten, ohne dadurch seine Position zu verraten. Der Russe steckte vermutlich im selben Dilemma. Lautlos huschte Wells wie eine Krabbe nach links, wobei er den Rücken immer der Wand der Höhle zuwendete und in der

rechten Hand die Makarov hielt.

Schritt. Schritt.

Dann eine Salve aus einer Kalschnikow.

Aber Wells war unverletzt. Der Russe hatte nur die Leiche seines Kameraden getroffen. Wells stieß sich von der Wand der Höhle ab. Gleichzeitig drehte sich der Russe zu ihm um. Aber Wells schlug den Lauf seines Gewehrs hoch und zur Seite, während er dem Mann einen tiefen, bogenförmigen Tritt versetzte, der ihn von den Beinen riss. Der Russe stürzte schwer zu Boden. Wells sprang rittlings auf die Brust des Mannes und versetzte ihm mit der Linken einen sauberen Hieb auf das Kinn und einen weiteren auf die Nase. Augenblicklich wehrte sich der Russe. Aber obwohl er sehr muskulös war, bot er Wells nach einem dritten, vierten und fünften Hieb kaum noch Widerstand. Wells wusste nicht, ob er bloß die Orientierung verloren oder sich in sein Schicksal ergeben hatte.

Wells drehte den Russen auf den Bauch und legte dem Mann an den Handgelenken und Fußgelenken flexible Fesseln aus Kunststoff an – wie sie die Polizei mitunter anstelle der üblichen Metallhandschellen verwendete. Dann entzündete er einen gelben Leuchtstab.

Die Höhle war klein, nicht mehr als zweieinhalb Meter hoch und acht Meter im Durchmesser. Auf eine Wand hatte ein Kämpfer mit schwarzer Farbe die arabische Phrase »Allah akbar« – Gott ist groß – auf den graugrünen Stein gesprüht. Von der Decke hingen kleine Stalaktiten. Wände und Boden waren mit Beulen übersät, als litte der Berg an Tumoren.

An der gegenüberliegenden Wand standen drei rostige Ölfässer, und daneben ein BMK-Kinderfahrrad. Bizarr. Vielleicht hatten die Kämpfer in der Zeit, die sie hier unten verbrachten, ein Zirkuskunststück eingeübt. Abgesehen von diesen seltsamen Einrichtungsstücken wirkte die Höhle leer. Neben den Ölfässern führten zwei Gänge weiter in den Berg hinein. Sie waren nur einen Meter hoch und schmaler als der Tunnel, der die Höhle mit der Außenwelt verband. Wells verstand, warum die Russen gezögert hatten, sie zu nehmen. Wenn sie eine Sackgasse waren, saßen sie in der Falle.

Wells warf den Leuchtstab zur Seite. »Sprichst du Englisch?«, fragte er den Russen.

»Sicher.«

»Ist sonst noch jemand hier?«

Der Mann spuckte auf den Boden. »Siehst du jemanden?«

»Wenn ich jemanden sehe, werde ich dich zuerst töten. Verstanden?«

»Ich verstehe. Nein, wir sind allein.«

Wells zog sein Messer. Der Russe riss die Augen auf, rollte auf den Rücken und versuchte, durch Schlängelbewegungen fortzukommen. »Ich will nur sichergehen, dass du nichts verbirgst«, sagte Wells. Er stützte sein Knie auf die Brust des Russen, durchschnitt den Sweater und das T-Shirt des Mannes und riss ihm die Stücke vom Leib. Dann durchtrennte er auch die Tarnhose, bis der Russe nackt war bis auf eine schlecht sitzende Baumwollunterhose. Anscheinend hatte der Mann keine weiteren Waffen. Das war eine Überraschung. Jede anständige Truppe führte ein zusätzliches Messer bei sich, für alle Fälle.

»Jetzt die Stiefel.« Wells schnitt die Stiefel des Mannes auf. Der Russe trat wild um sich.

»Stiefel? *Njet*. Meine Füße.«

»*Njet*?« Wells drehte den Russen auf den Bauch, griff nach den kleinen Fingern des Mannes und zog sie solange seitwärts, bis er fühlte, dass die Sehnen jeden Augenblick reißen würden. »*Njet, njet*, Wladimir. Wenn ich dich nicht bräuchte, würde ich dich hier den Spinnen überlassen. Verstanden?«

»Okay, okay.«

Wells fragte sich, ob er diese Drohung ernst gemeint hatte. Er hatte schon viele Männer getötet, aber noch nie einen unbewaffneten Gefangenen. In New York hatte er sogar einem saudischen Terroristen, den er gefangen genommen hatte, das Leben gelassen. Die USA unterschieden sich unter anderem von ihren Feinden dadurch, dass sie ihre Gefangenen mit Anstand behandelten. Zumindest war dies einst so. Heute schienen die USA diesen Halt verloren zu haben. Hatte auch er ihn verloren, fragte sich Wells.

Er drehte den Russen wieder auf den Rücken, schlitzte das schwarze Leder seiner Stiefel auf und zog sie ab. Der Gestank der Füße des Russen erfüllte die Höhle. »Zeit für ein Bad, Wladimir.«

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst sie nicht anrühren.«

Wells schob nun auch die Socken des Mannes hinunter. Und während er

dies tat, stach ihn eine scharfe, körperwarme Metallkante in die linke Handfläche. Ein Messer war mit Klebestreifen an der Rückseite des rechten Beines des Mannes befestigt.

Wells stieg mit seinem Stiefel, der mit einer Stahlkappe verstärkt war, auf die Brust des Russen und legte so viel Gewicht auf das Bein, bis er hörte, dass das Brustbein des Mannes zusammengepresst wurde. Der Gefangene stöhnte leise. Wells hob das Bein des Russen und riss das Messer ab. Weil das Klebeband festhielt, ging dabei auch ein Stück der Haut mit. »Jetzt bist du bereit für die Badesaison, Wlad.«

»Mein Name ist Sergej.«

»Ich gratuliere.« Wells warf das Messer in die Dunkelheit. Dann ließ er den Schein der Taschenlampe über den Russen gleiten und suchte ihn nach weiteren verborgenen Messern oder anderen Waffen ab, ohne welche zu finden.

»Sonst noch Überraschungen?«

»Fick dich, amerikanisches Arschloch.«

»Ich werte das als Nein.« Wells schnitt die Kunststofffessel durch, die um die Füße des Russen gebunden war, beließ jedoch die um die Handgelenke. »Jetzt gehst du dort hinein.« Wells deutete auf den Tunnel, der an die Oberfläche führte. »Sobald du drin bist, werde ich auch deine Handfesseln aufschneiden, damit du deinen Hintern aus dieser Höhle ziehen kannst. Verstanden?«

»Was ist mit dir?«

»Ich werde dicht hinter dir sein. Aber bitte keine Dummheiten. Ich vermute, in den Darm geschossen zu werden, ist eine besonders unangenehme Art zu sterben.«

»In den Darm? Ich verstehe nicht.«

»Du wirst es verstehen.« Wells griff nach den Armen des Russen und zog ihn zum Eingang in den Tunnel. Wells wusste, dass es riskant war, den Gefangenen vor auszuschicken. Wenn er den Mann an der engsten Stelle des Tunnels erschießen musste, konnte er hinter dem Leichnam eingeschlossen werden. Aber wenn er vorausging, riskierte er, dass ihn der Russe von hinten ansprang. Auf diese Weise konnte er den Mann leichter beobachten. Auf jeden Fall glaubte er nicht, dass dieser Mann gern unter der Erde sterben würde.

Beim Eingang zum Tunnel schaltete Wells seine Stirnlampe ein und

stieß den Russen auf den Boden der Höhle. »Leg dich hin. Heb die Arme hinter den Rücken.« Der Russe gehorchte.

Wells setzte ein Knie auf den Rücken des Mannes, presste mit der linken Hand seinen Kopf nieder und durchtrennte mit der rechten Hand die Handschellen. Dies war der gefährlichste Augenblick, die letzte Chance für den Gefangenen, ihn in einen Nahkampf zu verwickeln. Sobald die Hände des Russen frei waren, trat Wells zurück.

»Und jetzt kriech.«

»Nackt?« Durch seinen Akzent dehnte er das Wort – *naaaaaackt* –, sodass es beinahe pornografisch klang.

Wells versetzte ihm einen Tritt in die Rippen. »Nicht mein Problem. Außerdem bist du nicht nackt. Kriech.«

Zwanzig Minuten später sah Wells das Licht des Eingangs. Der Russe hatte keinen Versuch unternommen freizukommen. Als sich der Tunnel erweiterte, fesselte Wells wieder die Hände und Füße des Mannes und zog ihn hinaus.

Der Schein einer Taschenlampe blendete seine Augen.

»Halt!«, rief Gaffan.

»Gaffan, ich bin es, Wells. Ich habe einen Gefangenen bei mir.«

»Ja, Sir. Kommen Sie langsam heraus. Jetzt.« Wells trat ins Freie. »Sir? Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Sie sind voll Blut.«

Wells hatte den Schnitt in der Wange vergessen. »Das ist nichts, Sergeant. Es sieht schlimmer aus, als es ist.« Die Erde erbebt vom Dröhnen eines Kampfjets. »Ist das einer von uns?«

Gaffan informierte Wells mit wenigen Worten. Während er unter der Erde war, hatten die Special Forces Luftunterstützung in Form von zwei F-16 von der Basis in Bagram erhalten. »Die Jungs von der Air Force fliegen nachts nicht gern hier. Aber sobald wir sie davon überzeugt hatten, dass wir zwei Trupps verlieren würden, wenn sie ihre Ärsche nicht hochbekämen, sind sie doch aufgetaucht.«

Wegen der engen räumlichen Gegebenheiten und der Tatsache, dass die Special Forces den Taliban-Kämpfern so nahe waren, hatten die Jets nicht alle feindlichen Positionen eliminiert. Ihre Anwesenheit gab den Amerikanern jedoch Gelegenheit, sich wieder zu formieren. Mittlerweile

hatten die Special Forces zumindest zwanzig Taliban getötet. Die übrigen versuchten, in die Höhlen oder den Berg hinunter zu entkommen. Der Kampf war kein Honiglecken gewesen. Die Special Forces hatten drei Tote und drei Schwerverwundete zu verzeichnen, einschließlich Hackett, der die Nacht vermutlich nicht überleben würde. »Wir sollten mit einer weiteren Einheit angreifen«, sagte Gaffan. Dann sah er zu dem an Händen und Füßen gefesselten Gefangenen hinüber, der sich auf dem Boden sitzend an den Berghang lehnte. »Wer ist er?« »Gute Frage.« Wells stieß den Russen an. »Wer bist du?« Der Gefangene streckte sich in den Fesseln. »Wenn du die hier abnimmst, werde ich dir zeigen, wer ich bin.« »Er ist in der Höhle weich geworden, und wie es aussieht, ist er darüber nicht allzu glücklich«, sagte Wells. »Ich weiß nur, dass er nicht Wladimir heißt. Sein Name ist Sergej. Wer bist du, Sergej? Erzähl uns etwas über dich.«

Teil 3

18

Der Schmortopf brodelte und blubberte über einem niedrigen Feuer und erfüllte die Hütte mit dem kräftigen Aroma von Huhn, Karotten und Kartoffeln, die miteinander verschmolzen. Jordan streckte die Hand nach dem Topf aus, aber seine Mutter stieß seinen Arm weg. Nein, sagte sie. Erst isst dein Vater. Sie saß über ihm auf einem hölzernen Thron und griff mit einem unendlich langen Arm nach unten, um im Topf umzurühren. Jordan lief das Wasser im Mund zusammen und das Loch in seinem Magen wuchs auf die Größe eines Basketballs an. Er sah sich um, konnte jedoch nirgendwo seinen Vater erblicken.

Neben dem Topf lag eine Schöpfkelle, deren dünner Aluminiumgriff durch die jahrelange Verwendung verdreht war. Jordan langte danach. *Warte*, sagte seine Mutter. Er kommt zurück. Er steht direkt hinter dir. Als sich Jordan umdrehte, sah er seinen Vater. Purpurrote Tumore krochen über sein Gesicht. Der alte Mann hob die knöcherne Hand. Und obwohl Jordan wusste, dass er es nicht tun sollte, wollte er diesen verrottenden, sterbenden Mann davon abhalten, den Eintopf zu verunreinigen. Er stellte sich seinem Vater in den Weg und fuhr mit der Schöpfkelle in den Topf. Aber der Topf war leer bis auf einen winzigen Hühnerflügel. Während Jordan zusah, flatterte der Flügel wie eine letzte Beleidigung aus dem Topf.

»Nein«, sagte er laut.

Jordan öffnete die Augen und sah sich um. Der Eintopf – und ebenso seine armen, toten Eltern – verschwand, während er aufwachte. Nichts hatte sich geändert. Über den Stahlbeton-Highway über ihm rumpelten die Lastwagen. Die Morgenluft war heiß und schwül. Song und Yu schliefen unter einer dünnen Wolldecke, wobei Yu eine leere Red-Star-Flasche umklammerte.

Der Eintopf war verschwunden, aber Jordans Hunger blieb, als er sich hochstemmte. An diesem Gefühl war nichts Metaphorisches. Jordan sehnte sich nicht nach Liebe, Umarmungen oder einem Pony. Er sehnte sich nach Nahrung. Jeden Tag und den ganzen Tag über schmerzte sein Bauch.

Am Morgen, wenn es ihm gelang, eine halbe Scheibe altes Brot und eine Schale Tee zu verdienen, indem er für einen freundlichen Ladenbesitzer den Bürgersteig fegte, sank sein Verlangen auf ein leises Knurren, eine Art Hintergrundgeräusch ab. Aber an den Nachmittagen überwältigte ihn die Leere in seinem Bauch. Dann trank er Wasser und aß Gemüse, das schon mehr braun als grün war, alles nur um seinen Magen zu füllen. Auch die Zigaretten halfen, obwohl er wusste, dass er sie sich nicht leisten konnte. Ein Päckchen Zigaretten kostete so viel wie ein Sack Kartoffeln.

Am schlimmsten waren die Stunden vor dem Einschlafen. Dann schmerzte sein Bauch so sehr, dass er am liebsten geweint hätte, was er jedoch nie tat. Er lächelte auch weiterhin, während Song und Yu Geschichten über Mädchen erzählten, die sie einst gekannt hatten. Über Bauernmädchen, die sich in der Dunkelheit aus dem Haus stahlen, um mit ihnen zu schlafen.

»Einmal waren dieses Mädchen und ich bereit, du weißt schon ...« Song grinste anzüglich, wobei er den Mund zu einem zahnlosen Lächeln aufriss. »Ich schob ihr Kleid hoch und setzte sie auf den Boden, und sie schrie auf.« Song stöhnte. Es war eine ganz passable Imitation eines Mädchens im Teenageralter. »Wie sich herausstellte, war ihr Hintern in einem Haufen Pferdeäpfel gelandet. Ich hätte weitergemacht – immerhin war sie auch davor nicht besonders reinlich -, aber sie bestand darauf, dass ich sie nach Hause brachte. Dummes Ding. Wir hätten ein wenig Vergnügen haben können, und das findet man in dieser Welt ohnehin viel zu selten.«

Song und Yu heulten vor Lachen, und auch Jordan musste lächeln. Er wusste nicht, ob die Geschichten wahr waren, aber das war ihm egal. Die Worte lenkten ihn ab. Song und Yu gaben ihm auch etwas zu essen, wenn sie etwas hatten. Ohne sie hätte er nicht gewusst, was er tun sollte. Er war sich nicht einmal sicher, warum sie ihn mochten. Vielleicht weil keiner der beiden einen Sohn hatte, und auch keine Tochter, und sie ihn als Ersatz betrachteten.

Jeden Morgen quälte sich Jordan durch sein tägliches Training von einhundert Sit-ups und Liegestützen. Selbst mit leerem Magen ließ er seinen Morgensport nie aus – was Song und Yu stets amüsierte, die ihn »Arnud Schwarzenega« nannten. Allerdings rieten sie ihm etwas ernster,

seine Kräfte zu schonen. Er verliere durch sein Training Energie, was er sich nicht leisten könne.

Auch wenn er wusste, dass sie recht hatten, weigerte er sich, das Training aufzugeben. Er hatte einst gehört, dass sein großes Vorbild Michael Jordan auch dann noch trainiert hatte, wenn er sich kaum bewegen konnte. »Jeden Tag«, hatte Michael mit seinem berühmten Grinsen gesagt. Deshalb hielt Jordan an seinem Training fest.

Ungeachtet seiner Schwierigkeiten hatte er es irgendwie geschafft, optimistisch zu bleiben. Er hielt auch nie an, um sich nach dem Grund zu fragen. Im Gegensatz zu den meisten Sechzehnjährigen in Amerika und Europa hatte er den Tod schon oft genug gesehen, um zu wissen, dass es bereits ein Privileg war, am Leben zu sein, auch wenn man dieses Leben irgendwann verlor. Solange er es hatte, würde er das Beste daraus machen, um seinen Vater und seine Mutter zu ehren.

»Neunundneunzig ... einhundert.« Nachdem Jordan seinen letzten Liegestütz beendet hatte, stand er auf.

»Arnud ... Arnud ...«, feixte Song. »Eines Tages wirst auch du große Muskeln haben, Jiang.« Sie nannten ihn nicht Jordan, denn diesen Namen hatte er für sich behalten.

»Kommen Sie, Master Song«, sagte Jordan. »Wir wollen gehen.« Song stemmte sich hoch und zog die Decke von Yu herunter.

»Aufstehen, Fettsack. Keine Arbeit bedeutet, kein Red Star heute Abend.«

Yu knurrte und warf die Decke zur Seite. Er war schmutzig, sein Sweatshirt fleckig und seine Hose ausgefranst. Jordan versuchte, nicht daran zu denken, was seine Mutter von seiner Lebensweise gehalten hätte. So arm sie auch gewesen waren, hatte sie immer darauf geachtet, ihn und ihr Zuhause sauber zu halten. Sie fegte täglich und hielt ihn dazu an, sich jeden Morgen zu waschen, und dies auch im Winter, wenn ihn das kalte Wasser wie Nadeln stach und sein Geschlechtsteil so zusammenschrumpfte, dass er es kaum noch sah. So gut er konnte, streifte er die Erde von seiner Kleidung ab. Wenn er heute Arbeit fand, würde er Seife kaufen, und vielleicht sogar eine kleine Flasche Shampoo. Er konnte kaum glauben, dass er sich nach etwas mehr sehnte als nach Nahrung. Aber er wollte sauber sein.

Inzwischen zog er seine Glückskappe von den Bulls über sein fettiges

schwarzes Haar, und schon brachen sie auf. Song hatte von einer neuen Arbeitsmöglichkeit gehört. Ein Apartmenthaus im Zentrum sollte niedergerissen werden. Das gab viel Arbeit.

Als sie den Eingang zur U-Bahn von Guangzhou erreichten, tauchte eben die Sonne auf. Weil sie kein Geld hatten, um ein Ticket zu kaufen, sprangen sie über das elektronische Drehkreuz. Wenn man sie erwischte, könnten sie die Bullen theoretisch verhaften. In der Praxis wurden sie jedoch nur bei der nächsten Station aus dem Zug geworfen. Die Polizei wollte mit ihnen nichts zu tun haben.

Fünfzehn Minuten später erreichten sie ihre Haltestelle. Als Jordan die Treppe zur Straße hinaufstieg, fühlte er, wie seine Beine nachgaben. Die Welt um ihn wurde grau und er taumelte rückwärts. Song legte einen Arm um ihn und setzte ihn vorsichtig auf den Boden.

»Jiang?«

»Ich brauche nur eine Zigarette.«

»Und ein gebratenes Schwein, so wie du aussiehst«, sagte Yu. Er suchte in seiner Tasche nach einer Münze. »Komm, Song, wir kaufen dem Jungen zumindest ein Stück Brot.«

Als sie einen Händler fanden, bekam Jordan eine kleine reife Orange. Am liebsten hätte er die ganze Kugel auf einmal in den Mund gestopft. Stattdessen schälte er sie langsam und bot Song und Yu ebenfalls Orangenspalten an. Obwohl er wusste, dass er mit ihnen teilen sollte – immerhin hatten sie die Frucht für ihn gekauft –, fühlte er einen Stich bei jedem Stück, das er verschenkte. Der Händler beobachtete ihn, während er aß, und als er fertig war, gab er ihm eine weitere Orange und dazu noch eine Birne. Er winkte ab, als Song in seinen Taschen zu kramen begann, um die Früchte zu bezahlen. Üblicherweise widerstrebte es Jordan, Almosen anzunehmen, aber heute war es ihm gleichgültig. Die Frucht füllte seinen Magen und schenkte ihm neue Energie.

»Fühlst du dich jetzt besser?«

Jordan nickte.

»Dann sollten wir zusehen, dass wir diesen Job bekommen.« Sie gingen durch einen schmalen Fußgängerpfad, der zu beiden Seiten von Betonwohnblöcken gesäumt wurde. Einige Geschäfte hatten bereits geöffnet. In einem Metzgerladen verscheuchten Männer in schmutzigen Schürzen Fliegen und wischten Fleischstücke ab, die an Haken von der

Decke hingen. Nebenan, in einem Laden mit Glasgefäßen voll von krümeligem grünem Tee, feilschten zwei Männer um einen mit Blättern gefüllten Plastiksack. Weiter vorn drang aus einer Bäckerei der Duft von honiggefüllten Klößen. Jordan zwang sich, an den Mehlspeisen vorbeizusehen, ehe er sein letztes Geld, die Notration in seiner Bulls-Kappe, dafür ausgab.

Zwei Häuserblöcke weiter bogen sie links in eine belebte Avenue ein. Song betrachtete die Schilder. »Diese Richtung«, sagte er. Etwa ein Dutzend ebenso schmutziger Männer trabte in dieselbe Richtung. Sie wendeten sich nochmals nach rechts, und nach einem kurzen Häuserblock erreichten sie eine Straße, die von Polizeisperren abgeriegelt war.

»Verdammt«, sagte Song. Eine Unmenge von Männern, insgesamt mehr als einhundert, schlenderte umher. So viel zum Thema, hier könne man leicht Arbeit finden.

»Dafür hast du mich geweckt?« Yu spuckte auf die Fahrbahn. Rechts von ihnen erhob sich das Stahlskelett eines zur Hälfte fertiggestellten Wolkenkratzers, dessen Baustelle durch Stacheldraht und versperrte Tore gesichert war. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand das Apartmenthaus, das niedergerissen werden sollte. Zwei gigantische Kräne standen daneben mit eingehängten Abrissbirnen, bereit, sich auf das achtgeschossige Gebäude zu stürzen wie hungrige Männer auf ein Steak.

Aber wie Jordan sah, war das Gebäude nicht leer. Im fünften Stock beugte sich eine alte Frau aus dem Fenster und rief auf die Straße hinunter. »Macht nicht die Drecksarbeit für diese kapitalistischen Wegelagerer! Wir Armen müssen doch zusammenhalten!«

Yu lachte. »Kapitalistische Wegelagerer? Diese alte Dame glaubt wohl gar, Mao sei noch am Leben. Hat ihr niemand gesagt, dass wir heute alle auf uns selbst gestellt sind?«

»Begreifst du, Jiang?«, fragte Song. »Sie wollen, dass wir alle aus dem Haus holen, damit ihre Kräne das Gebäude niederreißen können. Es ist zwar schmutzige Arbeit, aber wir werden heute Nacht etwas zu essen haben.«

»Schmutzige Arbeit«, wiederholte Yu. »Ja, das ist es.«

Eine Mercedes-Limousine und zwei Polizeiautos rollten an den

Absperrungen vorbei in die Straße und zwangen die Männer, ihnen Platz zu machen. Ein untersetzter junger Mann in schwarzem T-Shirt und Freizeithose stieg aus dem Mercedes und hob ein Megafon.

»Zehn Yuan« – kaum mehr als ein Dollar – »für jeden, der das Gebäude von diesen Hausbesetzern räumt«, brüllte er.

»Zehn Yuan?«, sagte Song. »Er muss uns für sehr verzweifelt halten.«

»Er hat recht«, gab Yu zurück.

»Du Schlange!«, rief die alte Frau von oben herunter. »Wir sind keine Hausbesetzer. Ich lebe schon länger hier, als du überhaupt auf der Welt bist.«

»Und jetzt ist es für dich Zeit, zu gehen.«

Die Frau verschwand. Als sie zurückkam, hielt sie einen Metalltopf in der Hand.

»Schwein!«, kreischte sie und schleuderte den Topf auf den Mercedes. Die Männer sprangen auseinander, als der Topf die Windschutzscheibe der Limousine durchschlug.

»Verrücktes altes Miststück!«, brüllte der Mann durch das Megafon zurück. Wieder flog ein Topf aus dem Fenster und landete auf der Motorhaube des Mercedes, wo er eine Delle im glänzenden schwarzen Metall zurückließ. Zwei Polizisten stiegen aus ihren Wagen und rannten in das Gebäude.

Ein tiefes Grollen lief durch die Menge. »Schmutzige Arbeit«, sagten einige Männer. »Schmutzige Arbeit.« An den Fenstern des Gebäudes tauchten weitere Gesichter auf. »Ihr könnt uns nicht alle hinauswerfen«, riefen die Stimmen. Sirenen heulten erst in der Ferne und wurden dann rasch lauter.

»Zwanzig Yuan!«, brüllte der Mann im schwarzen T-Shirt. »Ich bezahle zwanzig!«

»Das ist Blutgeld«, sagte Song. Schwindel erfasste Jordan bei diesen Worten. Blutgeld. Sein Vater war für Blutgeld gestorben. »Keine Angst«, sagte der Geist seines Vaters zu ihm, aber nicht bloß in seinem Kopf, sondern in Wirklichkeit, hier auf dieser Straße. Als er sich umsah, war der Geist verschwunden.

»Ist mit dir alles in Ordnung?«, erkundigte sich Song.

»Mir geht es gut, Master Song.«

»Du solltest gehen. Du solltest nicht in so etwas hineingezogen werden.«

»Nur, wenn ihr auch geht.«

»Dann bleiben wir alle und warten ab, was passiert. Man hat uns schon zu lange herumgeschubst.« Songs Augen waren hart und glitzerten wie Kieselsteine. »Schmutzige Arbeit!«, rief er zu dem Mercedes hinüber.

»Es ist ehrliche Arbeit«, brüllte der Mann zurück. »Aber wenn ihr nicht wollt, dann verhungert eben.«

Einige Minuten lang passierte nicht viel. Als der Mann im schwarzen T-Shirt sein Angebot auf dreißig Yuan erhöhte, machten einige der Arbeiter ein paar Schritte auf das Gebäude zu. Aber die anderen Männer auf der Straße versperrten ihnen den Eingang, sodass sie aufgaben. Dann erschienen drei weitere Polizeiautos mit heulenden Sirenen. Ein Dutzend Uniformierte stieg aus. Die Polizisten klatschten mit den Schlagstöcken gegen ihre Oberschenkel. Ein Polizeiwagen für Gefangene sperrte die Straße in der anderen Richtung ab. Mittlerweile waren mehr Zuwanderer herbeigekommen, sodass die Straße nun voll von Menschen war, die sich um die Polizeiwagen drängten.

»Lass mich los! Lass mich los!«, kreischte die alte Frau aus dem fünften Stock, als sie ein Polizist vom Fenster wegzog.

»Lass sie los!«, brüllte ein Arbeiter.

Mit Ziegelsteinen, Stahlstangen und anderem Material von der Baustelle bewaffnet, gingen die Zuwanderer langsam auf die Polizisten zu. Ein Polizeibeamter griff nach dem Megafon des Mannes im schwarzen T-Shirt.

»Verschwindet jetzt, ihr Kakerlaken, sonst verhaften wir euch alle.«

Song trat vor. »Wir haben nichts Unrechtes getan.«

»Noch ein Wort von dir«, gab der Polizeibeamte zurück, wobei er drohend den Schlagstock hob.

»Lass ihn in Ruhe«, sagte Jordan.

Der Polizeibeamte grinste hämisch. »Und wer bist du? Ein dürrer kleiner Zuwanderer.« Der Polizist stieß Jordan zurück und griff nach seiner Bulls-Mütze. *Das ist alles, was ich habe*, dachte Jordan. Die Mütze bedeutete für ihn alles: sein Geld, sein Glück, seine Verbindung zu seinem Vater ...

»Herr Offizier ...« Song legte dem Polizisten die Hand auf die Schulter.

Wortlos holte der Cop mit dem Schlagstock aus und versetzte Song einen Hieb in die Rippen. Als Song vornüberkippte, ließ der Polizist den Stab auf seinen Schädel niedersausen. Songs Augen rollten nach oben, während er wie ein Kartoffelsack zu Boden stürzte.

»Mörder!«, brüllte ein alter Mann aus dem Apartmenthaus. »Du hast ihn getötet!« Ein Tontopf flog aus dem Fenster und landete mit lautem Krach auf dem Dach eines Polizeiwagens.

»Mörder! Mörder!«, lief der Ruf durch die Menge wie ein Feuer, das nach Nahrung suchte. Fünf Sekunden lang, dann zehn starrten die Polizisten und die Zuwanderer einander an. Noch war keine der beiden Parteien zu mehr Gewalt bereit.

»Verschwindet jetzt! Das ist ein Befehl!«, rief der Polizeibeamte in das Megafon, worauf die Menge einen halben Schritt zurückwich. Song stöhnte auf der Erde.

Jordan griff hinunter zu seinen Füßen, und als hätte sein Vater sie dort hingelegt, fand er eine Bierflasche, eine große, die zerbrochen war, und deren Glasspitzen so scharf waren wie ein Steakmesser. In einer raschen Bewegung packte er sie, trat vor und holte damit zu einem Hieb gegen die Kehle des Polizisten aus.

Noch bevor das Blut aus der Wunde strömte, hatten sich die Polizisten bereits auf ihn gestürzt. Er wehrte sich, so kräftig er konnte, aber nach dem ersten Dutzend Hieben war es ihm gleichgültig. Als Yu ebenfalls vortrat, sprangen die Polizisten auch auf ihn los. »Mörder!«, schrien die Arbeiter. »Mörder!«

Und dann konnte nichts mehr den Aufruhr aufhalten.

Mit Brechstangen und Ziegeln überwältigten die Zuwanderer die Polizisten und zerstörten Läden und Autos im Stadtzentrum von Guangzhou. Irgendjemand – die Polizei fand nie heraus, wer – steckte das Apartmentgebäude in Brand, das der Auslöser für diese Kämpfe gewesen war. Da die Feuerwehr nicht bis zu dem Gebäude vordringen konnte, starben vierundzwanzig Personen im Feuer.

Bis zur Mitte des Nachmittags hatten sich die Auseinandersetzungen auf die gigantischen Fabriken in den Außenbezirken von Guangzhou ausgeweitet, wo Zuwanderer für Löhne arbeiteten, die kaum für Nahrung und Miete reichten. Weitere Tumulte brachen in Shenzhen aus, einer Achtmillionen-Stadt zwischen Guangzhou und Hongkong, und in

Shaoguan im Norden. Insgesamt starben bei den zweitägigen Kämpfen einhundertzweiundvierzig Aufständische, einhunderneununddreißig Zivilisten und dreiundzwanzig Polizisten. Die Auseinandersetzungen endeten erst, als die Volksbefreiungsarmee durch Guangdong rollte und in der gesamten Provinz eine Ausgangssperre verhängte.

Die Regierung versuchte, eine Nachrichtensperre über Guangdong zu erzielen, indem sie sämtliche Reporter verhaftete, die über den Aufstand schrieben. Aber die Nachricht verbreitete sich rasch über Handy-Kameras und Internet-Postings, die schneller auftauchten, als die Zensoren sie ausschalten konnten. Peking spielte die Gewalt herunter, aber die Videos zeigten ein hässliches Bild: brennende Fabriken, Polizisten, die Tränengas und Gummigeschosse abfeuerten, Panzer, die durch die überfüllten Straßen von Guangzhou rollten.

Während sich die Nachrichten von den gewalttätigen Auseinandersetzungen verbreiteten, flammten auch in anderen chinesischen Großstädten vereinzelt Tumulte auf. Die Polizei von Schanghai verhaftete einhundertfünfundzwanzig Personen. In Peking verhängte die Partei eine nächtliche Ausgangssperre und schloss den Tiananmen-Platz für eine Woche. Seit den Schüssen auf dem Tiananmen-Platz im Jahr 1989 hatte China keine so weitreichenden Unruhen erlebt.

Jordan erfuhr nie, was er, Song und Yu entfacht hatten. Er starb am ersten Tag. Sein Körper war durch die Hiebe mit dem Schlagstock bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden. Allerdings hatte er keine Verwandten, die Anspruch auf ihn erhoben hätten. Er wurde im städtischen Krematorium verbrannt, und der Wind trug seine Asche über den Ozean.

Als sich die Unruhen auf den zweiten Tag ausdehnten, berief der Ständige Ausschuss eine Krisensitzung in Peking ein. Li erwartete, dass die Liberalen im Ausschuss keinesfalls zu einer Diskussion darüber bereit sein würden, ob ihre Wirtschaftspolitik die Gewalttaten angefacht habe. Aber er irrte sich.

»Ist die Armee imstande, es mit diesen Unruhestiftern aufzunehmen?«, fragte ihn Zhang.

»Selbstverständlich kann die Volksbefreiungsarmee die Aufständischen überwältigen«, antwortete Li. »Aber sollten wir nicht auch über die Ursachen dieser Gewalttaten nachdenken? Über das verlangsamte Wirtschaftswachstum?«

»Der wirtschaftliche Rückgang ist vorüber, Minister Li. Unsere Wirtschaft wächst wieder.« Zhang hatte eben neue Statistiken vorgelegt, die auszusagen schienen, dass die Wirtschaft endlich die Wende geschafft hatte. Li wusste nicht, was er von den Zahlen halten sollte. Wenn es mit der Wirtschaft bergauf ging, warum brannte dann Guangzhou?

»Bereiten Ihnen diese Proteste keine Sorgen?«

»Es gibt immer Unruhestifter. Dafür haben wir doch Ihre Männer. Solange Sie Ihren Job machen, habe ich keine Sorgen.« Zhang blätterte in seinen Papieren. »Erinnern Sie sich, als die Amerikaner diese Aufstände erlebten? In Kalifornien?«

»Selbstverständlich, Minister.«

»Dann erinnern Sie sich auch, dass die Amerikaner keineswegs ihre Politik änderten, als diese Kriminellen versuchten, Los Angeles niederzubrennen. Sie schickten einfach ihre Armee aus, und einige Wochen später war alles vergessen.«

Falls Li noch irgendwelche Zweifel im Hinblick auf seinen Plan gehabt hatte, so waren sie mit diesem Tag verflogen. Zhang und die Liberalen würden nie offen sein für Vernunft, das wusste er nun. Er musste die Kontrolle übernehmen, und schon bald. Wie hoch das Risiko auch sein mochte.

Glücklicherweise hatte er seinen nächsten Schritt schon gesetzt.

Langley, Virginia

Der Mann auf dem großen Flachbildschirm strich sich über das kurze schwarze Haar. Während sein Gesicht keinerlei Regung zeigte, verrieten seine Hände seine Nervosität. Er bewegte sie ständig und trommelte ziellos Muster auf den Tisch vor sich. Eine Zigarette glühte in dem Aschenbecher vor ihm. Er nahm sie, zog kräftig daran und blickte auf, als sich eine nicht sichtbare Tür öffnete.

»Ich entschuldige mich für die Verspätung. Wenn Sie bereit sind, können wir anfangen.«

»Ich bin bereit.«

»Auch wenn die Fragen offensichtlich erscheinen, ersuche ich Sie, alle zu beantworten.«

»Selbstverständlich.«

»Fangen wir mit Ihrem Namen an.« Die Frau, die die Fragen stellte, hatte einen weichen englischen Akzent und eine Stimme, die Exley an ein Leben erinnerte, das sie nie haben würde, mit Jagdhunden, langen weißen Handschuhen und einer hohen Teekanne auf einem Silbertablett. In Wirklichkeit hatte diese Frau vermutlich einen furzenden Ehemann und brüllende Zwillinge, lebte in einer Zweizimmerwohnung im falschen Stadtteil von London und fuhr mit der U-Bahn zur Arbeit. Aber sie hatte immer noch diese Stimme.

»Mein Name ist Wen Shubai«, sagte der Mann.

»Alter und Staatsangehörigkeit?«

»Zweiundfünfzig.« Der Mann dämpfte die Zigarette aus. Der Stummel gesellte sich zu einem halben Dutzend weiterer in dem Aschenbecher.

»Ich bin Chinese. Geboren in der Provinz Hubei, in der Volksrepublik China.«

»Wo leben Sie jetzt, Mr Wen?«

»In London.« Er sprach sorgfältig Englisch, indem er die richtigen Worte wählte, aber mit starkem Akzent und der Stimme eines Portiers in einem Fünfsternehotel in Peking.

»Und wo arbeiten Sie?«

»Bis heute in der chinesischen Botschaft.«

»Welchen Titel haben Sie?«

»Offiziell bin ich der Handelsdirektor für den Handel zwischen China und Großbritannien.«

»Was haben Sie tatsächlich in der Botschaft gemacht?«

»Ich war Leiter des chinesischen Nachrichtendienstes für Westeuropa.«

»Sie waren ein Spion.«

Der Mann nahm eine neue Zigarette aus der flachen roten Dunhill-Schachtel, die neben dem Aschenbecher lag. Eine manikürte Frauenhand, die so elegant war wie die Stimme, die die Fragen stellte, streckte ihm ein silbernes Feuerzeug entgegen.

»Ich war Leiter der Abteilung und überwachte Operationen in ganz Europa.«

Tyson stoppte die Befragung an dieser Stelle und betrachtete Wen mit der Dunhill zwischen den Lippen. »Dies wurde vor etwa sechsunddreißig Stunden in einem geheimen Unterschlupf etwas westlich von London aufgenommen. Und ja, Mr Wen Shubai ist genau das, was er sagt. Er hat Samstagnacht seine Leibwächter bei einer Toilettenpause an der M1 abgehängt. Die Briten freuen sich, ihn zu haben.«

»Während eines Staatsbanketts im Buckingham-Palast überzulaufen, wäre natürlich eleganter gewesen. Aber so ist es. Auf jeden Fall hat er uns einiges zu erzählen. Deshalb habe ich Sie auch in mein glückliches Heim eingeladen. Ich bin sicher, Sie werden es zu schätzen wissen.«

Exley, Shafer und Tyson saßen in einem fensterlosen Konferenzraum im siebten Stock des neuen Hauptquartiers in Langley, nur eine Tür entfernt von Tysons Büro und einige mehr von Dutos Büro. Wells hatte Tysons Einladung abgelehnt. Er war erst wenige Tage zuvor aus Afghanistan zurückgekehrt, trug einen Verband an der Schulter, war aber ansonsten wohlauf. Nur Exley hatte er erzählt, dass die Mission ein Erfolg gewesen war, dass sie einen Russen gefangen genommen hatten und dass er nach New York reisen musste, »um sich um etwas zu kümmern«. Exley war verärgert über seine Zurückhaltung, wollte aber im Zweifel für den Angeklagten sprechen. Immerhin war er es gewöhnt, allein zu operieren. »Dieser Wen ist also vorgestern übergelaufen?«, erkundigte sich Shafer. »Richtig. Die Briten haben ihn seitdem nahezu unablässig befragt. Sie

kennen das Verfahren: Alles, was er sagt, wird mit verfügbaren Beweisen gegengeprüft. Behandeln Sie ihn mit Respekt, aber übertreiben Sie es nicht. Stellen Sie sicher, dass er weiß, dass wir ihm einen Gefallen tun, und nicht umgekehrt. Holen Sie alles aus ihm heraus, solange er noch frisch ist, um es so zu sagen.«

»Ist jemand von uns dabei?«

»Noch nicht. Wen hat zwar erklärt, dass er mit uns sprechen will, aber die Briten sagen, dass er sich auf ihrem Staatsgebiet aufhält. Ihr Land, ihr Fall. Irgendwann bekommen wir ihn zu Gesicht. Selbstverständlich unter ihrem wachsamen Auge. Ich habe Duto jedoch ersucht, die Briten deshalb nicht zu sehr unter Druck zu setzen. Möglicherweise ist es sogar vorteilhaft für uns, wenn wir ihnen Shubai überlassen.«

»Warum?«, fragte Exley.

»Ich verspreche, dass sich alles klären wird. Sehen wir uns mehr von Mr Wens größten Hits an.«

Tyson ließ die DVD im schnellen Vorlauf laufen. Fasziniert beobachtete Exley, wie Zigaretten auf magische Weise in Wens Händen auftauchten, zu nichts zusammenschrumpften, und erneut frisch auftauchten. Seit Monaten hatte sie sich nicht mehr so sehr nach einer Zigarette geseht.

»Ah ... hier.«

»Warum sind Sie übergelaufen?«, fragte die Interviewerin.

Zum ersten Mal wirkte Wen verwirrt. »Als ich vor zwei Wochen aus Peking hierherkam, entschloss ich mich dazu.« Er zog an der Zigarette, ohne eine weitere Erklärung abzugeben.

»Aber warum jetzt? Nach all diesen Jahren.«

»Ich wollte meine Meinung frei äußern können. In China ist das unmöglich.«

»Kommen Sie, Mr Wen. Wir drehen hier kein Werbevideo für Taiwan. Sie erwarten doch nicht von uns, dass wir glauben, Sie seien nur übergelaufen, um jetzt in den Straßen Plakate hochzuhalten. Sie sind ein Mann von zweiundfünfzig Jahren, kein Collegestudent. Wie viel Freiheit brauchen Sie?«

Wen presste die Hände zusammen. »Sie wissen es bereits, muss ich wirklich antworten?«

»Bitte.«

»Ich soll planmäßig nach China zurückkehren. Aber ich will nicht. Ich liebe eine Frau hier. Und jetzt habe ich herausgefunden, dass meine Frau, die in Peking lebt, eine Beziehung zu meinem dortigen Vorgesetzten hat.«

»Beziehung?«

Wen schüttelte müde den Kopf. »Eine sexuelle Beziehung.«

Tyson hielt die DVD erneut an. »Wie viel Freiheit brauchen Sie? Ich liebe es, wie sie das sagt. Diese Briten.«

»Die besten Freunde Ihrer konföderierten Vorfahren«, sagte Shafer.

»Das ist wahr. Weder wir noch die Briten können die Sache mit seiner Frau bestätigen. Allerdings hat er hier mit einer Frau geschlafen, mit der Rechtsanwältin einer britischen Import-Export-Firma. Ihr Name lautet Monica Cheng. Er lernte sie vor ein paar Monaten bei einer Handelsausstellung chinesischer Exporteure kennen. Die Briten haben sie gestern aufgespürt und befragt, und sie bestätigt es. Sie wird rund um die Uhr überwacht.« Tyson reichte Fotos der Frau herum. Sie war halb Chinesin, halb Britin, Anfang dreißig und hübsch.

»Ist es möglich, dass sie nur ein Schwindel ist?«

»Gewiss ist es möglich. Aber sie ist in London geboren, sie wirkt echt, und sie sagt, dass sie es ernst meinen. Zumindest er meint es ernst. Und da gibt es noch etwas.«

Tyson drückte auf den Abspielknopf, und die DVD drehte sich weiter.

»Gibt es noch andere Gründe dafür, dass Sie übergelaufen sind?«

Wen griff nach einer weiteren Dunhill. Er sprach erst, nachdem er das angebotene Feuer angenommen hatte.

»Ich werde nicht bestraft für das, was ich sage?«

»Mr Wen. Sie sind Gast der britischen Regierung. Ein geladener Gast. Wie Sie mit Ihrem ehemaligen Arbeitgeber umgegangen sind, kümmert uns nicht. Ehrlichkeit ist die beste Politik.«

»Darf ich mit einem Anwalt sprechen?«

Eine Pause. »Ich fürchte, das ist zu diesem Zeitpunkt nicht möglich.«

Wen wirkte nicht überrascht. »Dann lassen Sie mich sagen, dass die Volksbefreiungsarmee untersucht ...« Wen brach ab, blickte nach links und somit weg vom Spiegel und sagte ein Wort auf Chinesisch. »Prüft«, antwortete eine Stimme auf Englisch. Wen nickte. »Die Armee prüft meine Ausgaben. Einer der Leute, dieser Rechnungsprüfer, hat eine Frage aufgeworfen.«

»Sie werden des Diebstahls bezichtigt?«

»Es gibt ein bestimmtes Konto auf meinen Namen. Für operationelle Zwecke.«

Tyson hielt die DVD wieder an.

»Er weigerte sich, diesen Teil auf Kamera aufzunehmen. Wie es klingt, hat sich Mr Wen Shubai mit beiden Händen am Geld der Volksbefreiungsarmee bedient. Er bekam ein Konto mit zwei Millionen Dollar bei der UBS. Seiner Aussage nach war dieses Geld dazu bestimmt, Operationen innerhalb von Europa zu finanzieren.«

»Klingt, als hätte er damit die Operation ›Auf mit meiner Freundin Monica nach Barcelona‹ finanziert«, sagte Shafer.

»Er behauptet, die Rechnungsprüfer der Volksbefreiungsarmee weigerten sich, seine absolut legitimen Antworten zu diesem Konto zu akzeptieren. Deshalb tat er, was jeder von uns tun würde.«

»Er floh in die Arme einer fremden Macht.«

»Genau, Mr Shafer.«

»Haben Sie diesen Auftritt geprobt?«, erkundigte sich Exley. »Sie könnten damit auf der Straße auftreten und das große Geld verdienen. Shafer und Tyson, das CIA-Variété.«

Shafer und Tyson sahen einander in gespielter Verwirrung an. »Ich weiß nicht, wovon sie spricht, Ellis«, sagte Tyson. »Außerdem sollte es Tyson und Shafer heißen.«

»Glauben wir Mr Wen?«

Tyson verschränkte seine Hände und hob die Zeigefinger an die Lippen.

»Nun, hier kommt die Überraschung. Wir glauben ihm.«

»Wir halten ihn für echt und nicht für einen Fisch, den uns die Chinesen zuwerfen, um uns zu verwirren, wie es unsere alten Freunde beim KGB gern getan haben.«

»Wir und die Briten glauben ihm. Die Gründe dafür sind ...« Tyson zählte sie an den Fingern ab.

»Erstens: Wenn er ein Fisch ist, ist er ein ziemlich großer Fisch. Er steht weit oben. Was sie mit ihm aufgaben, wäre eine Menge, und wir wissen nicht, warum sie es tun sollten. Zweitens: Monica ist echt. Drittens: Das Geld auf seinem UBS-Konto ist echt, und er hat es dort schon vor einer Weile eingezahlt. Viertens: Die chinesische Regierung unternimmt, sagen wir einmal, dringende Ermittlungen über seinen Verbleib. Und fünftens: Die Chinesen haben den KGB-Stil der Gegenspionage noch nie gemocht.«

»Sie lieben es zu spionieren.«

»Nicht nach dieser Schachspionagemethode. Sie lieben es einfach. Nach der Methode: Bezahle den Ingenieur und schnapp dir die Blaupausen für den Kampffjet.«

»Eine Methode, die funktioniert«, sagte Shafer.

Wieder ließ Tyson die DVD rasch vorwärtslaufen. »Und dann haben wir dies hier«, sagte er. »Sie können sich natürlich das gesamte Band ansehen, aber ich versichere Ihnen, dies sind die Highlights.« Er drückte auf den Abspielknopf für die DVD.

»Hat China Agenten innerhalb der Central Intelligence Agency?«

»Ja. Bis vor einem Jahr waren es zwei. Aber einer wurde dann aufgegeben.«

»Was ist mit ihm passiert?«

»Das weiß ich nicht genau. Er ist selten aufgetaucht auf meinem« – wieder sagte Wen etwas auf Chinesisch, das eine nicht sichtbare Stimme übersetzte – »auf meinem Radarschirm. Er arbeitete in der Nachrichtenabteilung, wie die Amerikaner sagen.«

»In der Nachrichtenbeschaffung.«

»Ja. Bei den Analytikern. Er übersetzte chinesische Zeitungen und ähnliche Dinge. Er war nicht sehr weit oben.«

»Was ist mit dem anderen Agenten?«

»Er war in der anderen Abteilung. In der Operationsleitung.«

»War er auch in einer niedrigen Position?«

»Keineswegs.« Wie Exley bemerkte, richtete sich Wen in seinem Stuhl

auf, während er dies sagte. Auch wenn er jetzt China verriet, war er unbewusst immer noch stolz darauf, dass es seinem Nachrichtendienst gelungen war, Langley zu infiltrieren. »Er hatte Zugang zu vielen Operationen. Nicht nur in China. Überall in Asien.«

»Wie lange hat er für Sie gearbeitet?«

»Mehrere Jahre.«

»Haben Sie ihn rekrutiert?«

»Ich bin ihm nie begegnet.«

»Lassen Sie mich die Frage anders stellen. Hat ihn der Nachrichtendienst der chinesischen Armee rekrutiert, oder ist er auf Sie zugekommen?«

»Ah. Nein, er ist an uns herangetreten. Er ist weiß. Wir bevorzugen Chinesischstämmige.«

Exley war wie versteinert. Schon bald würde es Verhaftungen geben, einen Kriminalfall, eine Bestandsaufnahme aller Geheimnisse, die dieser Maulwurf verraten hatte, und aller Leben, die er zerstört hatte. Aber vorerst hatten sie nur dieses Video als erste Schneeflocke in einem Blizzard. In diesem Büro offenbarte sich die Geschichte.

»Wissen Sie, wie er an Sie herangetreten ist?«

»Leider nein. Aber ich bin sicher, dass wir ihm anfangs nicht vertraut haben.«

»Weil er weiß war?«

»Und weil er zu uns gekommen ist. Wir haben nicht verstanden, warum er das getan hat.«

»Aber Sie haben es erfahren?«

Wen lächelte. »Er wollte Geld. Viel Geld.«

»Und das haben Sie ihm gegeben.«

»Seine Informationen waren wertvoll.«

»Sehr wertvoll?«

»Dafür hätte er das Zehnfache verlangen können.«

Wieder hielt Tyson die DVD an.

»Anhand von dem, was Wen als Nächstes sagt, scheint es sicher zu sein, dass unser gesamtes China-Netzwerk aufgefliegen ist. Schon vor Jahren. Seit 2004 haben wir fünf Agenten verloren. Das erklärt warum. Und jene, die immer noch im Einsatz sind, wurden vermutlich von den

Chinesen als Doppelagenten angeworben und versorgen uns mit Desinformation.«

»Das ist so schlimm wie Ames«, sagte Exley.

»Noch schlimmer«, gab Shafer zurück. »Die Sowjets standen schon kurz vor dem Ende, als uns Ames verriet. Auch wenn seinetwegen ein paar Menschen getötet wurden, hat er den Kalten Krieg nicht verändert. Aber dies hier ...«

Shafer brach ab. Er brauchte auch nicht mehr zu sagen, dachte Exley. Der Kampf um die Vorherrschaft zwischen den USA und China hatte eben erst begonnen. Wer auch immer dieser Maulwurf innerhalb der CIA war, hatte China einen ungeheuren Vorteil verschafft. Sein Verrat hatte ein Fenster zu den geheimsten amerikanischen Nachrichten- und Militärprogrammen geöffnet und gleichzeitig China die Möglichkeit gegeben, seine zu verbergen.

»Wie viele Agenten haben wir in China?«, fragte Exley.

»Auch vor dieser Sache waren wir überaus mager bestückt. Ein halbes Dutzend Offiziere der Volksbefreiungsarmee, ein paar Politiker der mittleren Ebene. Aber keine wirklich hochrangigen Leute. Mit einer Ausnahme. Vielleicht.«

»Vielleicht?«, hakte Shafer nach. »Darf ich fragen, worüber Sie sprechen?«

Tyson sah zu Shafer hinüber. Er schien seine nächsten Worte sorgfältig zu wählen. Vielleicht war sein Zögern aber auch nur Schauspielerei, wie alles andere, was er tat, dachte Exley.

»Ich habe schon zu viel gesagt. Das Gebrabbel eines alten Mannes.« Exley sah den Pitbull in Tysons Bassetgesicht und entschloss sich, das Thema fallen zu lassen. Aber was er gesagt hatte, ergab keinen Sinn. Warum sollte ein Agent entkommen sein, wenn der Maulwurf alle anderen preisgegeben hatte?

»George, ich muss noch einmal fragen«, sagte Shafer. »Woher wissen wir, dass uns dieser feine Gentleman nicht an der Nase herumführt?«

»Hören Sie zu, dann erfahren Sie es, Ellis.« Tyson ließ die DVD erneut weiterlaufen.

»Wie viel haben Sie Ihrem Spion in der CIA bezahlt?«, fragte die

Engländerin.

»Ich weiß es nicht genau, aber Millionen.«

»Was hat er Ihnen dafür mitgeteilt?«

»Alles, was die Amerikaner in China taten. Wenn sie jemanden rekrutierten, wenn sie eine Operation planten, all das fanden wir heraus.«

»Befürchteten Sie, dass ihn die CIA manipuliert hatte? Dass er eine Quelle von Desinformation war?«

»Desinformation?« Der unsichtbare Übersetzer sagte etwas auf Chinesisch.

Wen nickte heftig und beinahe verärgert. »Ja. Selbstverständlich haben wir uns gefragt, ob er versucht, uns zum Narren zu halten. Glauben Sie, wir begreifen nicht, wie die Dinge laufen?«

»Natürlich, natürlich«, sagte die Frau beschwichtigend.

»Zuerst haben wir ihn geprüft, indem wir ihn nur für Informationen verwendeten, die wir schon hatten. Aber alles, was er uns gibt, stimmt. Es ist sehr genau und immer korrekt. Deshalb wissen wir, dass er echt sein muss.«

»Mr Wen, was war die wertvollste Information, die Ihnen dieser Agent je zugespielt hat?«

»Das ist leicht«, sagte Wen. »Er sagte uns, dass die Amerikaner einen Agenten in Nordkorea hätten. Einen Atomphysiker. Die Amerikaner nannten ihn ›Verfasser‹.«

Exley hörte, wie jemand scharf einatmete. Sie benötigte einen Augenblick, um zu erkennen, dass sie dieses Geräusch gemacht hatte. Die Chinesen hatten die Nordkoreaner über den Verfasser informiert?

»Wann war das?«

»Vor zwei Jahren vielleicht.«

»Wann haben Sie den Nordkoreanern gesagt, was Sie in Erfahrung gebracht hatten?«

»Erst dieses Jahr.«

»Warum haben Sie gewartet?«

»Ich weiß nicht. Wie sagen die Amerikaner: ›Das wurde in einer höheren Gehaltsklasse entschieden.«

»Haben Sie eine Vermutung?«

»Ich glaube, dass einige Leute der Meinung sind, China solle den USA die Stirn bieten. Die USA haben derzeit viele Probleme. Es ist an der

Zeit, dass China seine Macht demonstriert. Wenn die USA nicht reagieren, weiß China, dass es gesiegt hat.«

»Leute in Zhongnanhai, meinen Sie?«

»Ja. Minister. Der Ständige Ausschuss. Aber nicht alle.«

»Darauf kommen wir später zurück. Konzentrieren wir uns erst auf diesen Wissenschaftler – diesen Verfasser, wie Sie ihn nennen. Was haben Sie den Nordkoreanern über ihn gesagt? Seinen Namen?«

»Seinen echten Namen kannten wir nicht. Aber genug, sodass sie ihn identifizieren konnten.«

»Wie haben Sie das alles erfahren? Das hatte doch nichts mit Europa zu tun.«

»Selbstverständlich habe ich es erfahren.« Wen wirkte verärgert. »Ich war zu Hause in Peking, als die Nordkoreaner das Boot versenkten, das die Amerikaner zu seiner Rettung entsendet hatten. Ich bin der achthöchste Beamte im chinesischen Nachrichtendienst.

Selbstverständlich erfahre ich davon.«

Tyson hielt die DVD an.

»Nicht der Siebthöchste und nicht der Neunthöchste. Nein, der Achthöchste. Ellis, glauben Sie ihm jetzt?«

Shafer nickte. »Offenbar sagt er die Wahrheit. Die Chinesen haben jemanden drin. Ansonsten hätten sie nicht den Codenamen des Verfassers gekannt.«

»Und die Chinesen würden ihren Maulwurf nicht aufgeben«, sagte Tyson. »Er ist zu wertvoll. Wens Überlaufen ist echt. Er ist selbstständig übergelaufen, nicht auf Anordnung aus Peking. Vielleicht für Mrs Monica Cheng. Vielleicht aber auch wegen dieser ärgerlichen Rechnungsprüfung.«

Shafer sah zu Exley hinüber. »Stimmen Sie dem zu?«

Exley dachte nach. »Ich bin nicht sicher. Wir wussten bereits, dass wir einen Maulwurf haben, auch wenn wir bei der Suche nach ihm noch keine großen Fortschritte gemacht haben.« Die Polizeiberichte und Grundbuchdaten hatten keine Hinweise geliefert, und sie warteten immer noch auf die Ergebnisse der neuen Lügendetektortests. »Die wahre Prüfung besteht darin, ob er uns hilft, den Maulwurf zu finden.«

Tyson grinste. »Mrs Exley, Sie sind das Hirn dieser Operation, das sehe ich jetzt.«

Exley war es leid, für die beiden Lehrer die brave Schülerin zu spielen.

»Und Sie sind ein selbstgefälliger, herablassender Mistkerl.«

Tyson hörte nicht auf zu lächeln. »Sie klingen wie meine Frau. Das Seltsame daran ist, dass ich Ihnen wirklich ein Kompliment machen wollte. Sie haben genau ins Schwarze getroffen.«

Er ließ die DVD weiterlaufen.

»Können wir für heute Nacht aufhören?« Wen hatte das Sakko abgelegt und unter den Achseln hatten sich auf seinem Hemd große Schweißflecken gebildet.

»Nur noch ein paar Fragen. Ich verspreche Ihnen, dass Sie sich dann ausruhen können. Also. Dieser Maulwurf innerhalb der CIA. Kannten Sie seinen Namen?«

»Nein.«

»Abteilung?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, er war in der Operationsleitung.«

»Wo in der Operationsleitung? Am Chinatisch?«

»Da bin ich nicht sicher. In Asien, aber vielleicht nicht China. Er hat auch einige Zeit für die Spionageabwehr gearbeitet, wie die Amerikaner dies nennen. Wo er jetzt ist, weiß ich nicht.«

»Können Sie uns sonst etwas über ihn sagen?«

Wen schloss die Augen. »Irgendetwas ist ihm passiert. Irgendetwas Schlimmes. Etwas Persönliches. Vor ein paar Jahren.«

»Etwas wie ein Unfall?«

Wen schüttelte den Kopf. »Nichts dergleichen. Etwas anderes. Ein großes Problem. Er hat es uns nicht gesagt. Wir haben es selbst herausgefunden, als wir ihn überprüften.«

»Sonst noch etwas? Ich verspreche, das ist die letzte Frage heute Nacht.«

»Er war in Asien im Einsatz. Vor langer Zeit.«

»Wissen Sie wo?«

»Nein. Und Sie sagten, dies sei die letzte Frage.« Damit dämpfte Wen seine Zigarette aus, verschränkte die Hände auf dem Tisch und schloss die Augen.

Tyson schaltete die DVD ab, sodass ein schwarzer Bildschirm zurückblieb.

»Nun, Mrs Exley, jetzt sehen Sie, dass ich nicht versucht habe, selbstgefällig und herablassend zu sein, auch wenn ich vielleicht nichts dagegen tun kann. Sie haben die richtige Frage gestellt.«

»Und die Antwort ist Ja«, sagte Exley. Sie war ein wenig beschwichtigt.

»Wen hat uns genügend Informationen geliefert, um unseren Maulwurf zu finden. Er hat den Großteil seiner Laufbahn am Asientisch verbracht. Er hat für die Spionageabwehr gearbeitet. Er war kurz in Asien, und er hatte ein ›persönliches Problem‹.«

»Ich vermute, dass es sich dabei nicht um eine Auseinandersetzung mit seiner Schwiegermutter handelte«, sagte Shafer. »Es kann nicht allzu viele Führungsoffiziere geben, auf die all diese Kriterien zutreffen. Wenn wir diese Hinweise mit Ihren siebzig Namen vergleichen, sollten wir ihn haben oder ihm sehr nahe gekommen sein.«

»Und bitte schnell«, sagte Tyson. »Denn die Briten haben unseren Chinatisch schon gestern darüber informiert, dass Wen übergelaufen ist. Der Maulwurf wird sich bereits fragen, ob ihn Wen aufgedeckt hat.«

»Ist das der Grund, warum Sie wollen, dass die Briten Wen festhalten?«

»Genau. Solange wir nicht wissen, wer der Maulwurf ist, ist es für uns besser, wenn er möglichst weit wegbleibt von Langley. Wenn er auch Beziehungen zur Spionageabwehr hat, wie Wen sagt, vermute ich, dass uns nicht viel Zeit bleibt, bis er davonläuft. Wenn der Mann schon so lange hier ist, wie Wen sagt, weiß er, dass er in Schwierigkeiten steckt.«

»Und nicht bloß von unserer Seite aus«, sagte Shafer. »Die Chinesen könnten ebenfalls versuchen, die Sache auf ihre Art zu bereinigen.«

Exley benötigte einen Augenblick, um zu verstehen, was Shafer meinte. Waren die Chinesen wirklich kaltblütig genug, um ihren eigenen Maulwurf zu töten, wenn sie glaubten, dass die Agency im Begriff stand, ihn zu verhaften?

»Das bezweifle ich«, sagte Tyson. »Es wäre nicht förderlich für Rekrutierungen.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Exley.

»Ihr beide habt optimistische Ansichten von der menschlichen Natur«,

sagte Shafer und erhob sich. »Auf jeden Fall haben wir einiges an Arbeit zu erledigen.«

Vienna, Virginia

Das Glitzern ihres Eherings überraschte Exley, während sie fuhr. Sie hatte ihn für die Aufgaben des heutigen Tages aus der Schatulle geholt, aber mittlerweile bereits vergessen, wie er aussah.

Nach dem Treffen mit Tyson hatten Exley und Shafer den Rest des Tages damit verbracht, die Liste von Mitarbeitern der Agency dahingehend zu prüfen, wer von diesen Personen genug Informationen besaß, um den Verfasser zu verraten. Von den zweiundachtzig Namen der endgültigen Liste stimmten zwölf mit den Gegebenheiten überein, die ihnen Wen über die berufliche Laufbahn des Maulwurfs genannt hatte, oder hatten in den letzten fünf bis zehn Jahren einen schweren Unfall gehabt oder eine schwere Krankheit durchlebt.

Unglücklicherweise passte keiner dieser zwölf Männer in beide Kategorien. Das wäre auch zu einfach gewesen, dachte Exley.

»Das dreckige Dutzend«, sagte Shafer. Unabhängig davon stimmten dreizehn Männer mit den schwammigen Kriterien überein, die sie und Shafer bereits zuvor ausgearbeitet hatten. Fünf Mitarbeiter fanden sich auf beiden Listen.

»Was jetzt? Sprechen wir mit ihnen?«, fragte Exley.

»Noch nicht, glaube ich. Tyson wird seine Leute darauf ansetzen, handfeste Beweise für die zwölf zu finden, die mit den von Wen genannten Kriterien übereinstimmen. Verdächtige Reisemuster, geheime Konten, die üblichen Dinge. Wir wollen etwas weniger formell vorgehen. Ich werde mich in Langley umsehen, Doktor spielen und abwarten, was ich dabei zum Vorschein bringe.«

»Und ich?«

»Warum sprechen Sie nicht mit den Frauen?«

Und so hatte sich Exley an diesem Morgen ihren Ehering an den Finger gesteckt und sich auf eine Rundfahrt durch die Vororte von Virginia und Maryland vorbereitet. Zunächst nahm sie sich die fünf Namen vor, die auf beiden Listen standen. Selbstverständlich konnte sie nicht wissen,

wie viele Frauen zu Hause sein würden, aber sie vermutete, doch ein paar anzutreffen. Und wenn sie behauptete, ein Haus zu suchen, würde sie gewiss Zutritt zu ihren Häusern bekommen. Es war erstaunlich, wie offen gelangweilte Frauen mit freundlichen Fremden plauderten.

Bei ihrem ersten Halt in Fairfax war niemand zu Hause gewesen. Aber diesmal würde sie einen Treffer landen, wenn der Jetta in der Auffahrt ein Hinweis war. Sie parkte ihren grünen Caravan an der Bordsteinkante und sprang aus dem Wagen.

Ein mit Steinplatten belegter Pfad führte durch den säuberlich gemähten Rasen. Rosenbüsche verliehen dem gelben Haus zusätzlich Farbe.

Nachdem sie über ein verbeultes Dreirad gestiegen war, drückte sie auf die Klingel. Im Inneren des Hauses hörte sie ein Kleinkind weinen.

»Ich komme.« Eine Frau öffnete die Tür einen Spalt breit und spähte heraus. Sie war hübsch, Ende dreißig und trug ein Baby auf der Hüfte.

»Mom, Mom, Mom!«, schrie ein Junge aus dem oberen Stockwerk.

»Hi«, sagte sie freundlich und vorsichtig zugleich. Dies war die klassische Vorortkombination, um herauszufinden, ob Exley eine Zeugin Jehovas, eine Avon-Beraterin oder bloß eine Nachbarin war. Die Leute zogen nach Vienna, um sich keine Sorgen mehr zu machen über Fremde, die an ihre Türen klopfen.

»Tut mir leid, dass ich Sie störe«, sagte Exley. »Mein Name ist Joanne.« Sie hatte ein Pseudonym gewählt für den Fall, dass die Frau ihrem Mann von diesem Besuch erzählte. »Ich habe mir das Kolonialhaus weiter oben auf diesem Häuserblock angesehen und gehofft, etwas mehr über die Wohngegend herauszufinden. Und dann habe ich Ihren Wagen in der Einfahrt gesehen.«

Die Frau sah sie unsicher an. »Ich habe geglaubt, dass sie schon ein Angebot akzeptiert haben.«

»Sie zeigen das Haus immer noch her.«

»Mommy, komm her!«, brüllte der unsichtbare Junge.

»Nun ... wenn es Ihnen nichts ausmacht, mir beim Windelwechseln zuzusehen, gebe ich Ihnen gern einen kurzen Überblick. Übrigens, mein Name ist Kellie.« Die Frau streckte ihr die Hand entgegen. Offenbar freut sie sich über ein wenig Gesellschaft, dachte Exley.

»Schön, Sie kennenzulernen.«

»Ein hübscher Kerl«, sagte Exley über den blauäugigen kleinen Jungen mit den roten Backen, der sich an dem Sicherheitsgitter festhielt, das die Treppe versperrte.

»Nicht wahr? Er heißt Jonah. Aber er hat einiges an Temperament.« Sie hob ihn hoch. »Komm schon, J. Keine Tränen mehr. Wir bringen dich schon in Ordnung.«

»In dem Alter weinen alle«, sagte Exley. »Ich habe selbst zwei. Glauben Sie mir, sie wachsen darüber hinweg.«

Exley beobachtete, wie Kellie in Jonahs Zimmer dem Jungen die Windel wechselte, während sie mit der anderen Hand das Baby beruhigte.

Bereits jetzt wusste Exley, dass diese Frau die Aufgaben einer Mutter in einer Weise meisterte, wie sie es nie geschafft hatte. Sie konnte sich nie erklären, warum sie zehn Minuten benötigte, um eine Windel zu wechseln, aber so war es. Auch wenn sie keinen Augenblick daran zweifelte, dass sie für ihre Kinder eine Kugel abfangen würde, musste sie sich eingestehen, dass sie nicht aus dem richtigen Holz geschnitzt war, um ihnen den ganzen Tag hinterherzulaufen, ihnen die Nase zu putzen und ihnen Jausenbrote für die Schule zu machen.

Viele Frauen liebten diesen Teil des Mutterdaseins oder sagten es zumindest. Vielleicht hatten sie recht. Vielleicht waren diese Aufgaben grundlegend, um eine lebenslange Beziehung zu Kindern aufzubauen. Aber Exley konnte sich selbst nicht belügen. Nach vier Monaten Mutterschaftsurlaub war sie nur allzu gern bereit gewesen, wieder an die Arbeit zu gehen, so sehr sehnte sie sich danach.

Während sie zusah, wie Kellie Jonahs Po putzte und ihm eine saubere Windel gab, fragte sie sich, ob sie es anders machen könnte, wenn sie noch eine Chance bekommen würde. Sie und Wells? Sie wusste nicht, ob sie sich Wells als Vater vorstellen konnte, obwohl er bereits Vater war. Er hatte einen Sohn mit seiner Exfrau Heather bekommen, kurz bevor er nach Afghanistan gegangen war, um sich in die Al-Quaida einzuschleusen. Aber Wells sah seinen Sohn Evan nur ein paarmal im Jahr. In dieser Sache hatte er auch wenig zu sagen. Heather, der die alleinige Obsorge für Evan zugesprochen worden war, hatte wieder geheiratet und lebte in Montana. Sie sagte, dass Evan seinen Stiefvater als seinen richtigen Vater anerkannt habe, und dass sie den Jungen nicht

verwirren wolle, indem er zu viel Zeit mit Wells verbringe.

Vielleicht würde Wells durch ein weiteres Kind zur Ruhe kommen, dachte Exley. Vielleicht aber auch nicht. Es gab so viele Tage, an denen er mit der Welt nicht klarkam und Exley an einen kaum gezähmten Wachhund erinnerte – halb deutscher Schäfer, halb Wolf. Aber selbst in seinen schlimmsten Zeiten ging Wells liebevoll mit ihren Kindern um und war auch zu Kindern im Allgemeinen liebevoll. Die Kinder wiederum liebten ihn wegen seiner Größe und Stärke. Welcher Vater würde er einem eigenen Jungen sein? Aus irgendeinem Grund wusste Exley, dass sie und Wells einen Jungen bekommen würden. Auch wenn in Wirklichkeit ihre Chancen schlecht standen, überhaupt schwanger zu werden.

Nachdem Kellie Jonah eine frische weiße Windel umgebunden hatte, streichelte sie beruhigend sein Gesicht. »Alles wieder in Ordnung«, sagte sie. »Schon bald bist du ein großer Junge und brauchst keine Windel mehr.«

»Keine Windel!«, rief Jonah glücklich.

Kellie sah seitwärts zu Exley hinüber. »Was machen Sie, Joanne?«

»Ich? Ich bin Consulter.« Das Wort Consulter war vage genug, sodass es alles bedeuten konnte, und gleichzeitig langweilig genug, sodass niemand nachfragte.

»Ich war Anwältin«, sagte Kellie. »Dann wachte ich eines Tages auf und war *dies hier*.«

»Das machen Sie großartig.«

»Sobald die Kleine in den Kindergarten geht, werde ich wieder in meinen Beruf zurückkehren. Selbstverständlich will Eddie – das ist mein Mann – noch ein Kind, aber ich habe ihm gesagt, wenn er nicht eine Methode findet, um selbst schwanger zu werden, wird nichts daraus.

Kommen Sie hinunter, wir wollen Kaffee trinken.«

»Ich wünschte, ich hätte eine Weile zu Hause bleiben können«, log Exley. »Allerdings fanden wir keine Möglichkeit, wie wir uns das hätten leisten können. Ist Ihr Mann auch Anwalt?«

»Nein. Er arbeitet für die Regierung. Aber wir sparten, solange ich noch arbeitete, und gehen ziemlich sorgfältig mit dem um, was wir haben. Wie ist es mit Ihrem?«

»Mit meinem Mann? Er arbeitet auch für die Regierung. Nicht weit von

hier. Vielleicht sind sie ja im selben Geschäft.«

»Es klingt ganz danach.« CIA-Frauen spielten gern darauf an, dass ihre Männer in Langley arbeiteten. Das bewies nur, dass die Agency ihren geheimnisvollen Nimbus noch nicht ganz verloren hatte, vermutete Exley.

Kellie zog Jonahs Hose hoch. Jetzt, wo er keine volle Windel mehr hatte, benahm er sich ziemlich gut, dachte Exley. Außerdem war er entzückend. »Du kleiner Liebling«, sagte sie zu ihm, »was ist dir denn das Liebste auf der Welt?«

»Hockey! Hockey spielen!« Jonah griff nach einem Miniaturhockeyschläger und schlug auf den Boden. »Hockey spielen.«

»Eddie hat ihm auch schon beigebracht, wie man eisläuft.«

»Er kann eislaufen?« Exley war ehrlich erstaunt.

»Hockey spielen, Hockey spielen ...«

»Sie würden sich wundern.« Kellie griff nach der Hand des Jungen.

»Jonah, komm mit uns hinunter in die Küche. Du kannst auch dort spielen.«

»Darf ich Saft haben?«

»Natürlich, mein Schatz.«

Gemeinsam gingen sie in das Erdgeschoss hinunter, das mit Fotos übersät war, die Kellie und Edmund in den Flitterwochen auf Hawaii zeigten, Kellie, Edmund und Jonah auf der Eisbahn – mit Helm, Stock und Eislaufschuhen sah der Junge wirklich entzückend aus ... Edmund Cerys war nicht der Maulwurf, dachte Exley. Nicht einmal ein Oscarpreisträger hätte den Blick vortäuschen können, mit dem er seine Frau auf diesen Fotos ansah. Er hatte sich bei einem Spiel der Redskins betrunken und hatte wegen Urinierens auf dem Parkplatz eine Strafe bekommen, aber er spionierte weder für die Chinesen noch für sonst jemanden. Eins zu null für ihn.

Sie setzte sich in die Küche, um zu hören, was ihr Kellie über die Nachbarschaft erzählen würde. Dann läutete das Mobiltelefon in ihrer Tasche. Wells.

»Hi«, sagte er. »Ich muss dich um einen Gefallen bitten. Kannst du nach New York kommen? Heute?«

East Hampton, New York

Am Mittwochmorgen um 2:50 Uhr erstrahlte East Hampton in seinem Reichtum. Wolkenkratzer auf der Wall Street, Studiogelände in Hollywood, sibirische Ölfelder – woher das Geld auch immer kam, alles endete hier. Wogen von Geld krachten an den Strand wie die niedrigen Brecher des Atlantischen Ozeans. Die Hauptstraße lag sauber und leer im Licht der Straßenlaternen. Die Schaufensterpuppen im Pololaden umklammerten ihre Tennisschläger, bereit, in ihren dreihundert Dollar teuren Windjacken zu spielen. Im Norden, in Richtung der Bucht, kosteten die Häuser siebenstelligen Beträge. Im Süden, dem goldenen Streifen von achthundert Metern Breite zwischen der Hauptstraße und dem Ozean beliefen sich die Anwesen auf zehn und mehr Millionen Dollar.

Wells und Exley fuhren nach Süden.

Wells steuerte sein schweres schwarzes Motorrad mit vierzig Kilometern pro Stunde über die Straße. Der Motor lief rund und ruhig. Vor ihm schaltete die Ampel an der Kreuzung von Main Street und Newton Lane auf Rot. Er bremste sanft ab und tätschelte die metallene Flanke der CB1000. Das Motorrad gehörte ihm, das Kennzeichen jedoch nicht. Er hatte es vor einigen Stunden von einer Vespa entwendet. Zusätzlich hatte er alle Aufkleber entfernt, mit deren Hilfe man das Motorrad hätte identifizieren können, sodass es nun so anonym war, wie ein Motorrad nur sein konnte.

Exley hielt neben ihm in einem grauen Toyota-Sienna-Minivan, den er vor neunzig Minuten auf dem Parkplatz einer Bar in Southampton kurzgeschlossen hatte. Die Eigentümerin des Minivans – die »Heißeste Single-Tante der Welt«, wenn man dem Aufkleber auf der rückwärtigen Stoßstange des Vans glauben durfte – betrank sich vermutlich immer noch in der Bar. Bis sie bemerken würde, dass der Sienna verschwunden war, hätte er seinen Zweck bereits erfüllt. Wells hoffte, dass sie versichert war.

Die Ampel schaltete auf Grün. Wells fuhr an der zwölf Meter hohen hölzernen Windmühle vorüber, die das Ende des Stadtzentrums

markierte. Achthundert Meter weiter bog er von der Route siebenundzwanzig in die Amy's Lane ein. Abgesehen von seiner üblichen Motorradausrüstung, die aus einer schwarzen Lederjacke, schwarzem Helm, schwarzen Handschuhen und schwarzen Stiefeln bestand, trug Wells eine schwarze Jeans und ein schwarzes langärmeliges Baumwollshirt. Er wünschte, er hätte noch schwarzes Unterzeug, um die Sache abzurunden. In einem Schulterhalfter trug er eine Pistole. Diesmal war es eine Glock anstelle der Makarow. Selbstverständlich war auch sie schwarz mit einem auf den Lauf geschraubten Schalldämpfer. Er hoffte, dass es nicht einmal nötig sein würde, sie zu ziehen. In seinem schwarzen Rucksack befanden sich noch zwei weitere Waffen, die er sehr wohl zu verwenden beabsichtigte.

Am Nachmittag des Vortages hatte Wells erstmals Gelegenheit gehabt, den von ihm zurückgewiesenen Ruhm zu nützen. Er schritt in die Polizeiwache von East Hampton, die in einem bescheidenen Ziegelgebäude an der Cedar Street untergebracht war, unmittelbar hinter dem Stadtzentrum.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte der Cop hinter dem Schalter.

»Ich würde gern mit dem Chief sprechen.«

»Er ist beschäftigt. Was kann ich für Sie tun?«

Wells zog den CIA-Ausweis hervor, auf dem sein wahrer Name stand, und schob ihn über den Schalter.

»Einen Augenblick.« Der Polizeibeamte verschwand hinter einer Stahltür, tauchte eine Minute später wieder auf und deutete Wells weiterzukommen.

Der Chief war ein schlanker Mann Anfang fünfzig mit eng stehenden nüchternen Augen. Selbst in East Hampton sahen die Cops gern wie Cops aus. »Ed Graften«, sagte er, während er ihm die Hand entgegenstreckte. »Es ist mir eine Ehre, Mr Wells. Bitte nehmen Sie Platz.«

»Bitte nennen Sie mich John.« Wells fühlte sich allmählich wie ein Narr. Erwartete er wirklich, dass ihm dieser Mann half?

»Was kann ich für Sie tun? Ich vermute nicht, dass Sie Ihre Schlüssel in Ihrem Ferrari eingeschlossen haben, oder dass die Bälge aus dem

Nachbaranwesen zu viel Lärm machen. Der übliche Unfug.«

»Chief – ich muss Sie um einen Gefallen bitten. Sagt Ihnen der Name Pierre Kowalski etwas?«

»Natürlich. Seine Tochter Anna hat dieses Jahr einen Rekord aufgestellt für die Miete eines Sommerhauses. Wenn die Zeitungen recht haben, hat sie eineinhalb Millionen Dollar für ein Haus bezahlt für die Zeit vom dreißigsten Mai bis zum ersten Montag im September. Auf der Two Mile Hollow Road.« Wells hatte dieselbe Geschichte gelesen. Anna hatte eineinhalb Millionen Dollar für ein Strandhaus mit sieben Schlafzimmern direkt am Ozean bezahlt. Aber nicht, um das Haus zu kaufen, sondern um es zu mieten. Für drei Monate.

»Nett, wenn der eigene Dad der weltweit größte Waffenhändler ist«, sagte Wells. »Ich habe aus zuverlässiger Quelle erfahren« – tatsächlich hatte Wells in zwei Klatschkolumnen einen Bericht darüber gelesen – »dass er diese Woche in der Stadt ist. Ich würde gern mit ihm sprechen. Allein.«

Graften lächelte nun nicht mehr. »Mr Wells. Sind Sie sicher, dass Sie der sind, für den Sie sich ausgeben? Wenn Sie das nicht sind, wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, um zu gehen.«

»Ich verstehe. Aber ich bin es wirklich, und ich kann es beweisen.«

»Dann ... kann ich vermutlich einen Patrouillenwagen vor seiner Einfahrt postieren. Ich bin sicher, dass seine Fahrer die Geschwindigkeit überschreiten. Alle tun das. Wir könnten ihn anhalten und hierherbringen. Aber die Sache wäre heikel, und er könnte sich weigern. Innerhalb von zwei Minuten hätten wir seine Anwälte auf dem Hals, und wir müssten ihn wieder freilassen ...«

»Ich will Sie keineswegs in Schwierigkeiten bringen. Ich brauche nur ...« Wells brach ab und ging dann doch direkt auf sein Ziel zu. »Wenn Sie heute Nacht eine Alarmmeldung von seinem Haus bekommen, sollten Sie sich Zeit lassen hinzufahren. Ich werde ihm nichts zuleide tun. Das verspreche ich. Und ich werde auch nichts mitnehmen.« Bis auf Informationen, aber das sagte Wells nicht.

»Was ist mit seinen Wächtern?«

»Die bereiten mir keine Sorgen. Aber ich möchte gern Ihre Leute raushalten.« Wells erwähnte nicht, welche Rolle Exley in seinem Plan spielen sollte.

»Ich vermute, Sie dürfen mir nicht sagen, was Sie von ihm wollen.«

»Lassen Sie es mich so sagen. Ich erwarte nicht, dass er mir einen offiziellen Bericht darüber schickt.«

»Und Sie können die Sache nicht offiziell regeln, Mr Wells?«

»Ich wünschte, ich könnte es.« Die CIA hatte keine legale Berechtigung, in den USA zu operieren. Wells hätte dafür beim FBI um einen Haftbefehl für Kowalski ansuchen müssen. Und er bezweifelte, dass er von einem Bundesrichter einen Haftbefehl erhalten hätte, der lediglich auf der geheimen Zeugenaussage eines einzelnen russischen Mitglieds einer Spezialtruppe basierte, das nun in Afghanistan inhaftiert war. Selbst im Fall eines wohlgesonnenen Richters würden Kowalskis Rechtsanwälte monatelang gegen sie ankämpfen. Sie würden ihm nicht einmal eine Unterredung gestatten.

Kowalski in Monte Carlo oder Zürich abzufangen, wo er sich meist aufhielt, war ebenso unmöglich. Seine dortigen Häuser glichen Festungen und waren wesentlich besser geschützt als dieses Ferienhaus. Außerdem würde die örtliche Polizei wohl kaum freundlich auf ein derartiges Ersuchen von Wells reagieren. Nein, diese Nacht war ihre beste Chance. Vielleicht sogar ihre einzige Chance. Außerdem kümmerte es Wells nicht, ob Kowalski verhaftet wurde. Er wollte nur wissen, wohin die Spur führte.

Graften seufzte verzweifelt. »Wie viel Zeit brauchen Sie?«

»Vielleicht eine halbe Stunde.«

»Sie werden ihm nichts antun.«

»Ich werde mein Bestes geben.«

Graften sah zur Decke empor. »In Ordnung. Wenn Sie beweisen können, dass Sie der sind, für den Sie sich ausgeben, bekommen Sie eine halbe Stunde. Nicht mehr. Sagen wir um 3:00 Uhr früh.«

»Dann werde ich das tun.«

Um 2:55 Uhr rollte Wells, gefolgt von Exley, die Further Lane hinunter. Üppige grüne Hecken säumten zu beiden Seiten die Straße. Die Hecken waren nicht als Zierde gedacht. Sie waren sieben Meter hoch und viel zu dick, um hindurchzusehen, geschweige denn, sie zu durchdringen, und dienten dazu, die dahinterliegenden Villen zu schützen. Nach ein paar

hundert Metern teilten sich die Hecken jeweils für eine Auffahrt. Die Häuser hinter den Toren waren nachts beleuchtet, als wären sie Kathedralen in der Kirche des Reichtums.

Wells hatte Kowalskis Haus viermal ausgekundschaftet. Einmal mit diesem Motorrad in der vergangenen Nacht und dreimal tagsüber mit einem Mountainbike, das er am Montag bei einem Garagenflohmarkt in Sag Harbor gekauft hatte. Zusätzlich hatte er Landkarten der Stadt und Satellitenfotos studiert, sodass er die äußeren Gegebenheiten des Hauses und des umgebenden Geländes kannte. Im Inneren würde er sich auf seinen Instinkt verlassen müssen.

Zunächst wollte er Exley nicht einbeziehen. Aber im Gegensatz zu den meisten seiner Nachbarn hatte Kowalski sein Anwesen nicht nur mit Hecken und Alarmanlagen geschützt. Anstelle eines Tores blockierte ein schwarzer Cadillac Escalade ständig die Auffahrt. Mit eingeschalteten Lichtern und laufendem Motor. Zwei Männer, die nie lächelten, beobachteten von den Vordersitzen aus die Straße. Wenn Anna oder ihre Freunde kamen oder gingen, schoben die Männer mit dem Escalade zurück, um die Einfahrt zum Anwesen freizugeben. Sobald die Auffahrt wieder unbenutzt war, stellten sie den Wagen wieder auf den früheren Platz. Nichts und niemand konnte sie umgehen.

Dass Wells keine Videoüberwachungsanlage auf dem Anwesen gesehen hatte, war die gute Nachricht. In den Hamptons waren Kameras eine Seltenheit. Milliardäre konnten es nicht ausstehen, beobachtet zu werden, nicht einmal von ihren eigenen Wächtern. Aber ob mit oder ohne Kameras müsste Wells die beiden Männer erschießen, wenn es ihm nicht gelänge, sie auf andere Weise aus der Einfahrt zu locken. Und er wollte es vermeiden, sie zu töten, sowohl aus praktischen Überlegungen als auch aus persönlichen Gründen. Kowalski war ein mächtiger Mann mit mächtigen Freunden. Wenn jemand seine Männer erschoss, würde es Untersuchungen geben, was Wells gern verhindern wollte. Und obwohl Kowalski in einem mehr als hässlichen Geschäft tätig war, wollte Wells heute Nacht weder Richter, noch Geschworener, noch Henker spielen. Wenn es ihm gelänge, die Probleme am Eingang zu lösen, würde die Sache klappen. Im Haus selbst würden um diese Uhrzeit nur wenige Wächter wach sein. Sie waren vermutlich gelangweilt, tranken Kaffee und hatten Mühe, die Augen offen zu halten. Wie sehr sie sich auch

anstrengten, wachsam zu sein, würden sie es kaum vermeiden können, nachlässig zu werden. East Hampton war nicht gerade Bagdad. Sollte wirklich etwas schief laufen, durften sie normalerweise auf die Unterstützung der örtlichen Polizei hoffen. Allerdings hatte Wells dafür gesorgt, dass die Polizei nicht ins Spiel käme.

Kurz vor der Kreuzung der Further Lane mit der Two Mile Hollow hielt Wells am Straßenrand, klappte den Ständer aus und legte eine zerdrückte Coladose unter den Ständer, sodass er nicht in der Erde versinken und die Honda umkippen würde.

Aus dem Minivan holte er das Mountainbike, das er zwei Tage zuvor gekauft hatte. Neben der CB1000 wirkte das Fahrrad fast wie ein Spielzeug. Aber das Rad hatte gegenüber dem Motorrad einen großen Vorteil. Es war lautlos. Wells nahm den Helm ab und zog eine schwarze Maske über das Gesicht.

»Du willst es also immer noch tun?«, erkundigte er sich. »Wir müssen es nicht ...«

»Ach bitte. Was ist leichter für die heißeste Single-Tante der Welt, als sich nach ein paar Drinks in East Hampton zu verfahren?«

Exley entkorkte eine Flasche Bowle, nahm einen Schluck und spritzte ein paar Tropfen auf ihre Bluse, bei der sie bereits zwei Knöpfe geöffnet hatte, sodass man genug von ihrem schwarzen Spitzen-BH sah, der im Hinblick auf ihre Brüste wenig der Fantasie überließ.

»Das sollte sie ausreichend ablenken«, sagte sie. »Nur eine weitere überalterte, besoffene Mieze, die nach Liebe sucht.«

»Jennifer. Sei vorsichtig. Wenn irgendetwas schief läuft, will ich, dass du verschwindest ...«

Aber sie fuhr bereits davon.

Er verstand Exley nicht vollständig. Vermutlich würde er das auch nie tun. Einerseits war er sicher, dass sie ihre Kinder innig liebte, andererseits war sie bereit, ihr Leben zu riskieren, um ihm zu helfen. Tat sie es für ihn? Liebte sie das Abenteuer? War es von beidem etwas?

Wells wünschte, er wüsste es.

Exley bog nach rechts in die Two Mile Hollow ein, die zum Ozean führte. Am Nachmittag hatte sie sich noch im Zug von Washington gefragt, ob sie Wells absagen hätte sollen. Dann erinnerte sie sich an den Tag, als Wells das Taliban-Lager angegriffen hatte. Dieser Nachmittag

war gekommen und wieder vergangen ohne ein einziges Wort. Mit aller Sicherheit hatte sie gewusst, dass etwas Schreckliches passiert war, die Kugel eines Scharfschützen, ein Hubschrauberabsturz. Dann war sie allmählich zu der Ansicht gekommen, dass sie durch ihre Vorhersage Wells' Tod verursacht hatte und dass er immer noch am Leben wäre, wenn sie mehr Vertrauen bewiesen hätte.

In jener Nacht war sie zum Multiplex bei der Union Station gegangen. Sie hatte in mehrere Kinosäle hineingeschaut, ohne auch nur vorzugeben, dass sie sich den Film ansah. Sie wollte bloß, dass die Minuten vergingen, während sie darauf wartete, dass ihr Mobiltelefon läutete. Um 2:00 Uhr nachts war es schließlich so weit. Sie erwartete Shafer am anderen Ende der Leitung, der sie aufforderte, nach Langley zu kommen, um ihr die Nachricht persönlich mitzuteilen.

Stattdessen gehörte die Stimme am anderen Ende Wells. Kühl wie immer erzählte er ihr, dass sie in Bezug auf die ausländischen Kämpfer recht gehabt hatte, und dass er in zwei Tagen zurückkäme. Nachdem sie aufgelegt hatten, schwor sie sich, nie wieder an ihm zu zweifeln. Als er sie diesmal um Hilfe bei dieser Mission bat, konnte sie deshalb nicht Nein sagen. Sie wusste, dass ihre Gedanken unlogisch waren, aber so war es. Jeder hatte das Recht auf ein wenig seltsame Gedanken.

Während sie sich Kowalskis Anwesen näherte, schwankte sie mit dem Wagen ein wenig von einer Seite zur anderen. Im Rückspiegel sah sie Wells ein paar hundert Meter hinter ihr an der Ecke. Dann war er verschwunden und sie allein.

Während Wells wartete, öffnete er den Reißverschluss des Rucksacks und zog die Waffe hervor, die er sich in Langley geholt hatte: eine Telinject-Blasrohrpistole. Die Blasrohrpistole war mit einer Spritze geladen, die mit Ketamin gefüllt war – jener Droge, die Club-Kids und andere Spaß-Suchende als Special K bezeichneten – und mit Versed, einem flüssigen Beruhigungsmittel, das nahe verwandt war mit Valium. Tierärzte und Rancher verwendeten diese Waffen, um unruhige Tiere zu betäuben. Die CIA besaß eine Handvoll für ihre eigenen Zwecke. Wells hatte sich zwei ausgeliehen, nachdem er von einer Spezialistin für nicht tödliche Waffen einen Nachmittag lang unterwiesen wurde. Diese

Spezialistin gehörte der CIA-Abteilung für Wissenschaft und Technik an, die gefälschte Pässe, Wanzen, Spezialwaffen und all die anderen trickreichen Geräte erzeugte, was zwar nur ein Prozent der Arbeit der Agency ausmachten, aber neunundneunzig Prozent ihrer Faszination. »Sie wollen wohl in den Zoo von Washington einbrechen und die Schimpansen befreien?«, hatte die Spezialistin gefragt – eine attraktive, rothaarige Vierzigjährige mit dem durch und durch irischen Namen Winnie O’Kelly. »Dann sollten Sie auch wissen, dass sie beißen.« Wells lächelte schwach, als sie ihm die Pistolen übergab. »Versuchen Sie, sie nicht zu verlieren. Auch wenn sie nicht leicht zurückzuverfolgen sind, weiß man ja nie.«

Klub-Kids nahmen Ketamin, weil es in geringer Dosis eine »dissoziative Reaktion« bewirkte, eine fast außerkörperliche Erfahrung, die dem Anwender das Gefühl vermittelte, als befände er sich gleichzeitig an zwei Orten und könnte sich aus der Entfernung selbst beobachten. In höherer Dosis wirkte Ketamin innerhalb von Sekunden betäubend. Außerdem war es kein Opiumderivat, sodass die Wächter nicht umkommen würden, sollte Wells die Dosis versehentlich zu hoch angesetzt haben. Im schlimmsten Fall würden sie steif und mit Kopfschmerzen aufwachen. Das Versed in der Mischung würde die Wächter lediglich noch schneller einschlafen lassen.

Die Spritzen konnten jedoch nur dann ihre Wirkung entfalten, wenn es Exley gelang, die Wächter aus dem Escalade zu locken.

Exley fuhr an der Auffahrt des Anwesens vorüber. Links stand der Escalade. Drei Tonnen Stahl, die vorsätzlich so entworfen waren, dass sie hässlich aussahen. Seine Motorhaube starrte auf die Straße hinaus. Eine spritfressende Panzerimitation, die von reichen Männern gefahren wurde, die sich gern hart gaben, während sie wussten, dass andere, ärmere Männer die echten Kämpfe für sie austrugen. Exley fuhr langsam vorüber, wobei sie sorgfältig darauf achtete, dass die Männer im Escalade sahen, dass sie allein war.

Einhundert Meter weiter endete die Straße auf dem leeren Parkplatz für den Two Mile Hollow Beach. Schilder warnten davor, dass jedes Auto ohne Strandausweis der Stadt abgeschleppt würde. »So viel zum Thema freier Zugang zum Strand«, sagte Exley zu sich. Selbstverständlich waren jene, die zehn Millionen Dollar für ein Haus bezahlten, nicht

willig, ihren Sand zu teilen.

Während sie den Sienna wendete, tastete sie noch einmal nach der Spritze in ihrer Handtasche. Erst jetzt kam ihr zu Bewusstsein, was sie hier tat. Dann schaltete sie das Radio ein, drehte es laut auf und fuhr erneut über die Two Mile Road auf den Escalade zu, der diesmal auf ihrer rechten Seite stand. Unmittelbar vor der Einfahrt zu dem Anwesen hielt sie an und parkte auf der Straße, wobei sie darauf achtete, dass der Sienna in einem Winkel zum Escalade stand. Sie stieg taumelnd aus dem Van und ging auf das offene Tor zu.

Während sie sich näherte, blieben die Fenster des Escalade geschlossen. Sie klopfte kräftig auf die Scheibe an der Fahrerseite. Im Hintergrund dröhnte das Radio aus ihrem Van.

Schließlich glitt das Fenster auf. »Kann ich Ihnen helfen?« Der Mann im Wagen wirkte absolut nicht hilfsbereit. Er war groß und muskulös, und sein T-Shirt verbarg nicht, dass er an der Hüfte ein Halfter trug. Exley bemerkte einen Hund auf dem Rücksitz. Einen großen deutschen Schäferhund, der sie begierig ansah und sich mit der roten Zunge über die Zähne fuhr.

»Ich habe mich verfahren. Dieser Kerl, den ich kennengelernt habe, hat mir von der Party in Amagansett erzählt. Das ist doch Amagansett?«

»Lady, wenn Sie Amagansett suchen, sollten Sie die Straße hinauffahren und dann rechts ab. Viel Glück. Das hier ist Privatbesitz.«

Exley wandte sich ab. »Betrunkene Schlampe«, sagte einer der Männer im Escalade absichtlich so laut, dass sie es hören konnte. Der andere lachte. »Auf dem Weg in die Ausnüchterungszelle.« Das Fenster glitt zu. Exley ging zu dem Sienna zurück und legte den Sicherheitsgurt an. *Denk nicht so viel*, sagte sie sich. Dann legte sie den Gang ein, trat kräftig auf das Gaspedal und ...

Der Zusammenprall mit dem Escalade schleuderte sie gegen das Lenkrad. Ihr Gurt straffte sich und der explodierende Airbag fing sie ab und warf sie zurück. Obwohl sie die Kollision erwartet hatte, überraschte sie die Wucht, und sie hörte, wie sie aufschrie.

Sie machte eine Bestandsaufnahme: Sie hatte sich den Hals verrenkt, an einem Arm hatte sie einen Schnitt, aber Knochen waren nicht gebrochen. Der Sienna hatte den Hauptteil des Aufpralls abgefangen. Seine Motorhaube war verbeult, der Kühler leckte und über die

Windschutzscheibe liefen Risse. Der größere und schwerere Escalade hatte kaum sichtbare Schäden davongetragen, auch wenn Exley sah, dass sich die Airbags entfaltet hatten. Die Flasche Bowle war zerbrochen, sodass der Minivan nun nach Pfirsich stank. Sie schnappte ihre Tasche und griff nach der Spritze.

Während sie den Sicherheitsgurt löste, öffneten sich die Türen des Escalade und die Männer stiegen aus. Sie wirkten nicht allzu glücklich.

Von seinem Standplatz an der Ecke aus beobachtete Wells, wie Exley parkte. Als sie aus dem Van ausstieg, um mit den Männern zu reden, trat er in die Pedale des Mountainbikes und fuhr neben der Hecke an der Ostseite der Straße entlang. Dies war auch die Seite, auf der der Escalade stand. Er blieb immer im Schatten der Hecke, sodass ihn die Männer nicht sehen würden, wenn sie nicht direkt zu ihm herüberschauten. Wells ließ sich Zeit, denn er wollte nicht zu früh in unmittelbarer Nähe sein. Das Gras unter den Reifen seines Fahrrads war feucht vom Tau, und so nahe am Ozean konnte Wells die reine salzhaltige Luft riechen. Unter anderen Umständen würde sich die Two Mile Hollow ausgezeichnet für Verliebte eignen.

Jetzt drehte sich Exley um und ging mit hängenden Schultern zu dem Sienna zurück, wobei ihr kleiner Hintern bei jedem Schritt leicht hin und her wackelte. Die volle Aufmerksamkeit der beiden Männer im Escalade war ihr gewiss, dachte Wells. Genau das brauchte er. Er war mittlerweile nur noch fünfzig Meter entfernt und damit nahe genug, dass ihn die Männer bemerken würden, wenn sie in seine Richtung sähen.

Aber das taten sie nicht.

Krach! Der Sienna stieß so heftig gegen den Escalade, dass das größere Fahrzeug zurückgeschleudert wurde und der Wagen vorn in die Höhe stieg, ehe er mit einem Krach wieder auf der Erde landete. Wells nützte die Ablenkung, um sich und das Fahrrad ins Gras fallen zu lassen. Er war jetzt weniger als fünfundzwanzig Meter von dem Escalade entfernt, und zwar auf der Beifahrerseite. Exley hatte den Sienna in die linke Vorderseite des Geländewagens gesteuert, und somit in die Fahrerseite. Die Türen des Escalade öffneten sich, und die Männer stiegen aus. Im Inneren des Cadillacs bellte ein Hund wie verrückt. Sein

maschinengewehrartiges Bellen hallte durch die Nacht.

»Meine Tür geht nicht auf«, kreischte Exley. »Helft mir.«

»Dumme Schlampe«, sagte der Fahrer des Escalade. »Fred, funk Hank an und sag ihm, was passiert ist.« Dann brüllte er zu dem Minivan hinüber. »Wissen Sie überhaupt, wessen Wagen Sie gerade angefahren haben?«

Als sich Fred, der Wächter, zu dem Escalade umdrehte, nahm Wells die Blasrohrpistole fest in beide Hände, zielte und drückte ab. Angetrieben von komprimiertem CO₂ schoss der etwa zweieinhalb Zentimeter lange Pfeil mit leisem Zischen davon und traf den Wächter mitten in den Rücken. Erst stieß er einen kurzen Schrei aus, dann seufzte er matt, als die Spritze das Betäubungsmittel in ihn hineinpumpte. Ihm gelang es gerade noch, die Hand nach der Tür des Escalades auszustrecken, um sich festzuhalten, ehe er auf den Beifahrersitz plumpste.

»Sie sind eine dumme, betrunkene Schlampe«, sagte der Fahrer des Escalade, als er die Hand nach Exley ausstreckte. Sie fiel quer über den Beifahrersitz.

»Es tut mir so leid, ich bin so dumm, bitte helfen Sie mir«, sagte sie. Er griff grob nach ihr und zog sie heraus, wobei er bewusst an ihre Brüste fasste. Während er an ihr zog, stach sie die Spritze, die sie in ihrer Hand verborgen hatte, durch seine Khakihose in seinen Oberschenkel.

»Verdammt«, stieß er hervor. »Was ...« Doch noch während er fluchte, fühlte Exley, wie sich sein Griff lockerte. Er brach zusammen und riss sie durch das Gewicht seines schlaffen Arms mit. Sobald sie sich befreit hatte, betrachtete sie ihn. Nur mit Mühe widerstand sie dem Drang, ihn ins Gemächt zu treten. Er atmete langsam, schien aber sonst in Ordnung zu sein.

»Süße Träume«, sagte sie.

»Bist du okay?«, fragte Wells von der anderen Seite des Escalade.

»Es ging mir nie besser. Tu, was du tun musst.«

Es war Mittwoch 3:05 Uhr früh. Die strahlend grünen Leuchtdioden des Radios sagten dem Maulwurf, was er bereits wusste. Er war wach. Während der letzten Wochen war es ihm immer schwerer gefallen, zu schlafen. Er lag im Bett, blinzelte langsam wie eine Kröte und drehte an den dünnen Baumwolllacken, die Janice so mochte. Zwei Flaschen Wein zum Abendessen und danach ein kräftiger Schluck Whiskey hatten nicht gereicht, um ihn auszuschalten. Dass er nicht einmal den Eindruck hatte zu schlafen, wenn er tatsächlich schlief, war wohl das Schlimmste. Er hatte das seltsame Gefühl, dass sein Geist ständig in Richtung Bewusstsein drängte. Manchmal wusste er nicht, ob er nun wach war oder schlief, wann seine Augen offen oder geschlossen waren, bis er das Radio einschaltete und eine nächtliche Werbenachricht hörte. »Wir brauchen Trucker. Beste Bezahlung pro Kilometer!«

Meist ging er dann nachts in das Gästezimmer, um sich Serien-Wiederholungen anzusehen, während Janice im gemeinsamen Schlafzimmer schnarchte, ohne etwas davon mitzubekommen. Der Maulwurf hatte eine Schwäche für die Bikinischönheiten, die man in der MTV-Version der Wirklichkeit sah. Allerdings musste er den Ton abschalten, um sich nicht all den Unsinn anhören zu müssen, den die Mädchen auf dem Schirm von sich gaben.

Irgendetwas stimmte nicht. Sie waren hinter ihm her. Nicht diese unbestimmbaren, unmöglichen *sie*, die die armen Kerle plagten, die in ihren Köpfen Stimmen hörten. Und auch keine Ungeheuer oder Jesus. Es waren sehr reale *sie*, vermutlich in Form einer gemeinsamen Arbeitsgruppe mit dem FBI. Er wusste nicht, woher er es wusste, aber er wusste es. Nie zuvor war er so nervös gewesen. Er war auch absolut sicher, dass ihn keine Gewissensbisse plagten wegen dem, was mit dem Verfasser passiert war. Immerhin hatte er sein Gewissen verkauft, als sein kleiner Sohn starb. Was den Maulwurf anging, hatte Gott kein Gewissen, und wenn Gott kein Gewissen hatte, dann hatte er auch keines. Nein, diese Krämpfe in seinem Bauch waren keine Gewissensbisse. Es war Angst, die Angst, dass man ihn erwischen könnte.

Wenn der Maulwurf jedoch einen Augenblick lang innehielt, um die

Tatsachen zu überdenken, so wie er es jeden Tag hundertmal machte, fand er keinen Hinweis, der seine Angst stützte. Beinahe keinen Hinweis. Bis auf den Lügendetektortest. Ein paar Wochen bevor die Nordkoreaner das Phantom-Schnellboot in die Luft gejagt hatten, hatte er bei einem Lügendetektortest versagt. Nun, nicht wirklich versagt. Er hatte nicht die großen Fragen vermässelt, von denen er wusste, dass sie kommen würden. Sie waren kein Geheimnis, Teil der Routine, wie das Vaterunser. *Ist je ein ausländischer Nachrichtendienst an Sie herangetreten? Haben Sie je von einem ausländischen Nachrichtendienst Geld angenommen?* Und natürlich die wichtigste Frage von allen, die Krönung aller Lügendetektorfragen: *Haben Sie je gegen die USA spioniert?*

Der Termin für den Test war Monate im Vorhinein festgesetzt worden, eine reine Standardprozedur. Er hatte sich keine Sorgen darüber gemacht. In seinem Versteck im Keller hatte er die üblichen Fragen ein ums andere Mal wiederholt, bis sie ihn langweilten. Als er in das muffige Büro im Keller des alten Hauptquartiers spaziert war, wo die Lügendetektorprüfer ihren Zauber entfalteten, war er entspannt und selbstbewusst gewesen. Rückblickend vielleicht ein wenig zu selbstbewusst.

Die Sitzung hätte eine Stunde dauern sollen. Fünfundvierzig Minuten lang war er nur so dahingesaust. Als die Probleme auftauchten, hatte er sich schon darauf gefreut, fertig zu werden. Vielleicht würde er früher zu arbeiten aufhören und in den Nexus Gold Club hinübergehen, um zu feiern, dass er seine Pflicht für die nächsten fünf Jahre getan hatte. Vor 19:00 Uhr gab es zwei Drinks zum Preis von einem, und mitunter boten auch die Mädchen zwei Tänze zum Preis von einem an, nur um in Schwung zu bleiben.

Dann hatte ihn der Prüfer aus dem Nichts gefragt, ob er geheime Bankkonten besäße. Aus unerfindlichen Gründen hatte ihn die Frage überrascht. Er verkrampfte sich und fühlte sogar, wie sein Herz einen Schlag aussetzte. Da wusste er, dass er in Schwierigkeiten steckte. »Natürlich nicht«, sagte er. »Ich habe ein Broker-Konto, wo ich hin und wieder mit Aktien handle. Da verspiele ich meine Pension. Bei Fidelity. Meinen Sie so etwas?«

Der Prüfer, ein schwammiger Mann mittleren Alters mit starkem

englischen Akzent, sah neugierig auf den Computermonitor, auf dem Blutdruck, Puls, Atmung und Transpirationsgrad des Maulwurfs in Echtzeit angezeigt wurden.

»Ich meine Konten, die Sie weder der Bundessteuerbehörde gemeldet noch auf Ihrem Offenlegungsformular bekannt gegeben haben. Haben Sie derartige Konten?« Zum ersten Mal in einer Sitzung blickte der Prüfer den Maulwurf bei einer Frage direkt an.

»Natürlich nicht.«

»Wie steht es mit Konten im Ausland?«

Der Maulwurf tat, als würde er nachdenken. »Nicht dass ich wüsste.«

»Wie steht es mit anderen wertvollen Gütern?«

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Autos, Boote, Häuser? Autos für Sammler zum Beispiel. Oder ein zweites Haus?«

Autos für Sammler? War das ein Schuss ins Blaue, oder wusste dieser Kerl etwas von seinem M5? »Nichts Derartiges.«

Der Prüfer sah erst auf den Computerschirm und dann den Maulwurf an.

»Sind Sie sicher? Denn ich erkenne Anzeichen von Täuschung in Ihren letzten Antworten. Ich behaupte nicht, dass Sie etwas Illegales tun. Die Leute haben viele Gründe, um Konten im Ausland zu haben. Dies nur als Beispiel.«

Dieses verkniffene englische Arschloch mit seiner Singsangstimme. Dies nur als Beispiel. Der Maulwurf hätte ihm am liebsten die Augen ausgeschlagen, dies nur als Beispiel.

»Ich weiß nicht, was Sie zu sehen glauben, aber ich habe keine geheimen Wertgegenstände. Ich wünschte, ich hätte welche.«

»In Ordnung. Dann wollen wir weitermachen.«

Und sie hatten weitergemacht. Aber drei Wochen später, kurz nachdem die Nordkoreaner den Verfasser versenkt hatten, hatte der Maulwurf einen Anruf von Gleeson erhalten, seinem Boss, der ihn ersuchte, einen Termin für einen zweiten Lügendetektortest auszumachen.

»Nichts Ernstes. Sie haben nur ein paar Fragen. Wie es aussieht, glauben sie, Sie hätten ein Bankkonto auf den Cayman-Inseln oder so was.« Gleeson hatte ein wenig gekichert, als gäbe es nichts Lächerlicheres.

»Tun Sie mir den Gefallen, und rufen Sie die Leute an.«

Am selben Tag erhielt er die offizielle Aufforderung in seinem Eingangskorbchen, die bedeutend weniger freundlich klang. *Eine Nichtbefolgung dieser Aufforderung könnte den Verlust der Sicherheitsermächtigung, die Beendigung des Dienstverhältnisses mit der Central Intelligence Agency und weitere Strafen nach sich ziehen, einschließlich Strafverfolgung ...*

Als der Maulwurf den Brief zu Ende gelesen hatte, zitterte seine Hand. Bis zu diesem Augenblick hatte er nie wirklich darüber nachgedacht, was geschehen würde, wenn ihn die Agency aufdeckte.

Selbstverständlich wusste er, bevor er zu spionieren begann, dass er dafür ins Gefängnis wandern konnte. Aber das Gefängnis erschien ihm immer als vage Abstraktion. Immerhin war er ein Weißer aus Michigan. Er kannte niemanden, der im Gefängnis war. Das Gefängnis war ein Gebäude, an dem er auf der Interstate vorüberfuhr, umgeben von einem Stacheldrahtzaun und Straßenschildern mit der Warnung: »Nehmen Sie keine Anhalter mit.«

Wenn er nun an das Gefängnis dachte, wirkte es weniger abstrakt. Dieser Gedanke war keineswegs tröstlich. Im besten Fall würde er mehrere Jahrzehnte hinter Gittern verbringen. Vermutlich jedoch den Rest seines Lebens, und dies an einem Ort wie dem Supermax Penitentiary in Colorado, wo die Regierung Theodore Kaczynski festhielt, den Unabomber.

Man würde ihn in Einzelhaft sperren, vierundzwanzig Stunden pro Tag eingeschlossen in einer Betonzelle mit einem Fenster, das zu eng war, um die Sonne zu sehen. Man würde ihm eine Stunde Training in einem Maschendrahtkäfig aus Stahl zugestehen, beobachtet von Wächtern, die nie auch nur ein Wort sprachen, wie sehr er auch um die schlichte Freundlichkeit eines Gesprächs betteln würde. Und er würde betteln.

Dessen war er sicher. Vielleicht bestand der Unabomber auf seiner Privatsphäre. Aber der Maulwurf wusste, dass er nicht so viel Zeit allein verbringen konnte, nicht ohne Computer, Fernsehapparat, oder auch bloß ein Radio als Gesellschaft. Er würde verrückt werden, sich selbst aufschlitzen, nur um etwas zu tun zu haben. Sein Geist würde sich selbst auffressen, bis nichts mehr übrig wäre. Schon der Gedanke, auf diese Weise eingeschlossen zu sein, ließ sein Herz flattern, als würde er einen

Marathon laufen und weckte in ihm den Wunsch, in den Keller zu gehen und sich die.357er mit einer Kugel in jeder Kammer in den Mund zu stecken, sodass er jedes Mal dasselbe Resultat bekäme, wie oft er die Trommel auch drehte ...

Tief atmend rang er nach Fassung. Er flippte aus, und weshalb? Wegen eines *formellen Briefes*. Die Agency glaubte nicht, dass er für die Chinesen oder sonst wen spionierte. Sie glaubte, dass er ein Bankkonto hatte, von dem er ihnen nichts erzählt hatte. Dieser Brief war bloß typische Langley-Bürokratie in Aktion, nicht mehr. Er würde zurückrufen, sich besser auf den Test vorbereiten und es hinter sich bringen. Wenn er eines Tages seine Memoiren schriebe, sollte er diesen Zwischenfall samt Brief nicht vergessen. Auf diese Weise würden alle sehen, dass die Agency ihre große Chance vergeben hatte, ihn aufzuhalten.

Als er im Büro für die Terminvergabe der Lügendetektortests anrief, sagte ihm eine erschöpft klingende Sekretärin, dass die Prüfer einen Rückstand aufzuarbeiten hätten und sie ihm frühestens in einem Monat einen Termin geben könne. Sie klang, als würde sie ihm einen Gefallen tun, als organisierte sie die Reservierungen für ein schickes Restaurant in New York. »Dann also am Donnerstag, den Siebzehnten, nachmittags?« »Das ist der früheste verfügbare Termin. Wollen Sie ihn oder nicht?« »Sicher.« »Ich sehe Sie dann.« *Klick*.

Damit hatte er den Zwischenfall aus seinem Kopf verbannt, oder zumindest zur Seite gelegt, wie eine Fliege, die in einem anderen Raum herumschwirrte. Sogar nach dem Tod des Verfassers glaubte der Maulwurf, sicher zu sein. Doch dann kamen die Gerüchte auf.

»Haben Sie gehört?«, fragte ihn Gleeson eines Morgens. »Sie führen eine umfassende Untersuchung durch, wie die DPKR« – Nordkorea – »den Verfasser aufgespürt hat. Sie suchen nach Lecks.«

»Ich dachte, wir gingen davon aus, dass die Sache nichts mit uns zu tun hatte.«

»Vielleicht«, sagte Gleeson. »Vielleicht haben wir einen neuen Ames. Auf jeden Fall brauche ich diesen Bericht bis zwei Uhr auf meinem

Schreibtisch.«

»Kein Problem«, sagte der Maulwurf, während Gleeson davonschlenderte.

Eine Woche lang hörte er sonst nichts. Dann erhielt er von derselben Sekretärin aus dem Prüfbüro einen Anruf, die zuvor so gelangweilt gewesen war. »Wir müssen Ihren Termin vorverschieben. Haben Sie nächsten Freitag Zeit?«

Der Maulwurf fühlte, wie sich sein Herz verkrampfte. »Freitag? Ich weiß nicht, ich werde nachsehen ...«

»In Ordnung. Rufen Sie mich bitte so bald wie möglich zurück. Wenn es am Freitag nicht klappt, dann spätestens nächste Woche.«

»Weshalb denn jetzt diese Eile? Ich meine, ich bin sehr beschäftigt ...«

»Das müssen Sie den Prüfer fragen. Ich kümmere mich nur um die Termine.« *Klick.*

Während der Maulwurf ausdruckslos auf den Hörer in seiner Hand starrte, fragte er sich, womit er diese Behandlung verdient hatte. Er wüsste nur allzu gern, ob sie ihn tatsächlich in Verdacht hatten. Aber wenn man zu viele Fragen über eine Untersuchung nach einem Leck stellte, lenkte man die Aufmerksamkeit der Leute auf sich, die diese Untersuchung leiteten.

Inzwischen hatte sich das Tempo in der Ostasieneinheit erhöht. Seit dem elften September hatten Langley und das Weiße Haus China relativ wenig Beachtung geschenkt. Die Agency hatte sich erst auf Afghanistan, dann auf den Irak und nunmehr auf den Iran konzentriert.

Währenddessen hatten China und die USA eine stillschweigende Übereinkunft erzielt. Solange Peking die USA im Kampf gegen den Terrorismus unterstützte, würde sich das Weiße Haus bei Wirtschaftsthemen ruhig verhalten, wie etwa dem Handelsüberschuss Chinas.

Selbst der raschen militärischen Aufrüstung Chinas mit neuen U-Booten, Kampffjets und Satelliten hatte man nicht widersprochen. Einige Analytiker innerhalb der Agency waren der Ansicht, dass die USA China gegenüber nun aggressiv auftreten sollte, solange die USA noch klar die Oberhand hätte. Aber derartige Diskussionen waren vorwiegend

theoretischer Natur. Langley wusste, dass das Weiße Haus zurzeit keine Lust auf einen Konflikt mit Peking hatte, nicht jetzt, wo der Irak zusammenbrach.

Aber in den letzten Wochen war die stillschweigende Übereinkunft gebrochen worden, und zwar nicht durch etwas, das Washington getan hätte. Sowohl öffentlich als auch privat schienen die Chinesen die USA in die Knie zwingen zu wollen. Die Chinesen hatten U-Boote in die Taiwan-Straße verlegt, jene enge Meeresstraße, die Taiwan vom chinesischen Festland trennte, und erklärt, dass amerikanische Flugzeugträger ohne chinesische Bewilligung dort nicht willkommen seien. Washington hatte diese Provokation einfach ignoriert und verkündet, dass amerikanische Flugzeugträger sämtliche internationalen Gewässer nach eigenem Belieben befahren würden.

Peking hatte zudem den erfolgreichen Test einer Rakete verkündet, die imstande sei, Satelliten zu zerstören, und hatte erklärt, dass es keiner Nation eine »Vorherrschaft im All« zugestehe. Diese Worte waren eindeutig an die USA gerichtet. Eine Woche zuvor hatte der französische Nachrichtendienst den USA das Gerücht zugespielt, dass China und der Iran eine Art Großabkommen getroffen hätten. Keine Einzelheiten. Langley hatte das Weiße Haus und das Auswärtige Amt informiert, und jetzt versuchte der amerikanische Botschafter in China den chinesischen Außenminister dazu zu bewegen, das Gerücht zu bestätigen oder zu dementieren. Bislang schwieg das Ministerium.

Eine Allianz zwischen China und dem Iran würde die USA vor schwerwiegende Probleme stellen. Selbst wenn die USA einer Auseinandersetzung mit China aus dem Weg gehen wollten, müssten sie auf eine Vereinbarung zwischen Peking und ihren Erzfeinden in Teheran reagieren. Allerdings verstand niemand, warum die Chinesen gerade diesen Zeitpunkt gewählt hatten, um Washington herauszufordern.

Der Maulwurf sah nun, wie wirkungsvoll er die Agency verraten hatte. Seine Spionagetätigkeit hatte die CIA im Verlauf der letzten fünf Jahre all ihre chinesischen Agenten gekostet. Als Folge hatte die Agency nun keinen Zugang zu dem, was sich auf den höheren Ebenen der chinesischen Regierung und der Volksbefreiungsarmee abspielte. Der Maulwurf hatte die Agency blind und taub gemacht. Dennoch glaubte er nicht, dass eine der beiden Seiten die Konfrontation allzu weit treiben

würde. Sowohl die USA als auch China hatten zu viel zu verlieren.

Als Janice um 3:06 Uhr neben ihm leise stöhnte, fühlte der Maulwurf, wie sich sein Geist wie ein Truck beschleunigte, dessen Bremsen versagten. Er erinnerte sich an *Insomnia*, einen alten Roman von Stephen King. Etwa in der Mitte des Romans wurde der Held von Teufeln und Dämonen heimgesucht, die aus den Wänden krochen. Der Maulwurf erwartete, bald Ähnliches zu sehen. Das Schlimmste daran war, dass es ihn tatsächlich erleichtern würde zu wissen, dass diese Monster real waren.

Jetzt hatte der Maulwurf zumindest eine gute Ausrede für seine Schlaflosigkeit. Vor zwei Tagen hatte er am Morgen eine weitere schlechte Nachricht erhalten. Während er in seinem Büro überlegte, unter welchem Vorwand er den Lügendetektortest aufschieben könnte, rief Gleeson an.

»Kommen Sie her«, sagte Gleeson. »Große Neuigkeiten.« Als er eintraf, erzählte ihm Gleeson, dass ein chinesischer Agent nach Großbritannien übergelaufen war. Wen Shubai. Auch wenn ihm der Maulwurf nie begegnet war, kannte er seinen Namen. Er wettete, dass Wen auch ihn kannte, oder zumindest von ihm gehört hatte. Der Maulwurf konnte sich nicht vorstellen, was passiert war. Kein hochrangiger Beamter aus dem chinesischen Nachrichtendienst war je übergelaufen. Die Chinesen waren nicht wie die Russen oder Amerikaner. Sie hielten zusammen. Zumindest hatten sie es bisher so gehalten.

»Das ist großartig«, sagte er. »Wann ist das geschehen?« *Wie viel Zeit bleibt mir?*

»Ich weiß es nicht«, antwortete Joe. »Ich glaube, vor ein paar Tagen. Aber sie halten sich sehr bedeckt.«

»Sind wir sicher, dass er echt ist und kein Köder?«

»Er hat einige handfeste Hinweise geliefert.«

»In welcher Sache?«

»Ich wünschte, ich dürfte es sagen«, meinte Gleeson fröhlich. Der Maulwurf fragte sich, ob Gleeson tatsächlich wusste, was Wen gesagt hatte. Konnte ihnen Wen genügend Hinweise gegeben haben, um ihn zu finden? Überprüfte die Agency vielleicht schon seine Auslandskonten?

Der Maulwurf hatte das Gefühl, dass sich sein Körper auflöste, als ob Gleeson durch ihn hindurchsehen könnte. Er sah auf seine Hände hinab, um sicherzugehen, dass er immer noch echt war.

»Ich brauche von Ihnen einen Bericht über alles, was wir über Mr Wen wissen«, sagte Gleeson. »Spätestens bis heute Abend.«

»Sicher. Daran habe ich auch schon gedacht.« Der Maulwurf fragte sich, ob George Tyson und seine Jungs von der Spionageabwehr versuchten, ihm eine Falle zu stellen. Dieser Auftrag sollte ihn vielleicht dazu treiben, davonzulaufen und sich selbst zu verraten.

Wenn das ihr Ziel war, hatten sie versagt. Der Maulwurf ging in sein Büro zurück, rief das dünne Dossier auf, das die Agency über Shubai hatte, und stellte den Bericht für Gleeson zusammen. Als er abends nach Hause fuhr, blieb er unterwegs bei einer Telefonzelle stehen und wählte eine Mobiltelefonnummer aus Virginia. Der Anruf ging direkt an eine Mailbox.

»Sie haben George erreicht«, lautete die Botschaft. »Der Wagen steht immer noch zum Verkauf. Wenn Sie an einem Kauf interessiert sind, dann hinterlassen Sie bitte Ihre Nummer und wann Sie am besten zu erreichen sind.« All die Englischstunden, die der Oberst im Lauf der Jahre genommen hatte, machten sich bezahlt, dachte der Maulwurf. Er klang kaum noch wie ein Chinese.

»George, Ihr gelber Pinto ist genau der Wagen, den ich suche. Ich würde ihn gern so bald wie möglich abholen. Rufen Sie mich vor sechs Uhr früh an.«

Der Code war einfach. Gelb bedeutete, dass er dringend um ein Treffen ersuchte, und Pinto stand für den Wakefield Park um 6:00 Uhr früh. Während er auf Georges Antwort wartete, suchte er nach einem TGI Friday's, um ein Bier zu trinken und zuzusehen, wie sich die Dummköpfe im Sportkanal gegenseitig vollquasselten. Er hatte nicht einmal Lust, etwas zu trinken, bestellte aber dennoch ein Bier. Als er in seinen Krug blickte, war er leer. Er deutete dem Barkeeper, ihm noch ein Bier zu bringen.

»Kein Problem, Kumpel.«

»Was für ein Wort soll ›Sportsprecher‹ sein?«, fragte der Maulwurf, während er zu dem Bildschirm hinübersah. »›Nachrichtensprecher‹ ist schon schlimm genug, aber ›Sportsprecher‹ ergibt überhaupt keinen Sinn

mehr.«

»Jetzt haben Sie mich erwischt. Das war ein Bud Light, richtig?«
Nachdem eine Stunde vorübergekreucht war, legte der Maulwurf einen Zwanzigdollarschein auf die Bar und ging. Einen knappen Kilometer weiter fand er wieder eine Telefonzelle. Erneut wurde der Anruf direkt an eine Mailbox geleitet. »Sie haben George erreicht«, lautete die Botschaft. »Danke für Ihre Anfrage. Der gelbe Pinto wird am Donnerstag abholbereit sein.«

Nur mit Mühe konnte sich der Maulwurf beherrschen, nicht den Hörer des Telefons abzureißen. *Donnerstag*? Heute war Montag. Warum ließen sie ihn zweieinhalb Tage warten? Er hätte ein sofortiges Treffen fordern sollen. Aber nun war es zu spät. Wenn er jetzt um einen früheren Termin bat, würde George glauben, dass er in Panik geriet, und diesen Eindruck wollte er auf jeden Fall vermeiden. Er musste einfach warten.

So hatte er gewartet, auch wenn er es ebenso hasste, zu warten, wie ein Gefangener auf seine Exekution. Dennoch musste immer noch mehr als ein Tag bis zu dem Treffen vergehen. Als die Uhr auf 3:07 sprang, stieg er aus dem Bett und stapfte in das Gästezimmer hinüber, von dem er einst gehofft hatte, dass es ein Kinderzimmer werden würde. Er machte es sich gemütlich bei einer Folge von *The Hills* und sah zu, wie sich die Hohlköpfe in der knallharten Welt von *Teen Vogue* abmühten. Er hatte diese Folge schon einmal gesehen, aber auch wenn er sie nicht gesehen hätte, hätte ihn nichts darin überrascht. Dies Sendungen waren doch alle gleich: Geheimnisse, die im Flüsterton ausgetauscht wurden, künstliche Emotionen und Probleme im Miniaturformat.

Während er fernsah, fragte sich der Maulwurf, was er tun würde, wenn ihn George warnte, dass ihm die Agency auf den Fersen sei. Die traurige Wahrheit war, dass er China nicht einmal besonders mochte. Gewiss wollte er nicht den Rest seines Lebens dort verbringen. Und was war mit Janice? Würde George zulassen, dass sie mitkam? Würde sie es überhaupt wollen? Er könnte ihr erzählen, dass dies das große fremde Abenteuer war, das sie sich immer gewünscht hatte.

Vielleicht sollte er einfach verschwinden, nach Mexiko oder sonst wohin in den Süden, mit oder ohne Janice. Er hatte genug Geld versteckt, um

davon leben zu können, vor allem, wenn er in Thailand landete, wo man für zwanzig Dollar einen Blowjob bekam, statt eines dreiminütigen Tanzes. Aber er sprach nicht Thai. Wohin er auch immer ging, würde er den Rest seines Lebens auf das Klopfen an der Tür warten, das bedeutete, dass ihn die Agency – oder die Chinesen – gefunden hatten. Vor welcher der beiden Parteien er sich mehr fürchtete, wusste er nicht. Bis auf den Lügendetektortest hatte er keinen Grund zur Sorge. Er sollte sich entspannen. Immerhin hatte er Wen Shubai nicht einmal kennengelernt. Der Maulwurf griff in seine Unterhose und massierte sich, während er die geschmeidigen kalifornischen Göttinnen auf MTV betrachtete. Obwohl er wusste, dass ihn der Whiskey und der Wein von dem abhalten würden, was thailändische Barmädchen als vollständige Entspannung bezeichneten, fühlte er sich zum ersten Mal seit einem Monat halbwegs wohl. Schon bald würde er wissen, wo er stand. Und irgendwann fühlte er, wie ihm die Augen zufielen.

»Bist du okay?«, fragte Wells von der anderen Seite des Escalade.

»Es ging mir nie besser. Tu, was du tun musst.«

»Fahr den Van in die Auffahrt, sodass ihn niemand sehen kann. Wisch ihn dann ab. Alles, was du berührt hast. Auch die Weinflasche. Keine DNS.«

»Ich habe verstanden. Geh jetzt.«

Nun kam der nächste Schritt. Wells sah auf seine Uhr: 3:07. Ihm blieben dreiundzwanzig Minuten, und er würde jede einzelne davon benötigen. Er legte Fred, den Wächter, in der Auffahrt ab und stieg in den Escalade. Der deutsche Schäferhund lag tot auf der Rückbank. Zwei Kugeln aus Wells Glock hatten seinen Schädel durchschlagen. Sein Blut bildete auf den Fußmatten eine Pfütze. Wells wollte den Hund nicht töten, aber er hatte keine andere Wahl.

Wells setzte sich auf den Fahrersitz, schaltete den Escalade in den Rückwärtsgang und stieg vorsichtig auf das Gaspedal. Der große Geländewagen riss sich mit metallischem Stöhnen von dem Sienna los. Ein Stück der Motorhaube des Toyotas hing wie verbeulter Weihnachtsschmuck am Lüftungsg grill des Cadillacs. Wells wendete und fuhr den kurvigen Schotterweg zum Haus hinauf. Jetzt würden die getönten Scheiben des Escalade ein Vorteil für ihn sein.

Das Anwesen war eine riesenhafte Version eines rustikalen Strandhäuschens von Cape Cod, besaß sogar verwitterte Schindeln und stand ungefähr siebzig Meter vom Tor entfernt. Als sich Wells dem Haus näherte, rannte ein Mann dem Escalade entgegen.

»Jimmy ... was zum Teufel ...«

Wells riss den Escalade herum, sodass er nun auf den Mann zufuhr und beschleunigte. Vor Schreck blieb dem Mann der Mund offen stehen. Erst griff er in den Bund, um seine Pistole zu ziehen, doch dann gab er auf und sprang ungelenk aus dem Weg. Er landete mit dem Gesicht voran im kurz geschnittenen Rasen. Wells hatte den Escalade schlitternd neben ihm angehalten und sprang nun mit der Pistole in der Hand heraus.

»Runter«, sagte Wells nicht allzu laut. »Hände auf den Rücken.«

Der Wächter zögerte. Wells feuerte die schallgedämpfte Glock ab, sodass sich die Kugel kaum einen Meter links vom Kopf des Mannes in

die Erde grub. Augenblicklich verschränkte der Mann die Hände hinter dem Rücken. Nachdem Wells dem Mann Handschellen angelegt hatte, zog er ihn hoch und stellte sich hinter ihn, damit der Wächter sein Gesicht nicht sah. »Wie heißt du?«

»Ty.«

»Wer ist sonst noch wach?«

»Niemand.«

Wells stieß ihm die Glock in den Rücken. »Du hast bereits einen Warnschuss bekommen. Wo ist Hank?«

Ty zögerte, ehe er sprach. »Im ersten Stock. Er beobachtet die Schlafzimmer.«

»Sonst noch jemand?«

»Die schlafen alle, ich schwöre es. Oder sie sind mit Anna ausgegangen. Sie braucht fünf Kerle, die sie beschützen.«

An Tys Taille meldet sich summend ein Nextel-Funkgerät. »Ty?«, fragte ein Mann.

Wells griff nach dem Funkgerät. »Sag ihm, dass eine betrunkene FahrerIn den Escalade gerammt hat, aber dass niemand verletzt ist. Die Cops sind schon auf dem Weg, und du kommst auch gleich hinein. Verstanden?«

Ty nickte. Wells hielt das Funkgerät an Tys Mund und drückte auf den Sprechknopf.

»Hank. Eine Betrunkene hat Jimmy gerammt, aber alle sind in Ordnung. Die Cops sind auf dem Weg. Ich bin in fünf Minuten zurück.«

»Verstanden. Halt mich auf dem Laufenden.«

»Werde ich.«

Wells warf das Funkgerät weg. »Guter Junge. Nur noch eine Frage. Wo schläft er? Kowalski?«

Ty zögerte. »Anna hat das große Schlafzimmer bekommen. Er ist im ersten Stock, links, an der Vorderseite.«

Wells zog eine Spritze aus der Tasche und stach sie dem Wächter in den Hals. Mit geweiteten Augen zerrte er an den Handschellen und versuchte, sich zu Wells umzudrehen. Dann wurde seine Atmung schwach und er stürzte wie ein reumütiger Büsser vor Wells' Füßen zur Erde.

Einer noch, dachte Wells. Wieder sah er auf die Uhr: 3:11.

Wells lief an die Hinterseite des Hauses, von wo Ty gekommen war. Er kam an einem olympiatauglichen Swimmingpool mit Schieferauskleidung vorüber, der über drei Sprungbretter verfügte: niedrig, mittel und hoch. Von der Granittreppe an der Rückseite nahm er jeweils zwei Stufen auf einmal. Die Terrassentüren standen offen. Er trat in eine schimmernde Küche. Polierte Kupferkessel hingen von der Decke; neben einem Pizzaofen stand ein Gasofen. Im Haus war es still. Wells ging durch einen Korridor, der von Hunderten Weinflaschen gesäumt war, und dann die lange Hintertreppe hinauf.

Auf halber Höhe verlangsamte Wells den Schritt und zog die zweite Blasrohrpistole aus seinem Rucksack. Er hatte zwei bereits geladen mitgenommen, um nicht wertvolle Zeit damit zu vergeuden, die Spritzen nachzuladen. Knapp unterhalb der letzten Stufe blieb er stehen. Die Stiege bildete den Stamm eines Ts, von dem aus ein Korridor entlang der Längsachse des Hauses nach rechts und links lief. Wells streckte den Kopf über die oberste Stufe hinaus. Wie erwartet stand ein Mann nur sieben Meter entfernt mit einer Pistole im Hosenbund vor einer verschlossenen Tür.

»Ty«, sprach er drängend in sein Funkgerät. »Komm schon, ich bin es, Ty ... Jimmy? Verdammt.« Er ging auf die Treppe zu. Wells trat einen Schritt zur Seite, um freie Bahn für die Blasrohrpistole zu bekommen, und drückte auf drei Meter Entfernung ab. *Psst*. Der Pfeil drang in den Bauch des Mannes ein, der leise seufzte. Während seine Knie brachen, entglitt ihm das Funkgerät. Wells sprang vor, um ihn aufzufangen, ehe er auf den Teppich stürzte, und legte ihn vorsichtig ab.

Dann stieg Wells über ihn, um die weiße Holztür am Ende des Ganges zu prüfen. Versperrt. Er zog die Pistole, zielte auf das Schloss und drückte zweimal ab. Das Metall knirschte, als die Kugeln das Schloss durchschlugen. Mit der Schulter stieß er die Tür auf.

Hinter der Tür ging der Korridor weiter. Wells lief den Gang hinunter nach links, wo eine offene Tür in ein leeres Schlafzimmer führte. Auf der anderen Seite befand sich eine geschlossene Tür. Wells legte das Ohr an die Tür und lauschte. Stille. Am anderen Ende des Ganges gab es noch eine Tür. Während sich Wells dieser näherte, hörte er ein tiefes

Schnarchen.

Er öffnete die Tür und schaltete das Licht ein. Ein antiker Seident Teppich in schillernden Gelb- und Blautönen reichte bis in die Ecken des übergroßen Schlafzimmers. Kowalski, ein fatter Mann mit winzigen Schweinsaugen, schlief allein in dem überdimensionalen Himmelbett. Über und um ihn herum lagen weiße Seidenlaken wie Zuckerguss auf einer bauchigen Torte. Verschlafen knurrte er wegen der Lichter.

»Pierre«, sagte Wells.

Das Schnarchen brach mitten im Atemzug ab. Gleichzeitig schoss Kowalskis Kopf hoch, und die Augen sprangen auf. Mit überraschender Schnelligkeit rollte er sich auf den kleinen Nachttisch zu ...

Aber Wells kam ihm zuvor. Er trat ans Bett heran und richtete die Pistole auf ihn. Sobald Kowalski die Waffe sah, hielt er inne.

»Hände hoch«, sagte Wells. Zögernd gehorchte Kowalski. »Strecken Sie die Arme aus, und greifen Sie mit jeder Hand nach einem Pfosten.« Der fette Mann zauderte. »Jetzt.« Wells drückte den Abzug seiner Glock, sodass eine Kugel in die Wand neben dem Bett einschlug.

»Bitte bleiben Sie ruhig«, sagte Kowalski, während er die Arme hob. Wells fesselte ihn an das Bett, indem er jeweils ein Handgelenk an einem Pfosten festmachte. Als die Laken von Kowalski herunter glitten, wurden sein schwabbeliger Bauch und seine übergroßen seidenen Boxershorts sichtbar. In seinem Gesicht zeigte sich immer noch keine Anspannung. Er wirkte eher amüsiert, als könne er nicht glauben, dass es jemand wage, in sein Haus einzubrechen.

»Sie sollten wissen, dass Sie eben einen gewaltigen Fehler begangen haben«, sagte Kowalski in fehlerfreiem Englisch mit leicht britischem Akzent. Seiner Akte zufolge hatte er es in einem Schweizer Internat gelernt. Er war zur Hälfte Franzose und zur Hälfte Pole. Den Handel mit Waffen hatte er von seinem Vater erlernt. »Sie sollten wissen, wer ich bin.«

»Deshalb habe ich doch hier vorbeigesehen. Zu schade, dass Sie nicht auch dasselbe von mir sagen können«, sagte Wells. »Für eineinhalb Millionen hätten Sie sich schon auch ein paar Überwachungskameras leisten sollen. Wenn Sie mir fünf Fragen beantworten, gehe ich wieder.«

»Ist das ein Scherz?«

Wells legte Kowalski die Hand über den Mund, zog eine

Elektroschockpistole aus seinem Rucksack und stieß sie Kowalski in den Nacken. Der Kopf des fetten Mannes zuckte zur Seite und seine Zunge leckte obszön an Wells behandschuhter Handfläche. Wells zählte bis fünf, ehe er den Taser wegzog. »Warum haben Sie Spetznaz nach Afghanistan geschickt?«

Kowalski zögerte keinen Augenblick. »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Falsche Antwort.« Diesmal zählte Wells bis zehn, ehe er den Taser von Kowalskis Hals nahm. Er hatte keine Zeit für sanfte Methoden, und er wusste, dass Kowalski log.

Schließlich hatte Sergej, der russische Offizier einer Spezialeinheit, Wells auch ohne umständliche Aufforderung seine Geschichte erzählt. Er hatte in Moskau als Sicherheitswache für die russische Erdgasgesellschaft Gazprom gearbeitet, als der Anruf kam. Der Oberst, der seine Einheit in Tschetschenien befehligte, hatte ihm gesagt, dass er für einen sechsmonatigen Einsatz bei den Taliban in Afghanistan fünfhunderttausend bekommen werde.

»Ich sagte, diese Summe ist zu hoch, um wahr zu sein. Er versprach mir, dass wir sie wirklich bekommen würden, denn sie bräuchten Hundert von uns, die besten Spetznaz, und sie würden gut zahlen. Er sagte, dass der Auftrag von Pierre Kowalski käme. Da wusste ich, dass er die Wahrheit sagte.«

»Du vertrautest deinem Kommandeur?«

»In Tschetschenien hat er mir mehrmals das Leben gerettet. Er würde bei so einer Sache nie lügen.« Man habe auch besondere Vorkehrungen getroffen, damit das Geld nicht zurückverfolgt werden könne. Jeder Mann erhielt bei der Anwerbung einhunderttausend Dollar in bar als Bonus. Monat für Monat wurden fünfzigtausend Dollar auf das Bankkonto eines Familienmitglieds überwiesen, und nach Abschluss der sechs Monate würden sie nochmals einen Bonus von einhunderttausend Dollar erhalten.

»Wir wussten, welches Risiko wir eingingen«, sagte Sergej. »Aber der Betrag war einfach zu hoch. Alle stimmten zu.«

»Was wäre gewesen, wenn sich die Afghanen gegen euch gestellt

hätten?«

»Auch darüber haben wir gesprochen. Aber wir wussten, dass wir gemeinsam hier sein würden. Wir konnten einander schützen. Auf jeden Fall haben wir sie zu besseren Kämpfern ausgebildet, sodass sie keinen Grund hatten, uns etwas anzutun. Wir fürchteten uns nur wegen euch.«

»Habt ihr gewusst, für wen Kowalski arbeitet?«

»Nein. Das gehörte zur Abmachung. Aber als wir ankamen, sagten uns die Taliban, dass es nicht ihr Geld sei. Was uns nicht überraschte.«

»Könnte Kowalski es für sich getan haben?«

»Unser Kommandeur sagte nein, er arbeite für einen anderen Auftraggeber und werde eine beträchtliche Summe bekommen.« Sergej spuckte aus. »Das war alles, was wir wussten, und alles, was wir wissen wollten.«

»Und wo ist euer Kommandeur? Wie kann ich ihn finden?«

»Du hast ihn schon gefunden. Dort drin.« Er deutete auf die Höhle.

»Falsche Antwort«, sagte Wells nun in dem Schlafzimmer in den Hamptons. »Versuchen Sie es noch einmal. Warum haben Sie den Taliban geholfen?«

»Was geht das Sie an?«

Wells legte wieder die Hand über Kowalskis Mund. Der fette Mann drehte hilflos den Kopf um. »Niemand kommt Ihnen zu Hilfe, Pierre. Hier gibt es jetzt nur Sie und mich.«

Kowalski schielte aus seinen winzigen Schweinsaugen zu Wells. »Ja, ich habe sie angeheuert, diese Spetznaz.«

»Damit sie gegen die USA kämpfen?«

»Natürlich.« Seine Stimme verriet keine Regung. »Ein Mann rief mich an. Ein Nordkoreaner, mit dem ich schon einmal zusammengearbeitet hatte. Er fragte mich, ob ich es arrangieren könne. Er wusste, dass ich sowohl zu den Taliban als auch den Russen Kontakte besaß. Er wollte die besten Kämpfer, solche, die die Sache etwas in Schwung bringen.«

»Wie viel hat er bezahlt?«

»Fünf Millionen. Keine große Sache.«

Wells schlug Kowalski zweimal in einer flinken

Links-Rechts-Kombination in den Bauch, wobei seine Fäuste im Bauch

des fetten Mannes verschwanden. »Sie haben nur für die Männer fünfzig Millionen ausgegeben.«

Kowalski rang mit weit geöffnetem Mund nach Luft.

»Wie viel?«, fragte Wells erneut.

»Ruhig, mein Freund.« Kowalskis kultivierte Stimme war zu einem dünnen Pfeifen geworden. »Es waren zwanzig Millionen pro Monat auf eine Dauer von sechs Monaten. Für die Männer und ein paar Waffen, einige SA-7 und RPGs. Ein gutes Geschäft mit hohem Profit. Mein Kontaktmann sagte, dass er möglicherweise das Angebot nach Ablauf der sechs Monate verlängern wird.« Einhundertzwanzig Millionen, dachte Wells. Kein Wunder, dass Kowalski imstande war, fünfhunderttausend pro Mann zu zahlen.

»Dieses Geld kam aus Pjöngjang?«

»Das habe ich nicht gesagt. Mein Kontaktmann war Nordkoreaner. Ich weiß nicht, wer hinter ihm steht. Vielleicht die Nordkoreaner, aber ich glaube es nicht.«

»Warum nicht?«

»Die Sache ist zu teuer für sie. Außerdem, was kümmert sie Afghanistan?«

»Die Saudis? Die Iraner?«

Kowalski blickte auf den Taser. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Sie haben nicht nachgefragt? Nicht einmal in Anbetracht des Risikos?«

»Ich werde nicht dafür bezahlt, dass ich nachfrage. Ich treffe die Arrangements und stelle keine Fragen, so wie Sie.«

»Vermutlich war es sicherer, es nicht zu wissen.«

Kowalski versuchte gar nicht, seine Verachtung zu verbergen. »Was habe ich eben gesagt?«

»Woher kam das Geld?«

»Eine telegrafische Überweisung von einem Bankkonto in Macao.«

»Macao? Warum von dort?«

»Ich habe nicht gefragt.«

»Von welcher Bank?«

»Banco Delta Asia.«

Wells erinnerte sich an diesen Namen. Die Bank war schon früher in Schwierigkeiten geraten, weil man sie beschuldigt hatte, schmutziges Geld für die Regierung Nordkoreas zu waschen. »Welche

Kontonummer?«

»Ich habe sie nicht hier. Wenn Sie nach Zürich kommen, sehe ich für Sie nach. Ich verspreche, Sie mit derselben Gastfreundschaft zu empfangen, die Sie mir heute zeigen.« Diesmal machte sich Wells nicht die Mühe, den Taser einzusetzen, sondern legte nur eine Hand um Kowalskis Hals und drückte durch das Fett zu. Man musste es Kowalski zugutehalten, dass er nicht bettelte, nicht einmal als sein Gesicht rot anlief und seine Arme gegen die Bettpfosten schlugen. »Ich sage Ihnen doch, dass ich sie nicht hierhabe«, wiederholte er.

Wells würgte ihn lange genug, um sicher zu sein, dass er ihm die Wahrheit sagte. Dann ließ er ihn wieder los. Kowalski hustete in kurzen, trockenen Stößen.

»Wo kann ich Ihren Kontaktmann finden?«

»Er hieß Moon. Aber er wird nicht mit Ihnen sprechen. Er starb letzten Monat. Das hatte aber nichts mit dieser Sache zu tun. Er war auch noch im Heroingeschäft und ist einigen ziemlich üblen Kerlen über den Weg gelaufen.«

»Aber Sie werden immer noch bezahlt.«

»Selbstverständlich.« Kowalskis Gesicht hatte die Farbe von rosa gebratenem Steak, und seine Arme hingen schwer von den Pfosten herab. Dennoch klang er immer noch selbstbewusst. »Lassen Sie mich Ihnen eines sagen. Wer auch immer Sie sind, und selbst wenn Sie von der amerikanischen Regierung, der CIA oder den Special Forces sind, Sie werden für das bezahlen, was Sie heute Nacht getan haben. Wenn Sie glauben, in Sicherheit zu sein, werde ich Sie eines Besseren belehren.« Wells wünschte, er könnte diesen Mann töten. Und dieser Wunsch war stärker als bei jeder anderen Person, die er je getroffen hatte, sogar stärker als bei Omar Khadri. Aber er durfte das Risiko nicht eingehen. Außerdem tötete er keine Gefangenen. Er zog eine Rolle Isolierband aus seinem Rucksack und klebte Kowalski ein Stück davon über den Mund. Ohne dass Wells hätte sagen können, warum er es tat, wickelte er das silberfarbene Klebeband auch um Kowalskis Schädel. Der fette Mann versuchte, sich wegzudrehen, aber Wells hielt ihn fest. Er wickelte das Band über Kowalskis Augen, seine Stirn, die Wangen, Schlinge für Schlinge, bis der fette Mann wie eine moderne Mumie aussah, ein Tutench-Band, die ägyptische Gottheit des Isolierbands. Er achtete

darauf, Kowalskis Nasenlöcher frei zu halten, damit er nicht erstickte. Dann legte Wells eine Hand über Kowalskis Nasenlöcher und drückte sie zu. Laut, freundlich und langsam zählte er bis zehn, ehe er wieder losließ.

»Vergessen Sie nicht zu atmen«, sagte er noch, bevor er davonlief.

Es war 3:29 Uhr, und Exley saß in dem Minivan. »Hast du deinen Helm?«

Exley griff nach dem Motorradhelm, den sie im Van mitgebracht hatte, und dann rannten sie gemeinsam zum Motorrad. Drei Minuten später erreichten sie die Kreuzung von Newton Lane und Main Street. Die Honda unter ihnen schnurrte gleichmäßig. Ein Polizeiwagen fuhr mit Blinklicht an ihnen vorüber, aber ohne Sirene und ohne sich besonders zu beeilen. Der Chief hatte sein Wort gehalten und Wells sogar ein paar zusätzliche Minuten zugestanden.

Die Route 27 war leer und still, und sobald Wells die Ampeln von Hamptons hinter sich gelassen und den Highway erreicht hatte, zog er den Gasgriff der CB1000 zurück und beobachtete, wie die Nadel auf dem Tachometer stieg und der Highway auf ihn zusauste. Exley legte die Arme mit festem Griff um ihn, aus Angst, aus Freude oder aus einer Mischung von beidem, und auch er war so glücklich, wie er nur sein konnte. *Everything dies, baby, that's a fact, but maybe everything that dies someday comes back*, sang er, so laut er konnte, denn er wusste, dass ihn niemand hörte, nicht einmal Exley.

Erst als er in der Ferne das rot-blaue Blinklicht eines Polizeiwagens sah, verringerte er die Geschwindigkeit. Eine Stunde später erreichten sie Queens, wo der Long Island Expressway sogar zu dieser Stunde schon stark befahren war. Wells steuerte die Honda vom Highway hinunter, und schon bald fanden sie das Paris Hotel, das zwar nicht besonders sauber war, aber gern Bargeld akzeptierte. Wells wollte so wenige Spuren wie möglich hinterlassen. Er war sicher, dass Kowalski nicht zur Polizei gehen würde. Aber das bedeutete nicht, dass sie nicht in Gefahr waren. Dennoch glaubte Wells, dass Exley und er ihre Spuren gut genug verwischt hatten, um sicher zu sein.

Das Zimmer zweihundertdreiunddreißig des Paris war mit einem ausgebleichen grauen Teppich ausgelegt und roch ein wenig feucht.

»Nett«, sagte Exley. Sie stieß die Zimmerantenne an, die auf dem Fernsehgerät stand. »So etwas habe ich schon seit einer Weile nicht mehr gesehen.«

»Uns bleibt immer noch Paris«, sagte Wells.

»Wir haben es getan. Darf ich sagen, dass es Spaß gemacht hat, John? Denn es hat wirklich Spaß gemacht.«

»Das hat es.«

Exley setzte sich auf die Matratze, ohne auf die Sprungfeder zu achten, die ihren Hintern piekste. »Ich kann nicht glauben, dass wir schon wieder in New York City sind.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass das Motorrad mitunter sehr praktisch ist.«

»Du solltest langsamer fahren, John. Hast du nicht gespürt, dass ich dich angestoßen habe?«

»Ich dachte, du wolltest, dass ich schneller fahre.«

Exley konnte nicht glauben, dass sie darüber stritten, nicht nach dem, was sie eben durchgezogen hatten. Aber so war es. »Das ist kindisch. Wenn du uns schon umbringst, dann wenigstens aus einem halbwegs vernünftigen Grund. Du musst mir nicht beweisen, was für ein toller Hecht du bist.«

»Das ist beruhigend.« Wells legte sich neben Exley, sodass sein Gesicht ihres beinahe berührte. Das Bett sank unter ihm ein. »Ich glaube, das ist eine einzige Matratze, oder zwei, die man zusammengenäht hat.«

Exley musste lachen. Wells konnte unmöglich sein, und in letzter Zeit hatte sie öfters gedacht, dass er sein Glück so lange herausforderte, bis er in einem Holzsarg landete. Aber sie konnte nicht so tun, als würde sie ihn nicht lieben. »Was hat er gesagt? Kowalski?«

»Nicht viel.« Wells berichtete von dem Gespräch. »Aber da gibt es eine Sache. Er sagte, dass er über eine Bank in Macao bezahlt wird. Das ergibt keinen Sinn. Selbstverständlich könnte das Geld von überall kommen.«

»Glaubst du, dass er dir die Wahrheit gesagt hat?«

Wells stützte sich auf einen Ellbogen und strich Exley über das Haar.

Schließlich nickte er. »Er wusste nicht, wer ich war, aber er wusste genau, dass ich die Informationen nicht vor Gericht verwenden könnte. Er wollte, dass ich verschwinde, wusste aber nicht, wie viel ich bereits wusste. Da standen seine Chancen am besten, wenn er ehrlich war.«

»Er wird dich verfolgen. Uns. In gewisser Weise hat er mit dem geprahlt, was er getan hat.«

»Wenn er klug ist, lässt er die Sache auf sich bewenden und ist froh, dass ich ihn nicht erschossen habe. Er kann uns ohnehin nicht aufspüren. Und falls er doch herausbekommt, dass wir es waren ...«

Exley verstand. Sie waren unberührbar. Zumindest glaubte Wells das.

»Warum hast du ihn zum Schluss so zugebunden, John? Er war doch schon wütend.«

»In dem Augenblick schien es mir eine gute Idee zu sein.«

Sie wartete, aber Wells schwieg, wobei sein Atem ruhig ging. Da wusste sie, dass er nichts mehr dazu sagen würde. »Roll dich hinüber«, sagte sie. Sobald er sich umgedreht hatte, schmiegte sich Exley an ihn und ließ ihre Hände über seinen festen Körper gleiten. Sie schob sein T-Shirt hoch und berührte die rote Narbe oben auf seinem Rücken. Er seufzte leise und glücklich und griff nach hinten, um sie auch zu berühren. Mit geschlossenen Augen küsste sie seinen Rücken.

»Wer, glaubst du, bezahlt für diese Kerle?«, fragte er.

Sie hob den Mund von seiner Haut. »Keine Ahnung. Und das ist echtes Geld. Einhundertzwanzig Millionen.«

»Aber denk darüber nach. Wir geben pro Monat mehrere Milliarden Dollar in Afghanistan aus. Für einen Bruchteil davon macht uns jemand die Sache bedeutend schwerer. Keine schlechte Investition.«

»Syrien. Libyen.«

»Der Iran?«

»Vielleicht.«

Wells setzte sich auf und lehnte sich gegen das abgenutzte Kopfteil des Bettes. Exley fuhr mit der Hand über seine Brust, deren Muskeln hart waren wie Stahl.

»Kommst du dem Maulwurf näher?«, erkundigte er sich.

»Wir wären ihm näher, wenn ich nicht hierhergekommen wäre. Aber wir werden ihn bald erwischen. Shubai hat uns genügend Informationen geliefert. Auf gewisse Weise ist es aber auch einerlei. Er hat bereits

Schaden angerichtet. Immerhin haben wir heute keinen einzigen chinesischen Agenten, dem wir vertrauen können.«

»Das ist kein guter Augenblick«, sagte Wells.

»Nein. China und der Iran können jederzeit eine große Sache verkünden. Sie leugnen es nicht einmal ab. Einerseits gibt es Schwierigkeiten mit Taiwan und andererseits berichtet Shubai von Machtkämpfen in Peking. Er sagt, die Hardliner wollten beweisen, wie tough sie sind, dass wir ihnen die Stirn bieten müssen, denn wenn wir auch nur die geringste Schwäche zeigen, werden sie noch weiter drängen.« Exley schloss die Augen. Erschöpfung erfasste sie.

»Glaubst du, Peking könnte die Sache mit Kowalski eingefädelt haben, um die Taliban zu unterstützen?«

»Das habe ich mich auch gefragt, als du Macao erwähntest. Aber warum sollten sie einen Krieg gegen uns riskieren?«

»Das alles ergibt keinen Sinn«, sagte Wells. »Die Chinesen schließen dieses Abkommen mit dem Iran ab. Sie verraten den Verfasser. Es sieht aus, als wären sie auf Kampf aus.«

»Ja und nein. Sie greifen uns von der Seite an. Sie hoffen, dass wir überreagieren.«

»Aber das ist nicht das, was Shubai sagt, richtig? Er sagt, dass sie uns zurückdrängen wollen, damit die ganze Welt sieht, wie mächtig sie werden.«

»Was würdest du tun, John, wenn du die Show leiten würdest? Würdest du die Chinesen scharf zurückweisen, oder würdest du die Dinge langsam köcheln lassen?«

Er überlegte. »Ich weiß nicht. Wir dürfen nicht zulassen, dass sie uns einfach herumstoßen, und so wie es klingt, weiß dieser Shubai, wovon er spricht. Aber es gibt etwas, das wir nicht sehen. Ich hasse es, zufällig in einen Krieg zu stolpern.«

Wells machte sich nicht die Mühe zu fragen, was sie dachte. Wortlos rollte er sich auf sie. Wie immer, überraschte sie seine Größe. Er umschlang sie, legte seine Lippen auf ihre und küsste sie mit offenem Mund. Er fragte nie um Erlaubnis, dachte sie. Das musste er auch nicht. Mit seinen großen Händen fasste er an ihre Taille, dann knöpfte er mit einer Hand ihre Jeans auf und zog sie mit der anderen über ihre Hüften. Rasch vergaß sie, dass sie müde war.

Als Larry Young, der Pressesekretär des Weißen Hauses, auf das Podium zusteuerte, fühlte er bereits die Unruhe im Presseraum. Diese nachmittägliche Berichterstattung war üblicherweise ein Spiel für Insider, das kaum ein paar Tausend Politikjunkies ansahen. Nicht so heute. Heute würde Young von Los Angeles bis Boston, und von Tokio bis Moskau live ausgestrahlt werden. Die Chinesen und Iraner hatten am Morgen für weltweite Aufmerksamkeit gesorgt.

Young wartete ab, bis die Kameras zu klicken aufhörten, ehe er das Statement verlas, das fünfundvierzig Minuten zuvor vom Präsidenten persönlich bewilligt worden war.

»Die USA verurteilen die Tat der Volksrepublik China auf das Schärfste. Wenn China den Respekt der Welt erringen will, sollte es das iranische Atomprogramm verurteilen, nicht unterstützen. Vor allem jedoch muss China begreifen, dass die USA China zur Verantwortung ziehen wird, wenn der Iran eine Atomwaffe zum Einsatz bringt.«

Dieses Statement war kurz und brachte die Sache auf den Punkt, wie Young geraten hatte. »Das ist alles. Ich bin sicher, Sie haben Fragen dazu.« Ein Dutzend Hände schoss hoch. »Jackson? Mein heimischer Lieblingsjournalist.«

Jackson Smith von der *Washington Post* erhob sich. »Sind Sanktionen gegen China geplant? Ein Wirtschaftsembargo? Werden wir unseren Botschafter zurückrufen?«

Dieser Journalist machte es ihm leicht, dachte Young. Smith war klug, aber vorhersagbar. »Das sind drei Fragen, auf die es ein und dieselbe Antwort gibt. Zu diesem Zeitpunkt prüfen wir sowohl unsere wirtschaftlichen als auch diplomatischen Möglichkeiten.«

»Bedeutet das, dass derzeit noch nichts geplant ist?«

»Wir werden nichts überhasten, Jackson. Nächste Frage.« Er deutete auf Lia Michaels von NBC. Vor ein paar Jahren hatten sie ein kurzes Liebesabenteuer, als er noch Mitarbeiter des Kongresses war und sie für CNN arbeitete. Heute waren sie beide verheiratet und erwähnten die Geschichte nie wieder. Dennoch achtete er stets darauf, sie aufzurufen, und sie lächelte ihn immer an, wenn er es tat.

»Das Pentagon hat angekündigt, dass die USA drei Flugzeugträger in das

Südchinesische Meer entsenden werden. Warum? Planen wir eine Militäraktion?«

Young benötigte einen Augenblick, um die Antwort richtig zu formulieren. Er hatte diese Phrase mit dem Stabschef des Präsidenten ausgearbeitet und wollte kein Wort auslassen. »Die heutige Ankündigung ist nur die jüngste einer Serie von Provokationen seitens der Volksrepublik. China muss sich im Klaren sein, dass seine Taten Folgen haben. Nächste Frage?«

Aber Lia war noch nicht fertig. »Sie sagten, die USA werden China zur Verantwortung ziehen, wenn der Iran eine Atomwaffe verwendet. Enthält diese Drohung auch einen atomaren Schlag gegen China?«

»Es ist keine Drohung. Und wir sprechen nie über militärische Eventualfälle. Nächste Frage?«

Anne Ryuchi, die neue CNN-Korrespondentin, sagte: »Seit Wochen gibt es Gerüchte über dieses Abkommen. Haben Sie versucht, China davon abzubringen?«

»Wir haben unsere Bedenken zum Ausdruck gebracht. Offensichtlich waren die Chinesen nicht daran interessiert. Nächste Frage.«

Dan Spiegel von der *New York Times* sprang beinahe von seinem Stuhl hoch. Young mochte ihn nicht sehr. Ein typischer *Times*-Reporter, klug, aber nicht so klug, wie er glaubte. »Mr Spiegel.«

»Sie erwähnten eine Reihe von Provokationen. Welche Erklärung haben die USA für das aggressive Verhalten Chinas?«

»Das sollten Sie lieber die Chinesen fragen.« Young genoss es, Spiegel abzublocken.

»Noch eine weitere Frage dazu. Welche anderen Aktionen, abgesehen von ihrem Abkommen mit dem Iran, haben die Chinesen gesetzt, die die USA als provokant klassifizieren?«

»Ihre jüngsten Raketentests und das Säbelrasseln in Richtung Taiwan. Taiwan ist eine Demokratie und ein Verbündeter der USA.«

»Aber haben die Taiwanesen diese Auseinandersetzung nicht durch ihre Diskussion über mögliche eigenständige Wahlen heraufbeschworen?« Spiegel liebte es, seine eigene Stimme zu hören. Wie so viele Reporter hielt er sich fälschlicherweise für ebenso wichtig wie die Leute, über die er schrieb.

»Der Bevölkerung von Taiwan muss das Recht zugestanden werden, ihre

Meinung zu äußern, ohne chinesische Repressalien fürchten zu müssen«, sagte Young. Es war Zeit, ihnen etwas Neues vorzuwerfen, an dem sie zu kauen hätten. »Auch wenn ich keine Einzelheiten nennen kann, haben wir erfahren, dass die chinesische Regierung ein Geheimprogramm gestört hat, das für die nationale Sicherheit der USA von entscheidender Bedeutung ist.«

»Können Sie uns mehr darüber sagen?«

»Leider nein.«

Die Konferenz dauerte noch weitere fünfundvierzig Minuten, bis fast 15 Uhr nachmittags Ostküstenzeit. In Peking, das zwölf Stunden voraus war, trank Li Ping Tee in seinem Büro und beobachtete die Übertragung, während ein Oberst aus seinem Stab übersetzte. Cao Se sah sich ebenfalls die Sendung an und machte sich Notizen in seinem Block. Als die Konferenz zu Ende war, drehte Li das Fernsehgerät ab und entließ den Oberst.

»Was glauben Sie?«

Cao blätterte in seinem Block. »Sie sind sehr verärgert, General.«

Das beunruhigte Li nicht. »Wütende Wort, aber keine Taten. Wie ich erwartete.«

Cao verschränkte die Hände. Er fühlt sich unbehaglich, dachte Li. »Ich respektiere Sie außerordentlich, Li. Sie sind ein großer Führer.«

Unvermutet stellte Li fest, dass er sich ärgerte. Von jüngeren Offizieren war er diese Schmeicheleien gewöhnt, aber von Cao erwartete er mehr.

»General«, sagte Li, wobei er das Wort mit Nachdruck aussprach, um Cao daran zu erinnern, dass er über ihm stand, »vergeuden Sie Ihren Atem nicht darauf, mir zu schmeicheln. Es ist schon spät. Also fahren Sie fort.«

»Li ...« Cao brach ab und wand seine verschränkten Hände. »Das Schicksal ist ein seltsames Tier. Selbst der perfekte Plan kann scheitern.«

Jetzt verstand Li. Cao fürchtete die USA. »Die Amerikaner werden nicht gegen uns kämpfen, Cao.« Li hatte die Brennpunkte des Kalten Kriegs studiert: die Kubakrise, die Berlin-Blockade, den russischen Abschuss der koreanischen Passagiermaschine KAL 007, die sich im Jahr 1983 in

den russischen Luftraum verirrt hatte. Jedes Mal hatten die beiden Parteien nach Kriegsdrohungen eine Möglichkeit gefunden, die Krise zu entschärfen. Atommächte bekämpften einander nicht. China und die USA würden einen Ausweg finden – aber erst, nachdem Li die Macht übernommen hätte.

»Aber was, wenn sich die Amerikaner verrechnen?«

»Es gibt keinen Grund zur Sorge. Wir kontrollieren die Lage.« Nicht einmal Cao wusste, wie viele Druckmittel Li zur Verfügung standen. Er hatte nicht nur das Abkommen mit dem Iran ausgehandelt und den Verfasser aufgedeckt. Er stand auch hinter der Unabhängigkeitskrise in Taiwan.

Im Lauf der Jahre hatte die Volksbefreiungsarmee ein riesiges Netzwerk an Agenten in Taiwan aufgebaut, zu denen auch Herbert Sen, einer der hochrangigsten Politiker, gehörte. Auf Lis Anweisung hin hatte Sen nun gefordert, dass die Insel ihre Unabhängigkeit von China erkläre. Dadurch hatte Sen die USA in eine erbärmliche Lage gebracht. Seit 1949, als die Nationalisten aus dem chinesischen Mutterland geflohen waren und ihr neues Hauptquartier in Taiwan aufgeschlagen hatten, hatte die Volksrepublik Taiwan als abtrünnige Provinz betrachtet. Tatsächlich war die Insel unabhängig von China. Sie hatte eine eigene Regierung, eine eigene Währung und eine eigene Armee. Die USA unterstützten die Insel und garantierten ihre Sicherheit. Im Gegenzug sollte Taiwan China nicht provozieren, indem es offiziell seine Unabhängigkeit erklärte. Ein taiwanesischer Vorstoß, durch den dieser Handel bräche, würde China einen Vorwand bieten einzumarschieren – während den USA nur zwei schlechte Optionen blieben. Entweder sie ließen zu, dass China ihren demokratischen Verbündeten Taiwan angriff, oder sie traten in einen Krieg ein, den die Taiwaner selbst ausgelöst hatten.

Selbstverständlich wollte Li nicht in Taiwan einmarschieren. Ein Angriff wäre ein Desaster, selbst wenn die USA nicht eingriffen. Taiwan besaß eine extrem gute Verteidigung. Außerdem wusste Li besser als jeder andere, dass es die Unabhängigkeitsbewegung nicht weit bringen würde. Schon bald würde Herbert Sen – auf seine Anordnung – seine Meinung ändern. Inzwischen hatte Sens Forderung jedoch den Druck auf die Amerikaner erhöht.

»Betrachten Sie die Sache auf diese Weise, Cao. Wir haben einen Sturm

entfacht, den die Amerikaner nicht erwartet haben. Jetzt versuchen sie, uns Angst einzujagen. Sie werden ihre Navy auffahren lassen und über das Ziel hinausschießen. Dann wird sich ganz China gegen sie vereinen« – hinter mir, dachte Li – »und sie werden erkennen, dass sie keine andere Wahl haben, als um Frieden zu bitten. Wenn sie das tun, werden wir ihnen geben, was sie wollen. Der Himmel wird sich wieder klären und die USA werden neuen Respekt vor China haben.«

»Und mit Ihrer neu gewonnenen Macht werden Sie sicherstellen, dass die Bauern gerecht behandelt werden.«

»Keine Krawalle mehr wie der in Guangzhou. Keine Bereicherungen mehr an der Spitze der Partei. Ein neues China, wo alle an den Vorteilen der Wirtschaft teilhaben. Das Volk hat schon zu lange auf ehrliche Führer gewartet.«

Li hatte seinen Plan noch nie ausgesprochen, nicht einmal, wenn er allein war. Sein Herzschlag beschleunigte sich. In wenigen Wochen würde die Welt ihn als den sehen, der er war: Maos rechtmäßiger Erbe.

»Das Volk wird uns danken, Cao«, sagte er. »Dessen bin ich sicher.« Die Besprechung des Ständigen Ausschusses begann genau um 14 Uhr am nächsten Nachmittag. Der Außenminister informierte über die Reaktionen der Welt auf das Abkommen mit dem Iran. Abgesehen von den USA hatten die meisten Länder nicht einmal geblinzelt. Einige hatten Peking heimlich wissen lassen, dass sie die chinesischen und iranischen Bemühungen unterstützten, sich gegen die Macht der USA zu stellen.

Dann bot Li einen Überblick über die militärischen Manöver der USA. Wie angekündigt, hatten die USA drei Verbände von Flugzeugträgern an die chinesische Küste verlagert – eine beeindruckende Flotte von Hunderten Jets und mehreren Dutzend Schiffen. Als Reaktion hatte China seine neuesten U-Boote aufgefahren und die Zahl der Patrouillenflüge ihrer Kampffjets erhöht. Die chinesischen Piloten berichteten bereits von häufigeren Kontakten mit amerikanischen und taiwanesischen Jets.

»Unsere Piloten wissen, wie heikel die Situation ist«, sagte Li. »Wir erwarten keinen offensiven Kontakt, aber wenn die Amerikaner angreifen, werden wir zurückschlagen. Hat jemand dazu Fragen?« Einen Augenblick lang blieb es still im Raum. Dann sprach Zhang.

»Genosse Verteidigungsminister, die amerikanische Reaktion auf unsere Ankündigung beunruhigt mich. Haben Sie nicht versprochen, dass die USA nichts gegen uns unternehmen würden?«

»Bisher haben sie nichts anderes getan, als zu reden«, sagte Li, wie er es am Morgen zu Cao gesagt hatte.

»Aber was, wenn sich das ändert? Die Amerikaner haben herausgefunden, dass wir sie an Nordkorea verraten haben. Das sagten sie bei der Pressekonferenz mit den Reportern.« Zhang schrie Li über den Tisch hinweg beinahe an, ein etwas theatralischer Auftritt, um zu zeigen, dass er wütend war. »Sie sagten uns, dass sie es nicht herausfinden würden. Offenbar haben sie es doch getan, dank des Verräters Wen Shubai. Einem Ihrer Männer, Minister Li.«

Li seinerseits sprach ruhig, ohne die Stimme zu erheben. Zhang sollte brüllen, so viel er wollte, dachte er.

»Minister Zhang, ich fürchte, Sie haben recht. Ich verfluche Wen. Er ist eine verräterische Schlange. Aber die Amerikaner können nichts beweisen. Außerdem sind sie keine kleinen Kinder. Sie wissen, dass wir Nordkorea seit Jahren gegen sie verwenden. Deshalb werden sie jedoch keinen Krieg erklären.«

»Nicht allein deshalb. Aber in Kombination mit dem, was wir über den Iran verkündet haben ...«

Li wandte sich an Xu, den offiziellen Leiter des Ausschusses, und drängte auf diese Weise Zhang diskret aus der Diskussion.

»Generalsekretär, was glauben Sie?«

Li wusste, dass er ein Risiko einging, indem er Xu fragte. Xu konnte ihn zurechtstutzen und sagen, dass auch er beunruhigt darüber sei, wie die Amerikaner reagieren werden. Aber Xu hatte während seiner Präsentation stets gelächelt und genickt. Vielleicht sehnte sich der alte Mann nach ein wenig Nervenkitzel, dachte Li. Vielleicht war er es aber auch leid, von Zhang ständig herumkommandiert zu werden.

Xu nickte auch jetzt. »Ich glaube ... Genosse Li hat recht. Bisher haben die amerikanischen Hegemonisten nichts anderes getan, als zu reden. Und ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir den Amerikanern eine Lektion erteilen. Von nun an werden nicht mehr sie kontrollieren, wer spezielle Waffen besitzt.«

»Sind Sie sicher, Generalsekretär?«, fragte Zhang. »Bei unserem

Frühstück heute Morgen haben Sie noch Ihre Sorge zum Ausdruck gebracht, dass eine Auseinandersetzung mit den Amerikanern unsere Wirtschaft schädigen könnte.«

Zhang hatte soeben einen gewaltigen Fehler begangen, dachte Li. Wie alle alten Löwen hasste es Xu, öffentlich bloßgestellt zu werden. Und tatsächlich holte Xu zu einem Schlag gegen Zhang aus.

»Ich habe meine Meinung geäußert. Genosse Li hat ausgezeichnete Arbeit geleistet. Und der Handel ist nicht der einzige Maßstab für den Stolz einer Nation, Genosse Zhang.«

»Danke, Generalsekretär«, sagte Li. »Da ist noch etwas anderes. Abgesehen von Unterstützung bei Spezialwaffen haben uns die Iraner auch ersucht, sie mit Kampfführungssystemen zu versorgen.«

»Raketen? Nein.« Zhang richtete sich in seinem Stuhl auf. »Das ist Wahnsinn. Wir haben schon viel zu viele Probleme, um uns noch mehr Ärger von den USA zuzuziehen. Unsere Wirtschaft ist zu unsicher.«

»Wie seltsam, Minister Zhang«, sagte Li. »Seit Monaten erzählen Sie uns, dass unsere Wirtschaft eine glorreiche, starke Mauer sei. Ist diese Mauer eingestürzt, als niemand von uns hinsah?«

»Selbstverständlich nicht. Aber ...« Zhang brach ab und versuchte herauszufinden, wie er diesen Widerspruch erklären könnte, ohne dass es unsinnig klänge.

»Wir müssen nichts tun. Es genügt, dass die Amerikaner wissen, dass wir über dieses Ansuchen nachdenken und dass sie uns nicht in Angst versetzt haben.«

Xu trat dazwischen. »Minister Li, bitte führen Sie Ihre Gespräche mit den Iranern fort. Wir wollen sicherstellen, dass die amerikanischen Hegemonisten wissen, dass uns ihre Schiffe nicht davon abhalten werden, im Interesse des chinesischen Volkes zu handeln.«

»Danke, Generalsekretär.« Li lächelte. Auf der anderen Seite des Tisches sprühten Zhangs Augen vor Wut. Es lag jedoch noch mehr in ihnen. Er wusste, dass er die Kontrolle verlor, dachte Li. Natürlich würde die Verzweiflung Zhang gefährlicher machen. Vielleicht verleitete sie ihn aber auch zu Fehlern wie seinen Versuch, Xu unter Druck zu setzen. So oder so verriet Li die Angst in Zhangs Augen, dass er dem Erfolg näher war als je zuvor.

Der Maulwurf stellte seinen Wecker auf 5:15 Uhr. Er wollte sichergehen, dass er rechtzeitig zu seinem Treffen mit George käme. Als er in der Dunkelheit die Augen öffnete, schnarchte Janice neben ihm leise und der Wecker zeigte 3:47 Uhr. Schlaflosigkeit hatte auch Vorteile. Heute Nacht war er wie eine Springfeder aufgewacht. Er hatte augenblicklich einen klaren Kopf, und dies obwohl er höchstens drei Stunden geschlafen hatte.

Er ließ seine Hand über Janices Rücken abwärts gleiten, bis seine Finger auf ihrem weichen, fleischigen Hintern lagen. Sie drehte sich zur Seite und zog in einer unbewussten Einladung ein Bein hoch, während sie das andere zurückschob. Bevor er sie aufweckte, nahm er seine Hand weg. Seine ehelichen Pflichten mussten warten. Sie brummte leise, ohne aufzuwachen.

Aus dem Keller holte er seine Smith & Wesson und steckte sie in ein kleines Schulterhalfter. Zum Glück war der Morgen kühl, sodass er eine Windjacke tragen konnte, ohne aufzufallen. Er hatte den Chinesen nie vollständig vertraut, und ein Teil von ihm fürchtete, dass sie ihn ausschalten würden, jetzt, wo die Sache brenzlich wurde.

Er rasierte sich im Badezimmer im Keller und schnitt sich dabei unter dem Kinn. Auch wenn der Cut nicht schmerzte, lief ihm das Blut den Hals hinunter, was optisch zu seinen blutunterlaufenen Augen passte. Er tupfte den Schnitt mit Toilettenpapier ab, bis das Blut zu rinnen aufhörte. Dann nahm er den Badezimmerspiegel von der Wand ab und drehte die Zahlenscheiben an dem schwarzen Safe dahinter, bis sich die schwere Stahltür mit einem Klicken öffnete.

Während der letzten Wochen hatte er immer wieder Bargeld von seinem Bankkonto abgehoben, ungefähr zweitausend Dollar pro Tag. Nun lagen fünfundvierzigtausend, säuberlich zu Stapeln von Hundertern und Zwanzigern gebunden, neben seinen beiden Rolexuhren und einigen losen Diamanten in einer kleinen Tupperware-Box. Er blätterte in dem Bargeld und packte es dann in zwei Plastikpostumschläge. Nur für den Fall, dass er schnell verschwinden musste.

In einem weiteren Umschlag befanden sich zwei Pässe. Ein amerikanischer und ein kanadischer, beide ausgezeichnete Qualität. Er

hatte sie vor Jahren in Panama abgeholt. Erstaunlich, was man dort für zehntausend Dollar bekam. Jetzt blätterte er sie sorgfältig durch und prüfte die laminierten Fotos und die winzigen hexagonalen Hologramme auf der Rückseite des amerikanischen Passes. Die Fotos für die beiden Pässe hatte er mit einem zeitlichen Abstand von einer Woche aufgenommen. Für den kanadischen Pass hatte er sich das Haar schwarz gefärbt, eine Brille aufgesetzt und sogar ein paar Kilos zugenommen. Die Haarfarbe und die Brille befanden sich ebenfalls in dem Safe. So echt sie auch aussahen, würde er mit diesen Pässen nicht mehr in die USA einreisen können, nicht mit den neuen Scannern, die das Heimatschutzministerium verwendete. Aber sie waren gut genug, um ausreisen zu können, nach Mexiko oder Jamaika, oder in ein anderes Treibhaus der Dritten Welt mit durchlässigen Grenzen und ohne Visumpflicht. Und für ihn zählte nur, dass er ausreisen konnte. Wenn er die USA verließ, würde er nicht allzu bald wiederkehren.

Der Mond leuchtete noch am Himmel, als der Maulwurf den Wakefield Park erreichte. Soweit er feststellen konnte, war er das einzige Lebewesen, das sich hier bewegte. Selbst die Rehe, Waschbären und Sperlinge schliefen noch. Es war 4:45 Uhr. Die Sonne würde erst in einer Stunde aufgehen. Unter seiner Windjacke juckte ihn die 357er im Halfter. Außerdem hatte er das verrückte Verlangen, in der Dunkelheit ein paar Schüsse abzufeuern.

Er saß auf dem Baumstumpf neben dem Granitblock, wo er George treffen würde. Dann überlegte er es sich, stieg den Hügel hinter dem Granitblock hinauf und ging zu einer Gruppe von Birken, die ungefähr hundert Meter entfernt standen. Er drängte sich durch die Birken und ließ sich hinter einem kleinen Erdhügel nieder. Von hier konnte er zu dem Felsblock hinübersehen, ohne von unten entdeckt zu werden. Wenn George kam und rundum alles gut aussah, würde er sich abbeuteln, den Hügel hinunterspazieren und Hallo sagen. Wenn nicht ... dann müssten sie ihn erst finden.

Während er wartete, machten sich seine Gedanken selbstständig. Plötzlich war er mit Evie, der Stripperin, im Washington Hilton. Sie grinste ihn an, während sie sich kopfüber an der Tür des Hotelzimmers

abstützte, vollkommen nackt, und die Beine spreizte ...

Er biss sich auf die Lippen, um wach zu bleiben. 5:25 Uhr. Verdammt. Er hatte eine halbe Stunde lang geschlummert. Ironischerweise war er nach all den Monaten, die er an Schlaflosigkeit gelitten hatte, genau in dem Augenblick unendlich müde, in dem er unbedingt wach sein musste. Er hörte, wie die Vögel erwachten und leise zwitschernd den Morgen begrüßten.

Dann bemerkte er noch etwas. Schritte, die sich nördlich des Haupteingangs zum Park bewegten. Er wartete. Die Schritte klangen näher. Dann erblickte er die Männer. Zwei Männer, beide Chinesen. Keinen von beiden hatte er je gesehen. Der erste war klein und trug ein Fernglas um den Hals, als wäre er ein Vogelbeobachter. Der zweite Mann war größer und dicker, wirkte wie ein Leibwächter und trug Sweatshirt und Jeans. Plötzlich fühlte der Maulwurf, wie das Blut durch seinen Kopf pumpte. Wer waren diese Männer? Wo war George?

Sobald die Männer den großen Granitblock erreichten, hob der erste Mann die Hände zu den Augen – der Park war noch zu dunkel, als dass ihm das Fernglas genützt hätte – und suchte langsam den Hügel ab, auf dem sich der Maulwurf verbarg. Er schien mit dem anderen Mann zu sprechen, doch auf diese Entfernung konnte der Maulwurf nicht verstehen, was er sagte. Dann deutete er auf den Hügel.

Schritt für Schritt näherte sich der große Chinese der Birkengruppe, in der sich der Maulwurf versteckte. Am liebsten hätte sich der Maulwurf in die Erde gegraben. Dann wandte sich der große Mann nach rechts und verschwand hinter dem Hügel. Der Maulwurf wartete, um sicherzugehen, dass er fort war. Dann griff er über seine Brust und zog die S&W aus dem Schulterhalfter. Mit der befreiten Waffe in der Hand legte er sich wieder auf die Erde und wartete.

Der Mann unten lehnte sich gegen den Granitblock, zog ein Päckchen Zigaretten aus der Brusttasche und zündete sich eine an. Er rauchte ruhig, wobei die Spitze seiner Zigarette in der Dunkelheit glühte. Als er fertig war, dämpfte er die Zigarette an seiner Schuhsohle aus und steckte den Stummel wieder zurück in das Päckchen, das er bei sich trug. Er versuchte, keinen Hinweis auf seine Anwesenheit zurückzulassen, dachte der Maulwurf.

Zehn Minuten vergingen. Als es 6:00 Uhr wurde, stand der Mann auf.

»Mr T?« fragte er. Dann stieß er in der Dunkelheit einen Pfiff aus. »Mr T?«

An seinem Liegeplatz in den Bäumen fragte sich der Maulwurf, ob die Chinesen vorhatten, ihn an diesem Morgen zu erschießen. Sie mussten doch wissen, dass es ihnen nie wieder gelingen würde, jemanden zu rekrutieren, wenn sie ihn erschossen. Die CIA würde diese Geschichte der ganzen Welt verkünden, damit jeder potenzielle Maulwurf erfuhr, dass die Chinesen ihre Spione verrieten. Aber wo war George an diesem Morgen? Und warum kamen zwei Männer? Das ergab keinen Sinn. Um 6:10 Uhr begann die Temperatur allmählich zu steigen und der schwarze Himmel färbte sich blau. Der Maulwurf bedeckte die S&W mit der Hand, damit ihn das schimmernde Metall nicht verriet. In wenigen Minuten würde die Sonne den Himmel erleuchten und seine Position verraten. Dennoch wartete er. In diesem Augenblick hatte er keine andere Wahl. Unter der Windjacke lief ihm der Schweiß beißend über den Rücken hinab.

Knirsch. Knirsch. Knirsch. Ohne den Kopf zu bewegen, blickte der Maulwurf aus den Augenwinkeln nach rechts. Der große Chinese kam über den Hügel zurück und sah zu den Birken hinüber, in denen der Maulwurf lag. Dieser schloss die Finger enger um die Waffe. Die schmalen Augen des Mannes glitten über ihn hinweg. Dann stieg der Chinese den Hügel hinunter und ging zu dem Granitblock, wo er etwas zu dem kleinen Kerl sagte, das der Maulwurf nicht hören konnte. Statt einer Antwort schüttelte der kleine Chinese den Kopf und klopfte zwei Zigaretten aus dem Päckchen. Nachdem die beiden Männer schweigend die Zigaretten geraucht hatten, deutete der kleine Chinese auf seine Uhr, und die beiden Männer gingen zum Haupteingang zurück. Der Maulwurf wartete noch weitere zehn Minuten, ehe er die S&W in das Halfter schob und sich auf schwankenden Beinen auf den Heimweg machte.

Drei Stunden später saß er in seinem Acura auf dem Parkplatz eines 7-Eleven und fummelte an der Verpackungshülle eines Wertkartenmobiltelefons herum, das er bei Radio Shack gekauft hatte. Das dicke Plastik schnitt in seine Finger, und seine Verzweiflung hatte einen Punkt erreicht, wo er das Mobiltelefon am liebsten unter die

vorbeifahrenden Autos geschleudert hätte. Schließlich gelang es ihm, ein Loch in die Verpackung zu stechen und das Telefon herauszuholen. Er atmete tief durch, um sich zu entspannen, lud das Telefon auf und wählte eine Nummer, die mit 718 begann und die er nur in absoluten Notfällen verwenden sollte. Er ließ das Telefon dreimal läuten und legte danach wieder auf. Dann sah er auf seine Uhr und wartete, bis drei Minuten vergangen waren, ehe er den Vorgang wiederholte. Nach weiteren drei Minuten rief er zum dritten Mal an. Diesmal wurde das Gespräch nach dem ersten Läuten angenommen.

»Washington Zoo. George hier.«

»Haben Sie immer noch die großen Pandas?« Es war ein idiotischer Code, aber notwendig.

Pause. »Ist etwas passiert? Wo waren Sie heute?«

»Wo waren Sie? Wer waren diese Männer?«

»Das war aus Gründen der Sicherheit. Sie hätten Sie zu mir gebracht.«

Pause. »Seit dem, was in England passiert ist, sind wir etwas beunruhigt.«

»Sie sind beunruhigt? Im schlimmsten Fall schenkt man Ihnen ein einfaches Ticket in die Heimat.«

»Es ist nicht klug, weiter über dieses Telefon zu sprechen.«

»In Ordnung. Dann treffen wir uns persönlich. Irgendwo an einem netten, öffentlichen Ort, George.«

»Öffentlich?«

»Wie etwa in der Union Station. Ich werde mir einen Plan zurechtlegen und Sie dann informieren.«

»Bitte geraten Sie nicht in Panik. Wir arbeiten schon seit Langem zusammen. Wir sind Partner.«

»Dann hätten Sie heute früh kommen sollen.« *Klick.*

Zwei Blumenbeete säumten die Auffahrt. Eine Explosion von Rosen, Narzissen und roten und gelben Tulpen. Das Haus selbst war groß und aus Ziegel, aber sonst unauffällig mit seiner Doppelgarage und den weiß gestrichenen Fensterläden. Ohne große Hoffnung ging Exley die Auffahrt hinauf. Dies war die letzte der fünf Adressen ihrer ursprünglichen Liste. Eines der anderen Häuser war leer gewesen, als sie

ankam, was bewies, dass beide Elternteile arbeiteten. Die anderen drei Adressen waren typische Vorstadthäuser mit typischen Vorstadtmüttern gewesen. Exley fürchtete, dass sie ihre Zeit vergeudete. Was hatte sie erwartet? Einen Klebezettel auf dem Kühlschrank mit der Nachricht: »Treffen mit chinesischem Kontaktmann Dienstagabend – kommen Sie pünktlich!« Andererseits hatte Tysons Team auch noch niemanden festnageln können. Selbst bei einer kleinen Gruppe von Verdächtigen war diese Art von Arbeit äußerst zeitintensiv.

Dieses Haus sah nach einem weiteren Reinfall aus. Die Auffahrt war leer und die Gardinen geschlossen. Als Exley die Vordertreppe hinaufstieg, hörte sie zu ihrer Überraschung die tiefe Stimme eines Seifenopernschönlings aus einem dröhnenden Fernsehapparat. Ein Hund bellte wie verrückt, sobald Exley auf die Klingel drückte. Während sie läutete, hörte sie, wie ein Sofa krachte. Dann nichts. Wer auch immer es war, hoffte, dass sie wegginge. Sie läutete nochmals. Ihr war ein wenig übel und sie hatte Kopfschmerzen. Zu viel Kaffee und zu wenig Schlaf. »Ich komme schon«, rief eine Frau gereizt. Janice Robinson, Ehefrau von Keith, der Akte der Agency zufolge. Janice zog die Tür auf und spähte unter schweren Lidern in die Nachmittagssonne Virginias. Das Haus hinter ihr war dunkel, nur ein Fernsehapparat flimmerte in einem Zimmer neben der Eingangshalle. Ein fatter Golden Retriever stieß seine Schnauze gegen die Tür und bellte wütend, während er gleichzeitig mit dem Schweif wedelte, um zu zeigen, dass es nicht so ernst gemeint war. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Janice im gedehnten Tonfall des Südens. Sie trug ein verblichenes rotes T-Shirt mit dem weißen Aufdruck »Roll Tide« quer über der Brust. Ihr Gesicht war hübsch, aber schwammig, ihr Haar ein schmutzig blondes Durcheinander und ihr Eyeliner dick und schlampig aufgetragen. Sie verströmte den Dunst von Weißwein, der an den modrig süßlichen Geruch von einer Woche alten Blumen erinnerte.

»Ich habe mich nach der Ranch an der Ecke umgesehen und hoffte, Sie könnten mir etwas über diese Wohngegend sagen«, begann Exley. »Ist es schön, hier zu leben? Mein Mann und ich haben eine Wohnung im District, aber wir wollen gern übersiedeln. Übrigens, mein Name ist Joanne.«

Verwirrung hatte sich auf Janices Gesicht breitgemacht, als hätte Exley

versucht, die Relativitätstheorie zu erklären und nicht ihre Pläne, ein Haus zu kaufen. »Sie wollen etwas über die Wohngegend wissen?«

»Niemand weiß darüber mehr als die Menschen, die hier wohnen, richtig?«, erwiderte Exley lächelnd.

»Dagegen ist schwerlich etwas zu sagen«, gab Janice zurück. Ob diese Bemerkung sarkastisch gemeint war, konnte Exley nicht feststellen. Aber die Frau war nicht so dumm, wie sie schien. »Ich muss noch den Wagen in die Werkstatt bringen, aber ich glaube, ich kann ein paar Minuten erübrigen.« Janice öffnete die Tür und deutete Exley einzutreten.

»Kümmern Sie sich selbst darum?«, erkundigte sich Exley mit einer Handbewegung auf die Blumenbeete. »Sie sind wundervoll.«

»Ja, sie sind meine Babys.« Sie tätschelte den Kopf des Retrievers.

»Lenny versucht, sie aufzufressen, aber das erlaube ich ihm nicht. Mein Name ist Janice. Kommen Sie herein.«

Janice führte Exley durch das dunkle Haus in die Küche, wo weitere – diesmal frisch geschnittene – Blumen warteten. Ein Deckenventilator wirbelte die Luft herum. Exley erinnerte sich nicht daran, wann sie das letzte Mal in so einem stickigen Raum gewesen war. Vielleicht vor zwanzig Jahren in irgendeinem Bruderschaftskeller am College, wo sie sich betrunken hatte, auf der Suche nach dem, was man ›sich eine gute Zeit machen‹ nannte.

»Ich mag keine Klimaanlage«, sagte Janice. »Davon erkältet man sich nur.« Lenny ließ sich mit heraushängender Zunge schwer auf den Boden fallen. Selbst mit den Blumen und dem Hund wirkte dieses Haus auf Exley steril. Diese Dunkelheit. Dieser dröhnende Fernsehapparat. Diese Flaschen, die sich in der Spüle sammelten. Wäre dies ein Kinofilm würde sich im Keller ein Serienmörder verbergen. Oder Janice hätte ihre Großmutter im Obergeschoss an ein Bett gefesselt.

»Wollen Sie ein Glas Wasser? Sie sehen blass aus.«

»Das wäre großartig«, sagte Exley.

»Vielleicht etwas Wein. Ich finde, ein Glas am Nachmittag hält Erkältungen ab.«

»Nur Wasser, danke.« Exley fürchtete, zu abweisend geantwortet zu haben. »Ich würde ja gern etwas trinken, aber ich muss dann wieder ins Büro zurück.«

»Natürlich.« Janice goss aus einem Krug im Kühlschrank ein Glas

Wasser ein und stellte es auf den Tisch. Einen Augenblick lang hatte Exley die paranoide Fantasie, dass das Wasser mit irgendetwas vergiftet worden war. Sobald sie davon trinken würde, würde alles um sie herum schwarz werden. Und wenn sie wieder erwachte, würde sie im Keller neben einem fetten Mann mit einer Ledermaske eingeschlossen sein. Nein, warte. Das war *Pulp Fiction*. Sie sollte jetzt mit diesem Unsinn aufhören. Sie, und nicht Janice, befand sich hier unter Vorspiegelung falscher Tatsachen. Dennoch war ihr ein wenig schwindlig und sie betupfte ihr Gesicht mit ein paar Tropfen Wasser. Janice nippte an ihrem Wein.

»Sie haben ein hübsches Haus«, sagte Exley. »Sie wollen also etwas über diese Wohngegend wissen? Ich glaube, sie ist ganz in Ordnung.«

»Wohnen Sie schon lange hier?«

Janice überlegte. »Ungefähr sieben Jahre, schätze ich. Wir überlegen aber umzuziehen.«

»Oh.«

»Aber das hat nichts mit den Nachbarn zu tun. Mein Mann bekommt vielleicht einen Job im Ausland. Das ist etwas, das wir uns schon lange gewünscht haben.«

Keith Robinson war für einen Auslandseinsatz vorgesehen? Davon hatte Exley nichts in seiner Akte gelesen. Er wäre jedoch nicht der erste Mann, der seiner Frau gegenüber im Hinblick auf seine Jobaussichten flunkerte.

»Dies scheint eine wirklich nette Gegend zu sein.«

»Die Nachbarn sind freundlich. Aber wir bleiben gern unter uns.« Sie wies auf ein Flugblatt, das an dem Kühlschrank hing. »Nächste Woche gibt es ein Barbecue für diesen Häuserblock.«

»Wie steht es mit Schulen? Wir haben zwei Kleine.«

Janice zuckte zusammen. In diesem Augenblick wusste Exley, dass sie den Grund für die seltsame Melancholie in diesem Haus entdeckt hatte.

»Da kann ich Ihnen nicht helfen. Wir haben keine Kinder.«

»Oh.« Exley wusste nie, wie sie reagieren sollte, wenn eine Frau sagte, dass sie kinderlos sei, vor allem nicht, wenn sie es in dem Tonfall tat, wie Janice es getan hatte, einer Mischung aus Wut und Ungläubigkeit.

»Tut mir leid!«, »Sie können immer noch ein Kind adoptieren!« »Kinder werden ohnehin überbewertet!« Jede Antwort wäre sinnlos und würde arrogant klingen. »Mein Fehler«, sagte sie schließlich.

Janice blickte demonstrativ auf ihre Uhr. »Tut mir leid, dass ich Sie jetzt bitten muss zu gehen, aber ich muss noch in die Werkstatt. Vermutlich bin ich ohnehin nicht die richtige Person für dieses Gespräch, denn wir haben keine Kinder.« Sie zog die Lippen zu einem hässlichen Lächeln auseinander, wie eine Viper, die im nächsten Augenblick ihr Gift versprühen würde.

»Kein Problem. Danke, dass Sie sich Zeit genommen haben.« Exley trank noch einen Schluck Wasser und stand dann auf.

»Übrigens, was haben Sie gesagt, dass Sie arbeiten, Jill?«

»Joanne. Ich bin Consulter. Marktforschung. Ich glaube, deshalb will ich alles wissen über die Nachbarschaft und solche Dinge.«

»Haben Sie eine Visitenkarte?«

»Sicher.« Während Janice ihren Wein austrank, suchte Exley in ihrer Tasche nach einer Visitenkarte.

»Ich habe noch nie verstanden, was ihr Consulter tut«, sagte Janice schließlich mit einem misstrauischen Blick auf Exleys Visitenkarte. Seit Langem hatte Exley nicht mehr so viel Ablehnung gespürt. »Danke für Ihre Hilfe, Mrs ...«

»Robinson.«

»Robinson. Es ist mir peinlich, zu fragen, aber darf ich Ihre Toilette benutzen?« Exley hoffte auf einen Vorwand, um sich noch rasch im Erdgeschoss umzusehen.

»Einfach durch das Wohnzimmer. Ich zeige es Ihnen.«

Weder das Badezimmer noch das Wohnzimmer waren auffällig, bis darauf, dass sie auf versteckten Reichtum schließen ließen. Im Wohnzimmer lag ein teurer Perserteppich, und das Badezimmer war mit schickem Granit ausgekleidet. Fünf Minuten später saß Exley bereits wieder in ihrem Wagen. Vielleicht war Keith Robinson nicht der Maulwurf, aber *irgendetwas* stimmte nicht mit ihm, dachte Exley, während sie in ihrem Caravan den Gang einlegte und mit schweißnasser Stirn davonfuhr. Sein Haus stank nach Geheimnissen.

Exley fuhr zurück in ihr Büro am Tysons Corner, wo sie die nächsten Stunden damit verbrachte, über Robinsons Berufslaufbahn nachzudenken. Sie wusste bereits, dass seine biografischen Einzelheiten

mit den Informationen übereinstimmten, die ihnen Wen Shubai gegeben hatte. Aber jetzt suchte sie nach kleineren, subtileren Zeichen.

Tatsächlich fand sie ein solches Zeichen, wenn auch ein wirklich subtiles. Alles begann vor acht Jahren, als der Maulwurf nach Wens Aussage an die Chinesen herangetreten war. Seit damals besserten sich Robinsons Leistungsbewertungen beständig. Nachdem er jahrelang faul und wenig motiviert gewesen war, hatte er neues Interesse an seiner Arbeit gezeigt, wie seine Vorgesetzten sagten. Als Folge übertrug man ihm mehr Verantwortung – was mit einem besseren Zugang zu Informationen verbunden war.

Als Exley sicher war, jeden noch so winzigen Informationssplitter durchgesehen zu haben, den sie über Robinson besaßen, steckte sie den Kopf in Shafers Büro. Er war die letzten Tage mit äußerster Vorsicht vorgegangen, hatte ein weites Netz ausgeworfen und innerhalb und außerhalb der Ostasienabteilung den Beamten vage Fragen über mögliche Verdächtige gestellt. Exley hielt ihn für zu vorsichtig. Kleinarbeit gehörte nicht zu seinen Stärken; er war besser darin, sich durch Informationen hindurchzudenken, die andere gesammelt hatten. Mit seinem Jujitsu vergeudete er nur Zeit, und Zeit wurde plötzlich knapp.

Seitdem Shubai vor fünf Tagen übergelaufen war, waren auch die beiden Topagenten Langleys in der Volksrepublik verloschen. Einer der Spione, der Logistikleiter in der gigantischen Marinebasis in Lushun, war einfach verschwunden. Er hatte um ein dringendes Treffen mit seinem Führungsoffizier gebeten, war aber nicht erschienen. Nun war sein Mobiltelefon ausgeschaltet und sein E-Mail-Account geschlossen. Der zweite Agent war Referent in Peking und die höchstrangige politische Quelle, die die Agency innerhalb von Zhongnanhai besaß. Bis Dienstag hatte man ihn noch gesehen, doch dann wurde er nach Berichten der offiziellen Nachrichtenagentur Chinas wegen »Korruptionsverdachts« verhaftet.

Selbstverständlich konnten das plötzliche Verschwinden und die Verhaftung auch Zufälle sein. Aber niemand in Langley glaubte daran. Da standen sogar die Chancen höher, dass sich Osama Bin Laden von der Al-Quaida lossagte, um professioneller Surfer zu werden. Die Beamten der chinesischen Spionageabwehr hatten die beiden Männer

sicher seit Jahren verfolgt und ihnen gestattet, der CIA Falschinformationen zuzuspielen. In gewisser Weise waren die Männer dreifach verwendet worden: China hatte sie gegen die USA eingesetzt, während die USA glaubten, dass sie sie gegen China einsetzten. Die Tatsache, dass Wen übergelaufen war, hatte das Spiel beendet. Und nun hatten die Führungsoffiziere in Peking die Männer verhaftet. Dadurch befanden sich die USA zum schlimmstmöglichen Zeitpunkt in absolutem Blindflug. Zielte die Volksrepublik auf einen offenen Krieg mit Taiwan und den USA ab, oder bluffte sie nur? War ihre Führung geeint, oder war die Kriegslust eine Folge unsichtbarer Machtkämpfe innerhalb von Zhongnanhai? Der Präsident, das Pentagon und das National Security Council warteten verzweifelt auf Antworten. Leider, die CIA konnte ihnen keine Antworten geben.

»Ich glaube, ich habe etwas gefunden.« Sie berichtete von ihrer Begegnung mit Janice Robinson und den seltsamen Personalbewertungen von Keith Robinson. Als sie fertig war, sah Shafer auf seine Notizen hinunter.

»Sie hat demnach keine besondere Bemerkung über Kinder gemacht?«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, das ganze Haus war *tot*.«

»Das bezweifle ich nicht, Jennifer. Ich versuche nur herauszufinden, was wir als Nächstes tun sollen. Sie dürfen nicht vergessen, dass Robinson nur deshalb auf der Liste steht, weil er bei einem Lügendetektortest durchgefallen ist. Er erfüllt nicht Shubais Kriterium eines persönlichen Problems. Er hatte keinen Herzinfarkt, ist nicht geschieden, wurde nie angezeigt, nichts Derartiges ...«

In diesem Augenblick wusste es Exley. »Wir hätten es von Beginn an sehen sollen. Was ist die schlimmste persönliche Krise? Keine Krankheit, kein Unfall ...«

»Sie glauben, er hat ein Kind verloren.«

Exley nickte.

»Nun, das lässt sich herausfinden. Wenn Sie recht haben, ist es Zeit, mit Tyson zu sprechen.«

Den Maulwurf überraschte die Stille, die ihn umfing, als er die Vordertür öffnete. Janice ließ stets den Fernsehapparat im Erdgeschoss

eingeschaltet, wenn sie das Abendessen kochte. Und wo war Lenny?
»Janice? Jan?«

Keine Antwort. Dann hörte er sie in der Küche. Sie weinte leise.
Am Küchentisch sitzend, liefen ihr dicke Tränen über die Wangen.
Lenny lag zu ihren Füßen und sah hoffnungslos empor. Eine leere
Pfanne stand auf dem Ofen und eine mit Schrumpffolie verpackte Tasse
Hühnerbrüste lag ungeöffnet in der Spüle neben ungeschnittenen
Tomaten und Paprikaschoten.

Als er in den dunklen Raum trat, blickte sie auf. Einen Moment lang
schien sie nicht zu wissen, wer er war. Dann barg sie das Gesicht in den
Händen und setzte zu einem hohen Klagelaut an: *Ooooooooooh*. Das
leise Jaulen klang wie ein ferner Tornado. Er ging zu ihr und streichelte
ihren Nacken. Vor allem jedoch wünschte er, dass dieses Jaulen endete.
»Ich habe versagt, Eddie.« Die Worte brachen als dumpfe, abgehackte
Klage aus ihr heraus. »So versagt.«

Der Maulwurf – Keith Edward Robinson, den nur seine Frau als Eddie
kannte – zog einen Stuhl heran. »Liebes. Was ist passiert?«

»Diese Frau, sie und ihr Mann wollen Healys Haus kaufen, an der Ecke,
und sie hat mich nach der Gegend gefragt und nach Schulen und da ...
da bin ich einfach zusammengebrochen ...«

Das Kästchen, in dem der Maulwurf den Whiskey aufbewahrte, war in
Reichweite. Er griff nach der Flasche Dewar und nahm einen tiefen
Schluck, ohne sich erst um ein Glas zu kümmern.

»Eine Frau? Welche Frau?«

»Sie kam hier vorbei. Sie wollte etwas über die Schulen wissen, Eddie.
Sieh uns an. Was ist aus uns geworden?«

Der Maulwurf stellte die Flasche auf den Tisch. Keinen Whiskey mehr.
Er musste jetzt klar denken, und zwar schnell. Seltsamerweise wollte er
Janice tatsächlich trösten, aber erst musste er herausfinden, wie nahe sie
ihm schon waren. »Diese Frau, Schätzchen, wie hat sie sich vorgestellt?«
Janice ließ die Hände sinken. Sie wirkte verblüfft angesichts der
Wendung, die das Gespräch genommen hatte. »Sie sagte, dass sie Joanne
heißt.« Dabei zog sie eine zerknitterte Visitenkarte aus einem Teller, der
auf dem Tisch stand, und gab sie ihm. »Sie sagte, sie ist Consulter.«
Der Maulwurf betrachtete die Visitenkarte, als wäre es eine Tarotkarte,
die das Geheimnis seiner Zukunft enthielte.

Was sie in gewisser Weise auch tat. Ender Consulting, a Professional Corporation. Joanne Ender, MBA. Unter dem Namen standen eine Telefonnummer und eine E-Mail-Adresse. Am liebsten hätte der Maulwurf angerufen, aber unabhängig davon, ob es Ender Consulting gab oder nicht, würde die Nummer auf eine professionell klingende Mailbox weitergeleitet werden. Und wenn es eine Falle war, würden sie eine Rufnummernregistrierung auf die Leitung geschaltet haben und auf diese Weise wissen, dass er angerufen hatte. Er steckte die Karte in seine Hemdtasche. Das würde er später überprüfen. »Hat sie sich in irgendeiner Weise nach mir erkundigt, Jan?«

»Wie? Nein.«

»Bitte. Ich weiß, dass die Frage seltsam klingt, aber denk noch einmal nach.«

Janice wrang die Hände. »Ich habe dir doch gesagt, dass wir nicht lange geredet haben. Sie erwähnte ihre Kinder, und das hat mich so aufgeregt, dass ich sie hinausgedrängt habe.«

»Hat sie sich im Haus umgesehen? Oder vielleicht im Keller?«

»Natürlich nicht. Warum?«

»Hast du die Healys nach ihr gefragt? War sie tatsächlich in ihrem Haus?«

»Das war bloß eine Frau, die sich nach dem Wohnviertel erkundigte. Was beunruhigt dich? War das deine Freundin?«

»Wovon sprichst du?«

»Ich bin nicht dumm, Eddie. Mach die Sache nicht schlimmer, als sie ist.«

»Schätzchen. Ich sag dir, dass ich keine Affäre mit dieser Frau habe.«

»Schwöre es.«

»Ich schwöre es bei Marks Grab.« Nie zuvor hatte er so etwas gesagt.

»Liebst du mich?«

»Ob ich dich liebe? Was ist das für eine Frage? Ja. Natürlich liebe ich dich.« Der Maulwurf überraschte sich mit diesen Worten selbst. Aber während er sie aussprach, wusste er, dass sie wahr waren. Viel zu lange hatte er vergessen, dass Janice ein echter Mensch aus Fleisch und Blut war. »Liebst du mich?«

Als Antwort legte sie ihm die Arme um den Hals und schmiegte sich schluchzend an seine Schulter. »Können wir von vorn anfangen, Eddie?

Können wir das?«

Es war seltsam, diese Frage so schlicht und direkt zu hören, dachte der Maulwurf. Als könnten sie in einem Fluss untertauchen und dabei nicht nur ihre Sünden abwaschen, sondern auch ihr ganzes vertracktes Leben. Noch seltsamer war jedoch, dass die Antwort Ja lautete. Er hatte sowohl die Mittel als auch gute Gründe, um all dies hier hinter sich zu lassen. Vielleicht war ja seine Panik unbegründet, aber das glaubte er nicht. Der Lügendetektortest. Der Überläufer Wen. George, der heute Morgen nicht aufgetaucht war. Jetzt diese Frau, die zu Besuch gekommen war. Zu viele Zufälle in zu kurzer Zeit. Nichts Endgültiges, aber wenn er auf endgültige Beweise wartete, würde er entweder in einer Zelle oder in einem Holzsarg landen. Sowohl Ames als auch Hanssen hatten gewusst, dass sich das Netz zusammenzog. Sie hatten nur nicht den Mut davonzulaufen. Jetzt verbrachten sie ihr Leben im Gefängnis.

»Jan. Was wäre, wenn ich Ja sage? Was, wenn wir wirklich von vorn anfangen könnten?«

»Ich glaube, das würde mir gefallen.«

»Wir müssten unseren Namen ändern und das Land verlassen.« Er konnte nicht glauben, was er sagte.

Statt außer sich zu geraten, kicherte sie.

»Ich mache keine Scherze. Wir müssten es jetzt tun.«

»Wovon sprichst du?«

»Willst du ein neues Leben oder nicht?« In der Karibik segeln, fischen und es sich gut gehen lassen. Vielleicht würden sie sich irgendwo eine Hütte kaufen und nochmals versuchen, ein Baby zu bekommen. Ob es klappte, war reine Spekulation, aber warum nicht?

»Ja, aber ...« Sie brach ab, erhob sich und sah sich in der Küche um.

»Könnten wir auch Lenny mitnehmen? Und was würdest du arbeiten? Dein Job ist doch so wichtig.«

Die Visionen von einem Strandparadies verblassten. Er sah ein, dass es nicht funktionieren würde. Als sie sagte, dass sie von vorn anfangen wolle, meinte sie, ein paar Tage Urlaub zu nehmen und netter zueinander zu sein. Dinge, die normale Menschen meinten. Nicht einfach alles hinter sich zu lassen, um nach Indonesien auszuwandern. Außerdem hatte er ohnehin keinen gefälschten Pass für sie. Und was würde sie denken, wenn sie sein Gesicht im Fernsehen sah? *In einer laufenden*

Spionageuntersuchung erklärt das FBI Keith Edward Robinson, einen ehemaligen Mitarbeiter der CIA, zu ihrem Hauptverdächtigen ... Keith Robinson, der vor zwei Wochen verschwand, wird verdächtigt, für den größten Spionagefall in mehr als zwanzig Jahren verantwortlich zu sein ... Die Behörden gehen davon aus, dass die flüchtigen Keith und Janice Robinson das Land verlassen haben ...

»Ich habe verstanden, Schätzchen.« Er zwang sich zu einem Lachen.

»Und wir können Lenny nicht zurücklassen. Ich schätze, wir müssen es hier versuchen.«

Als er in dieser Nacht neben ihr lag, lauschte er den Geräuschen der Vorstadtnacht und den Wassersprengern, die sich rasselnd ein- und ausschalteten, um den Rasen grün zu halten. Er hatte Angst, das konnte er nicht verleugnen, aber er war auch aufgeregt. Seine letzte Nacht in diesem Bett, in diesem Haus, in diesem Leben. Er vermutete, dass er immer schon wusste, dass er eines Tages diesen Weg gehen würde. Er hatte in dieser Nacht Sex mit Janice, aber nicht einmal, sondern zweimal, übrigens zum ersten Mal seit Jahren. Ironisch. Aber nicht überraschend. Ein Teil von ihr wusste, dass er nicht gescherzt hatte, als er sagte, dass er weggehen würde. Ein Teil von ihr würde auch nicht überrascht sein, wenn sie beim Aufwachen herausfand, dass er gegangen war.

Ostchinesisches Meer, in der Nähe von Schanghai

Henry Williams dankte Gott täglich, dass er die Chance bekommen hatte, die USS *Decatur* zu befehligen. Auch wenn es wie ein Klischee klang, war es die Wahrheit. Es gab nichts Besseres, als einen Zerstörer von einhundertfünfzig Metern Länge zu führen, der mit genügend Marschflugkörpern bewaffnet war, um eine Stadt dem Erdboden gleichzumachen, oder neben einem mit F-18 bestückten Flugzeugträger nach Bangkok oder Sydney zu dampfen. Die Ozeane waren die letzte Grenze der Welt, und die US-Navy beherrschte sie. Punktum.

Außerdem empfand Williams das Leben an Bord der *Decatur* in einer Weise befriedigend, wie er es sich als Landratte, die in Dallas aufgewachsen war, nicht im Traum hätte vorstellen können. Er kam nicht aus einer Navy-Familie. Annapolis hatte er hauptsächlich gewählt, weil ihm der Basketball-Coach der Akademie die Chance geboten hatte, dort sein erstes Studienjahr zu absolvieren. Aber nach zweiundzwanzig Jahren im Dienst hatte sich Henry Williams in den Ozean verliebt – oder, um es genauer zu sagen, in die Schiffe, die durch seine Wellen pflügten. Das Meer war unberechenbar, aber der Rhythmus der *Decatur* war beständig wie ein Herzschlag. Tag für Tag wurden die Decks geschrubbt, die Schiffsglocke läutete jede halbe Stunde, das Tafelleinen in der Offiziersmesse war makellos und das Silber poliert. Williams ertrug das Chaos des wirklichen Lebens nicht mehr, jenes Lebens an Land. Das hatte ihm auch seine Frau Esther vor drei Jahren gesagt, als sie die Scheidung einreichte. Sie liebe ihn immer noch, aber sie verstehe ihn nicht mehr, sagte sie. Williams versuchte nicht, sie umzustimmen. In seinem Herzen wusste er, dass sie recht hatte.

Auf der *Decatur* war Williams' Wort Gesetz. Er konnte zu Mittag oder um Mitternacht eine allgemeine Prüfung der Unterkünfte ansetzen. Oder fordern, dass die Wäscherei so lange geschrubbt wurde, bis sie glänzte – und dann noch einmal als Zugabe. Die dreihundertdreißig Matrosen und Offiziere an Bord der *Decatur* befolgten seine Befehle, ohne zu fragen. Nirgendwo auf der Welt wurde die Befehlskette so genau befolgt wie an Bord eines Schiffes.

Und diese Disziplin war genau in diesem Augenblick lebenswichtig. Denn die *Decatur* befand sich in feindlichen Gewässern, an der Spitze der Flugzeugträgerflotte der *Ronald Reagan*, schon beinahe in Sichtweite der chinesischen Küste. Selbst die Dümmeren in der Mannschaft der *Decatur* wussten, dass die USA knapp vor einem Krieg mit China standen. Die Spannung an Bord des Schiffes war vom Maschinenraum bis auf die Brücke spürbar und nirgendwo mehr als bei den Sonaroperatoren, deren Aufgabe es war, den Signalen des SQR-19 Schleppsonars zu lauschen. Die chinesischen U-Boote, die im seichten Wasser vor der Küste lauerten, stellten die größte Bedrohung für die *Decatur* dar.

Nun saß Williams in seiner Kapitänskabine und studierte den Geheimbericht, der die neuen Einschätzungen der Navy über die Fähigkeiten der chinesischen U-Boote enthielt. Auch wenn die Chinesen Fortschritte erzielt hatten, durften ihre Fische immer noch nicht darauf hoffen, es mit den atomgetriebenen Jagd-U-Booten der Navy aufnehmen zu können.

Ein Klopfen an der Kabinentür riss ihn aus seinen Gedanken. »Ja?«
»Captain. Lieutenant Frederick bittet um Erlaubnis, eintreten zu dürfen.«
»Kommen Sie herein. Lieutenant.«

Frederick trat ein und salutierte knapp. »Es tut mir leid, Sie zu stören, Sir. Aber es geht um die Reporterin.«
»Was hat sie jetzt vor?«

Als Grundregel war die Navy die öffentlichkeitsfreundlichste militärische Einrichtung. Als der Kampf gegen den Terrorismus in den Mittelpunkt der amerikanischen Außenpolitik rückte, gerieten die Admiräle im Pentagon unter ständigen Druck, die Notwendigkeit der Navy zu beweisen – und ihr Jahresbudget von einhundertfünfzig Milliarden Dollar zu schützen. Immerhin stellte die Al-Qaida zur See keine große Bedrohung dar. Die Auseinandersetzung mit China hatte der Navy Gelegenheit geboten, sich wieder einmal in Großaufnahme zu zeigen, und sie beabsichtigte nicht, diese Chance ungenutzt vorübergehen zu lassen. Reporter und Kamerteams schwärmten wie Küchenschaben an Bord der *Reagan*, der *Abraham Lincoln* und der *John C. Stennis* umher, diesen gigantischen, atombetriebenen Flugzeugträgern, die auf die chinesische Küste zusteuerten. Auch die

Decatur hatte mit Jackie Wheeler eine eigene Reporterin. Mit ihrem langen dunklen Haar und den tiefbraunen Augen hätte Wheeler auch eine TV-Sprecherin sein können, tatsächlich arbeitete sie jedoch für die *Los Angeles Times*.

Williams verachtete die Medien im Allgemeinen, aber er hatte nichts gegen Wheeler einzuwenden. Hübsche Frauen waren gut für die Moral der Mannschaft, und die *Decatur* wurde mit so straffer Hand geführt, dass sie kaum in Schwierigkeiten geraten konnte. Außerdem wusste Williams, dass es etwas wie eine Ehre war, als Gastgeber für eine Reporterin einer landesweit veröffentlichten Zeitung erwählt zu werden. Er wusste jedoch auch, dass man ihn nicht nur wegen des makellosen Rufs der *Decatur* als Gastgeber für Wheeler gewählt hatte, sondern weil er einer der wenigen schwarzen Kapitäne im Dienst war. Er hatte nichts dagegen, auf diese Weise präsentiert zu werden. Wie alle Kommandeure war sich auch Henry Williams bewusst, wie wertvoll eine gute Presse war.

»Sie hat sich erneut nach der Zentrale erkundigt.« Die Operationszentrale war jener fensterlose Raum in der Tiefe des Rumpfes der *Decatur*, der das Gehirn des Zerstörers darstellte. »Sie sagt, sie könne keinen exakten Bericht schreiben, wenn sie nicht einige Stunden in der Zentrale verbringe.«

Williams seufzte. Er hatte Wheeler bereits vor ein paar Tagen durch die Operationszentrale geführt, und er wollte sie gewiss nicht jetzt dort haben, wenn die *Decatur* jeden Augenblick in eine kriegerische Auseinandersetzung verwickelt werden konnte. Um jedoch den strahlenden Bericht zu bekommen, den er sich wünschte, musste er wohl oder übel einen Kompromiss eingehen.

»In Ordnung, Lieutenant. Sagen Sie ihr, dass sie um 21:00 Uhr hier sein soll.«

»Ja, Sir.«

»Weggetreten.«

Eine Stunde später wurde er erneut durch ein Klopfen unterbrochen.

»Captain?«

20:58 Uhr. Wheeler hatte während dieser Woche an Bord bereits einiges

über Marineetikette gelernt. »Mrs Wheeler? Kommen Sie herein.« Zögernd trat sie ein. Bisher hatte sich Williams ihr gegenüber höflich verhalten, aber nicht mehr. Er war sehr beschäftigt. Zudem war es ihm sinnvoll erschienen, sie zunächst auf Distanz zu halten und sich erst allmählich ein wenig zu öffnen, um den bestmöglichen Bericht zu erhalten. Aus der Nähe betrachtet, war sie jünger, als er erwartet hatte, kaum dreißig. Und sie war auch hübsch. »Nehmen Sie Platz.« Er deutete auf das Sofa. »Sie wollen sich offensichtlich noch einmal die Zentrale ansehen.«

»Ich werde keine geheimen Dinge beschreiben, Captain. Ich kenne die Regeln.«

»Langweilen Sie sich schon auf diesem Schwimmer?«

Sie lächelte nervös. »Schwimmer?«

»Einige von uns alten Knaben verwenden diesen Begriff für jedes Schiff, das schwimmt.«

»Schwimmen denn nicht alle?«

»Nicht die U-Boote.«

»Oh, richtig.« Als sie nun lächelte, wünschte Williams für eine halbe Sekunde, dass er zwanzig Jahre jünger wäre und sie nicht hier, in seiner Kabine, sondern an einer Bar treffen würde.

»Seien Sie ehrlich. Sie wären doch viel lieber drüben auf der *Reagan* bei den Fliegern.«

»Nein, die Mannschaft behandelt mich ausgezeichnet.«

»Das war nicht die Frage, die ich gestellt habe. Aber in Ordnung. Hat Ihnen Lieutenant Frederick erzählt, nach welchem Mann die *Decatur* benannt ist?« Er deutete mit dem Daumen auf das Gemälde hinter seinem Tisch, das einen dunkelhaarigen Dandy in karminrotem Jackett und mit Fransen besetztem weißen Hemd zeigte.

»Nein.«

Williams lächelte mit echter Freude. Jedes Mal, wenn er diese Geschichte erzählte, erinnerte er sich, dass die Navy anders war als alle anderen militärischen Einrichtungen, dass sie eine stärkere Bindung zur Vergangenheit besaß. Die Männer, die auf den ersten Schiffen dieser Flotte Dienst taten, hätten es zu schätzen gewusst, wie die *Decatur* geführt wurde – auch wenn es ihnen keine Freude bereitet hätte, von einem Farbigen Befehle zu erhalten.

»Sie haben das Glück, sich an Bord eines Schiffes zu befinden, das nach einem berühmten amerikanischen Kapitän benannt ist.«

»Sind das denn nicht alle?«

»Ich wünschte, ich könnte Ja sagen, aber so viele berühmte Kapitäne haben wir nicht. Einige Zerstörer haben zweitklassige Namensgeber. Oder schlimmer noch, Leute von den Marines.«

»Tragisch«, sagte Wheeler, die bereitwillig mitspielte.

»Hinter mir sehen Sie Commodore Stephen Decatur. Während des Kriegs von 1812 zerstörte er zwei britische Schiffe. Die dritte Schlacht wollen wir nicht erwähnen, denn die verlor er. Nach dem Krieg segelte er nach Nordafrika, wo er die Libyer niederschlug. Auf dem Weg dorthin wurde er für einen Ausspruch berühmt, den Machiavelli zu schätzen gewusst hätte: ›Unser Land! Möge es in seinen Beziehungen zu fremden Nationen immer im Recht sein und immer erfolgreich, ob im Recht oder im Unrecht.‹ Eine Art ›Besser tot als rot‹ des neunzehnten Jahrhunderts.«

»Ich hoffe, Sie werfen mich nicht über Bord, aber meiner Meinung nach hat uns diese Denkweise in den letzten Jahren in eine ganze Menge Schwierigkeiten gebracht. Wir müssen Autoritäten häufiger hinterfragen, nicht seltener.«

»Ihr Reporter könnt euch diesen Luxus leisten. Wir nicht. Wenn ein Befehl kommt, müssen wir ihn befolgen.«

»Was ist aus Decatur geworden?«

»Er starb 1820 bei einem Duell.«

»Ich kann nicht behaupten, dass mich das überrascht. Wer war sein Gegner?«

»Ein Kapitän im Ruhestand namens James Barron. Die Sache war die: Barron konnte nicht gut sehen, und aus zeitgenössischen Berichten geht hervor, dass ihn Decatur leicht hätte töten können. Aber weil der gute Kommodore fair sein wollte, begrenzte er das Duell auf acht Schritte und erklärte, dass er mit seinem Schuss nicht töten wolle. So zerfetzte Barron Decaturs Bauch, worauf dieser wenige Stunden später starb. Wissen Sie, welche Lektion ich aus dieser Geschichte gelernt habe?«

»Duelle sind unsinnig und gefährlich.«

»Der Krieg ist kein Spiel. Schiffe, wie dieses, sind trügerisch. Sie sind so groß, dass sie unsinkbar erscheinen. Aber reißt man ein Loch in den Rumpf, das groß genug ist, gehen sie unter wie ein Stein. Allerdings

werde ich nicht zulassen, dass dies meiner Mannschaft zustößt.«
»Darf ich Ihren Ausspruch zitieren?«
»Selbstverständlich. Und kommen Sie bitte morgen um 11:00 Uhr in die Operationszentrale. Sie dürfen den ganzen Tag bleiben.«
»Danke, Captain.«
In diesem Augenblick läutete Williams' Telefon. »Ja?«
»Skipper, vielleicht wollen Sie einmal herunterkommen.« Der Waffenoffizier rief aus der Operationszentrale an. »Wir haben hier ein Problem.«
»Ich bin in fünf Minuten unten.« Williams hielt den Hörer nachdenklich in den Händen.
»Was war das?«, erkundigte sich Wheeler.
»So wie es aussieht, bekommen wir früher etwas zu tun, als ich dachte.«
»Kann ich ...«
Williams schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mrs Wheeler. Keine Führung heute Abend.«

Wenn die Operationszentrale das Gehirn des Schiffes war, dann waren die vier gigantischen Turbinen der *Decatur* mit einhunderttausend Pferdestärken bei voller Fahrt das Herz des Schiffes. Die Operationszentrale war ein gut beleuchteter Raum von fünfzehn Metern Länge und zwölf Metern Breite in der Mitte des Schiffes, sodass er sowohl vor Raketen als auch Torpedos gleichermaßen geschützt war. Der fensterlose Raum glich einer Flugsicherheitszentrale zur Hauptverkehrszeit. Dutzende blasse Männer drängten sich vor blinkenden Konsolen, die von den Radar- und Sonarsystemen der *Decatur* und von den E-2 Hawkeye-Maschinen in der Luft ihre Informationen bezogen. Williams setzte sich an das Kopfende des Saals, sodass er dem Chaos den Rücken zuwandte und auf eine große Wand mit strahlend blauen Flachbildschirmen sah, die eine Übersicht über die Gefahren bot, welche der *Decatur* zur See, zu Land und aus der Luft drohten.

Als Zerstörer der Arleigh-Burke-Klasse war die *Decatur* mit einem Aegis-Kampfsystem ausgestattet, das die Radar- und Sonarsysteme des Schiffes mit seinen Raketenbatterien verband. Das Aegis-System konnte

simultan eine Vielzahl von Flugzeugen und Schiffen überwachen und sie als feindlich, freundlich oder unbekannt kennzeichnen. Im Fall eines offenen Kriegszustandes konnte man das System auf Vollautomatikmodus schalten, sodass es alle Waffen des Schiffes kontrollierte. Neben den Cruisemissiles war die *Decatur* bestückt mit Boden-Luft-Raketen, Seezielflugkörpern, Anti-U-Boot-Raketen und -Torpedos, einem Raketenwerfer und zwei 20-Millimeter-Maschinengewehren für die Nahverteidigung, sollten alle anderen Mittel scheitern. Mit dem Aegis-System in Vollautomatikmodus konnte die *Decatur* vermutlich ganz allein eine Blockade über Schanghai verhängen.

Doch das Aegis-System war nicht auf Vollautomatikmodus geschaltet und dies war kein offener Kriegszustand. Williams wollte keinesfalls auf Provokationen und Bluffs überreagieren, die darauf abzielten, ihn zum ersten Schuss zu verleiten. Den Regeln für diesen Einsatz zufolge musste Williams nicht auf Anweisung warten, um schießen zu dürfen. Er war ermächtigt, als Erster loszuschlagen, falls seiner Meinung nach ein chinesischer Angriff unmittelbar bevorstand. »Der kommandierende Offizier ist dafür verantwortlich, sein Schiff im Falle eines Angriffs zu verteidigen oder im Falle der *unmittelbaren Gefahr* eines Angriffs«, lautete die Anweisung.

Williams wünschte beinahe, die Regelungen wären genauer. Wenn die Chinesen die *Decatur* mit einem Erstschlag angriffen, würde er aufgrund dieser Anweisungen zutiefst an seiner Entscheidung zweifeln, nicht selbst als Erster angegriffen zu haben. Zudem waren die Chinesen stets aggressiver geworden, je weiter sich die *Decatur* ihrer Küste näherte. Einen ganzen Tag lang hatten zwei chinesische Fregatten das Schiff beschattet. Nun, da die *Decatur* nur noch fünfundfünfzig Kilometer von Schanghai entfernt war, waren zwei weitere Fregatten hinzugekommen. Sie gehörten der Jianwei-Klasse an und zählten somit zu den moderneren Schiffen der chinesischen Flotte. Dennoch betrug ihre Größe nur ein Viertel der Größe der *Decatur*. Williams könnte sie leicht zerstören, vor allem mithilfe der F/A-18 der *Reagan*, die in der Luft kreisten, wie die Chinesen zweifellos wussten.

Anders ausgedrückt waren die Fregatten nicht hier, um zu kämpfen. Dennoch wollte ihnen Williams keinen Vorwand bieten. Während der

letzten Stunden hatte er sich nach Süden gewendet und die Geschwindigkeit auf fünfzehn Knoten gedrosselt. Die *Decatur* fuhr nun einen Kurs, der annähernd parallel zur Küste verlief, ohne sich dieser weiter anzunähern. Trotzdem hatten die chinesischen Boote die wiederholten Warnungen ignoriert, sich von der *Decatur* zurückzuziehen.

Um die Lage zu verschlimmern, näherte sich die *Decatur* dem Schifffahrtsweg nach Schanghai, sodass sie gezwungen war, rund um Frachter und Öltanker zu navigieren. Während der letzten Stunden waren auch zivile chinesische Boote aufgetaucht. Motorboote, Fischkutter, und sogar Segelboote, alle mit gehisster chinesischer Flagge und Spruchbändern in Chinesisch und Englisch: »Verschwindet aus dem Ostchinesischen Meer, ihr Hegemonisten!« »Taiwan und China! Ein Volk, eine Nation!« »Fahr heim, US-Navy!«

Williams erschien es unnötig provokant, so nahe an die Küste beordert zu werden. Aber offenbar ging es darum, zu provozieren. Vor zwei Tagen hatte Konteradmiral Jason Lee, der Kommandeur der *Reagan*, Williams und den anderen Kapitänen im Flottenverband des Flugzeugträgers gesagt, dass das Weiße Haus der chinesischen Regierung eine ernste Botschaft über die Risiken eines Abkommens mit dem Iran überbringen wolle.

»Wir werden diesmal nicht nachgeben. Ganz nahe und persönlich, so will es der große Mann. Bringt sie zum Blinzeln. Unser Nachrichtendienst sagt, dass dies die richtige Vorgehensweise ist. Und wenn der große Mann das will, dann werden wir es ihm geben. Allerdings will ich nicht, dass Sie die Sache überhasten. Sollte es jedoch notwendig sein, Ihre Schiffe zu schützen, wird niemand an Ihnen Kritik üben. Wir haben drei Flugzeugträger hier draußen, wir können ihre Marine in zwanzig Minuten in Schrott verwandeln, und wir werden nicht nachgeben. Verstanden?«

Als Lee fertig war, sagte niemand ein Wort.

Aber es gab gute taktische Gründe, um weiter draußen auf See zu bleiben, dachte Williams. Auf dem freien Ozean, im sogenannten Blauwasserkampf, waren Flugzeugträgerverbände tödlich. Die Jets der

Reagan konnten feindliche Flugzeuge und Schiffe zerstören, lange bevor ihr die feindlichen Schiffe nahe kamen, und die atomgetriebenen Jagd-U-Boote, die sie begleiteten, waren schneller und hatten ein besseres Sonarsystem als die Diesel-U-Boote, die die meisten anderen Flotten verwendeten.

So nahe der Küste verringerten sich jedoch die Vorteile des Flugzeugträgerverbandes. Zunächst hatten die Jets der *Reagan* nicht mehr uneingeschränkte Kontrolle über den Luftraum. Flugzeuge, die auf den chinesischen Luftstreitkräftestützpunkten an Land stationiert waren, konnten innerhalb weniger Minuten die *Decatur* erreichen. Um die Lage zu verschlimmern, machten es die Hunderte Zivilflugzeuge, die täglich von den Flughäfen Schanghais aufstiegen, dem Aegis-System schwer, den gesamten Luftverkehr zu überwachen.

In diesen seichten Gewässern stellten auch die chinesischen U-Boote eine ernste Gefahr dar. Die Diesel-Elektro-U-Boote, aus denen die chinesische Flotte bestand, konnten sich nahezu lautlos fortbewegen, und so nahe der Küste mussten sie nicht fürchten, von den schnelleren amerikanischen U-Booten abgehängt zu werden. Sie mussten sich kaum bewegen, denn die amerikanische Flotte kam direkt auf sie zu.

Wenn man zu diesen taktischen Problemen die strategische Unsicherheit hinzuzählte, wurde klar, dass Williams eine schwere Aufgabe zu lösen hatte. Nun schienen es die Chinesen darauf anzulegen, die Sache schneller einer Entscheidung zuzutreiben, als Williams erwartet hatte.

Williams nahm seinen Platz an der Zentralkonsole ein, neben Lieutenant Stan Umsle, seinem Waffenoffizier, einem Mann mit Brille, der in Purdue in Ingenieurswesen promoviert hatte. »Lieutenant, sprechen Sie.« »Ich wollte Sie nicht stören, Sir, aber wir haben hier zwei Probleme. Zunächst kommen hier achtern ein Fischkutter und an Steuerbord drei weitere beständig näher. Sieht aus, als würden sie ihre Bewegungen mit den Fregatten koordinieren. In der letzten halben Stunde sind sie von zweitausend Meter auf elfhundert Meter aufgeschlossen.«

»Irgendwelche Waffen?«

»Keine, die wir sehen. Wir haben sie mehrmals mit Signalen und per Funk aufgefordert abzdrehen, Sir. Wir haben ihnen gesagt, dass sie mit sofortigen Verteidigungsaktionen rechnen müssen, wenn sie noch näher kommen.«

»Auf Englisch.«

»Ja, Sir.« Umsle musste Williams nicht sagen, dass niemand an Bord der *Decatur* Chinesisch sprach. Dies war ein weiterer Grund, warum sich der Zerstörer von der Küste entfernen sollte, dachte Williams.

»In Ordnung, sobald sie auf fünfhundert Meter herankommen, bespritzt sie fünf Sekunden lang mit der Phalanx. Aber nur Warnschüsse. Kein Kontakt. Und achtet darauf, dass ihr nicht irrtümlich die Fregatten trifft. Williams hoffte, dass die *Decatur* die Fischerboote mit ihren Maschinengewehren vertreiben könnte. Ihre panzerbrechende Munition, für die angereichertes Uran verwendet wurde, konnte die Fischkutter mühelos in Stücke reißen.

»Ja, Sir.«

»Zusätzlich werden wir Fahrt zulegen auf dreißig Knoten, um ein wenig Distanz zu diesen Fregatten zu bekommen.«

»Das ist das zweite Problem, Sir. Auf unserem Weg befindet sich ein roter« – feindlicher – »Zerstörer.« Umsle deutete auf das Aegis-Display, wo sich ein rotes Echozeichen auf die *Decatur* zubewegte. »Zwanzig SM« – Seemeilen – »südlich von uns, und er kommt mit fünfundzwanzig Knoten näher. Er hat uns bereits zweimal gestrichen.« Das bedeutete, dass der Zerstörer die *Decatur* bereits mit seinem Radar geortet hatte. Möglicherweise um einen Raketenstart vorzubereiten.

»Haben wir eine eindeutige Identifikation?«

»Wir glauben, dass es sich um eine ihrer Luhas handelt, Sir. Und die Hawkeye hat eben Signale von einem weiteren feindlichen Schiff empfangen. Siebzig SM südlich.« Das Radarflugzeug in der Luft konnte einen wesentlich größeren Bereich überwachen als das Radarsystem der *Decatur*. »Die Hawkeye glaubt, dass es sich um ein Schiff der Sovremenny-Klasse handelt.«

»Wir benötigen visuelle Bestätigung, und zwar so schnell wie möglich. Melden Sie das der *Reagan*.«

»Ja, Sir.«

Seit den Neunzigerjahren hatte China vier Zerstörer der Sovremenny-Klasse von Russland gekauft. Die Sovremennys waren die einzigen Schiffe in der chinesischen Flotte, die eine echte Bedrohung für die *Decatur* darstellten. Sie waren mit Überschall-Seeziel-Lenkflugkörpern ausgestattet mit einer Reichweite

von einhundertsechzig Kilometern und einem hässlichen Radarleitsystem. Die Raketen konnten zwar aufgrund ihrer starken Hitzeentwicklung mit Infrarotsensoren entdeckt werden. Aber aufgrund ihrer Geschwindigkeit und der Tatsache, dass sie kaum fünfzehn Meter über der Wasseroberfläche flogen, war es nahezu unmöglich, sie abzufangen. Vor allem jedoch besaßen sie einen dreihundert Kilogramm schweren Sprengkopf, der ausreichte, um die *Decatur* schwer zu beschädigen und vielleicht sogar zu versenken.

Williams wandte sich an seinen Kommunikationsoffizier. »Holen Sie mir Admiral Lee.« Wenn er schon einen Krieg beginnen würde, sollte sein Vorgesetzter davon wissen. Inzwischen erschien es ihm sinnvoll, sich ein wenig zurückzuziehen. Er sah zu Umsle hinüber. »Bringen Sie uns auf zwanzig Knoten und Kurs eins-fünf« – nach Südosten, weg von der chinesischen Küste.

»Was ist mit den Fischkuttern? Wir werden sie überfahren.«

»Dann sollten sie uns besser aus dem Weg gehen.« Williams zog eine Auseinandersetzung mit einem unbewaffneten Fischkutter der mit einem chinesischen Zerstörer vor. »Machen Sie sich bereit, sie mit den Phalanx-Maschinengewehren nass zu machen. Ich will, dass sie wissen, dass wir es ernst meinen.«

»Captain«, meldete sich sein Kommunikationsoffizier, »ich habe die *Reagan*.« William nahm den Hörer ab.

»Captain Williams.« Der Admiral sprach ruhig, aber mit absoluter Autorität, wie es sich für den Kommandeur eines einhundertzweitausend Tonnen schweren Flugzeugträgers gehörte. »Wie es aussieht, wollen Ihnen die Chinesen keinen Strandurlaub zugestehen.«

»Ich könnte mehr Luftunterstützung gut gebrauchen, Admiral.«

»Das geschieht bereits.«

»Sir, ich erbitte um die Erlaubnis, mich zur *Lake Champlain* zurückzuziehen.« Die *Lake Champlain* war ein Lenkwaffenkreuzer, der sich neunzig Kilometer nordöstlich und hundertvierzig Kilometer von der Küste entfernt befand.

»Ich verstehe Ihre Bedenken, aber das wäre das falsche Signal, Captain. Unser Nachrichtendienst hat das eindeutig gesagt.«

Du hast leicht reden in deiner schwimmenden Festung, dachte Williams.

»«Ja, Sir«, sagte er laut. »In diesem Fall werde ich diese Boote vor mir

loswerden, etwas Raum schaffen und dann zurückkehren, um mir die Sache nochmals anzusehen.«

»Sir, Captain, wir haben eben Warnschüsse auf die Fischkutter abgegeben ...«, meldete sich Umsle zu Wort, aus dessen Stimme Spannung zu hören war. Williams winkte ab. *Nicht jetzt.*

»Einverstanden, Captain«, sagte der Admiral an seinem Ohr. »Bis 21:30 Uhr werden wir vier weitere Achtzehner« – Kampfjets vom Typ F/A-18 Super Hornet – »für Sie in der Luft haben.«

»Danke, Sir.« *Klick.* Zumindest hatte er die indirekte Einwilligung erhalten, sich ein paar Seemeilen zurückziehen zu dürfen und sich etwas Zeit zu erkaufen.

»Lieutenant, wir gehen auf fünfundzwanzig Knoten, Kurs sechzig.« Ein Kurs von sechzig Grad bedeutete Nordost, eine harte Linkswende von der derzeitigen Richtung der *Decatur*.

»Sir, die Fischkutter ...«

Williams wollte nichts mehr von den Fischkuttern hören. Er hatte größere Sorgen.

»Wir haben sie gewarnt, Lieutenant. In jeder erdenklichen Art und Weise. Es ist Zeit, dass sie den Weg freigeben. Jetzt! Harte Wende.«

Die Kollision erfolgte dreißig Sekunden später.

In der Operationszentrale wurden die Männer zur Seite geschleudert. Handbücher, Stifte und alles, was nicht nietund nagelfest war, landete auf dem Boden. Auf der Brücke stieß sich die Reporterin der *Los Angeles Times* das Knie so stark, dass ein Bluterguss zurückbleiben würde. Aber das kümmerte sie nicht, denn sie wusste, dass sie den Leitartikel für die Zeitung des nächsten Tages hatte.

Die Matrosen und Offiziere auf der Brücke der *Decatur* beharrten später darauf, dass sich der Fischkutter weigerte, der *Decatur* den Weg freizugeben, als forderte er es heraus, von dem Zerstörer überfahren zu werden. Die Chinesen widersprachen dem heftig. Sie behaupteten, die *Decatur* habe den kleinen Fischkutter absichtlich getroffen, der nur achtzig Tonnen wog im Vergleich zu den achttausend Tonnen der *Decatur*. Jackie Wheeler, die eine neutralere Beobachterin war, als alle anderen, die die Kollision gesehen hatten, war nicht sicher, was passiert

war. Beide Schiffe schienen zu erwarten, dass das andere abdrehte. Da keines der beiden dies tat, schnitt der Zerstörer das kleine Fischerboot nahezu mittendurch und durchtrennte säuberlich ein Banner mit der Aufschrift: »China wird sich nicht vor den USA beugen!« Neben seiner üblichen Crew von zehn Mann hatte das Boot weitere vierundzwanzig Passagiere an Bord, vor allem College-Studenten, die gekommen waren, um zu protestieren – und um als Souvenir einen Schnappschuss von dem Zerstörer zu machen. Fünf starben bei der Kollision. Aber weil die meisten Studenten nicht schwimmen konnten, ertranken weitere siebzehn nach dem Zusammenstoß.

Im Anschluss an die Kollision verringerte die *Decatur* die Geschwindigkeit. Aber noch ehe sie Rettungsboote zu Wasser lassen konnte, feuerte eine der chinesischen Fregatten Warnschüsse auf den Zerstörer ab. Nach Rücksprache mit Admiral Lee entschloss sich Williams weiterzufahren. Die chinesischen Boote strebten eilig auf den Fischkutter zu, und noch länger in der Nähe zu bleiben, hätte die Situation vielleicht zusätzlich angefacht. Später sollte die Entscheidung der *Decatur*, nicht anzuhalten, die Kontroverse verschärfen.

Abgesehen von einigen wenigen blauen Flecken und Abschürfungen wurde niemand an Bord der *Decatur* verletzt. In den darauffolgenden Tagen würde jedoch niemand behaupten, dass die USA die Kollision unbeschadet überstanden hatten.

Selbst mit Tysons Hilfe und der schriftlichen Bewilligung des Leiters der Rechtsabteilung der Agency benötigte Exley einen vollen Tag, um die interne Krankenversicherungsakte von Keith Robinson zu bekommen. Aus dieser ging hervor, dass Robinsons Frau Janice vor zehn Jahren einem Jungen namens Mark das Leben geschenkt hatte. Durch Vergleich der Geburtsdaten von Mark und der Sterbedaten der Sozialversicherung ergab sich, dass der Junge vor acht Jahren gestorben war. Laut Aussage von Wen Shubai hatte der Maulwurf ungefähr zu dieser Zeit erstmals mit den Chinesen Kontakt aufgenommen.

So beschlossen Exley und Shafer, dass der Zeitpunkt gekommen war, um mit Robinson zu sprechen. »Wir müssen ihn nicht nach dem toten Kind fragen«, meinte Shafer. »Das könnte ihn aus der Fassung bringen.«

»Wie taktvoll. Gott sei Dank sind Sie hier, um zu helfen.

Selbstverständlich erwähnen wir seinen Sohn nicht. Der verpatzte Lügendetektortest ist Grund genug, um ihn zu befragen.«

Aber als Exley am späten Freitagnachmittag in Robinsons Büro anrief, hob er nicht ab. Sein Anrufbeantworter erklärte, dass er krank sei. Nach einigen weiteren Anrufen gelang es Exley, einen Mitarbeiter des Chinatisches aufzuspüren, der ihr erzählte, dass Robinson am Vortag noch vollkommen gesund gewirkt habe. Im Büro nebenan versuchte Wells, in der Maulwurf-Untersuchung Anschluss zu finden, indem er die Abschriften von Shubais Verhör durchging. Vorerst schob er seine Bemühungen zur Seite, etwas über die Person herauszufinden, die Pierre Kowalski dafür bezahlte, dass er die Taliban unterstützte. Ohne Kontonummern konnte das Finanzministerium die Zahlungen nicht verfolgen, die Kowalski aus Macao erhalten hatte, wie er selbst zugegeben hatte. Und auch die CIA-Akte über Kowalski bot keine Hinweise auf den mysteriösen Nordkoreaner, den Kowalski erwähnt hatte. Hingegen enthielt sie genug Einzelheiten, um Wells' Wut auf Kowalski anzufachen.

Kowalski hat Waffengeschäfte in der Höhe von einhundert und mehr Millionen Dollar für einige Dutzend souveräne Staaten und paramilitärische Organisationen vermittelt, wie etwa Angola, Armenien, China, den Kongo, die FARC (die Revolutionären Streitkräfte

Kolumbiens), Indonesien, Libyen, Nigeria, Polen, Russland, Saudi-Arabien und den Jemen. Diese Liste ist keineswegs endgültig. Kowalski wickelt seine Geschäfte oft durch Vermittler ab, wenn er hofft, an beide Seiten eines Konfliktes Waffen verkaufen zu können (z.B. im Tschad und Sudan). Seine Kommission beträgt zwischen zwei Prozent in Fällen, in denen er lediglich als Handelsagent auftritt und die Verhandlungen über Preis und Bündelung der Waffen aushandelt, und fünfundzwanzig Prozent, wenn er als Dritthändler agiert und Waffen auf Lager kauft, ehe er sie weiterverkauft. Kowalski hat seit dem Jahr 2000 ungefähr eine Milliarde Dollar verdient, wenn auch der genaue Betrag nicht bekannt ist. Eine Milliarde. Eintausend Millionen. Vielleicht war diese Zahl an der Wall Street oder im Kongress üblicher Büroalltag. Aber Wells ging sie einfach nicht aus dem Kopf. In Pakistan hatte er Kinder gesehen, die an Cholera starben, weil ihre Eltern die wenigen Dollar für Antibiotika nicht aufbringen konnten.

Der Rest der Akte befasste sich mit Kowalskis persönlicher Geschichte. Es überraschte keineswegs, dass er nie Militärdienst geleistet hatte. Soweit Wells feststellen konnte, war er noch nie in die Nähe eines Schlachtfeldes gekommen und hatte noch nie gesehen, was seine Minen, seine Kalaschnikows und seine Mörser mit dem menschlichen Körper anrichteten. Für seine unmittelbare Umgebung zog er junge, blonde Körper vor, und er konnte sich leisten, wonach ihm der Sinn stand. Nach zwei Scheidungen hatte er Gefallen gefunden an zweitrangigen russischen Modells, die zwar von vornherein teurer waren als eine Ehefrau, aber bei ihrem Abschied keine Alimente erhielten. Mehr als je zuvor bedauerte Wells, dass er Kowalski in den Hamptons nicht eine Kugel zwischen die Augen verpasst hatte.

Nachdem Wells die Akte gelesen hatte, hatte er dem Analytiker einen Besuch abgestattet, der sie verfasst hatte. Sein Name lautete Sam Tarks, und er war Berufsoffizier in der Verschlussabteilung der Agency.

»Pierre Kowalski? Ein widerlicher Mann.«

»Ich suche nach etwas, das vielleicht zu pikant war, um es in die Akte aufzunehmen«, sagte Wells. »Das könnte eine persönliche oder geschäftliche Sache sein.«

»Nun, sein Privatleben ist so, wie man es sich vorstellt. Er besitzt eine Yacht, die den Namen *Ares* trägt und die jeden Sommer in einen

schwimmenden Partysalon verwandelt wird. Viel Koks, viele affektierte Europäer. Alle lassen es sich gut gehen.«

»Ares, wie der griechische Kriegsgott?«

»Genau dieser. Soweit wir wissen, hat Kowalski sonst keine ernsthaften Macken. Ich meine, er ist weder pädophil, noch ein Sadist oder Ähnliches. Er feiert nur gern Partys.«

»Wie steht es mit der geschäftlichen Seite? Gibt es ein Land, dem er besonders nahesteht? Sagen wir Russland?« Wells glaubte immer noch nicht, dass die Russen den Taliban helfen würden, aber alles war möglich.

»Nicht im Speziellen. Er verkauft zwar hauptsächlich russisches Zeug, aber er hält sie auf Abstand. Ein kluger Mann. Und er achtet darauf, seine Geschäfte von Zürich fernzuhalten. Auch ein kluger Zug. Gleichzeitig zahlt er genügend Steuern, um die Schweizer glücklich zu machen, und legt sein Geld in lokalen Banken an, vor allem in der UBS.«

»Hat er je für amerikanische Unternehmen gearbeitet?«

Tarks nickte. »Eine Menge Leute würden sich freuen, wenn er es noch täte. Die Indian Air Force wartet auf eine riesige Bestellung, annähernd einhundertdreißig Flugzeuge, und die Franzosen haben ihn angeheuert, um die Inder zu überreden, sich für die Mirage zu entscheiden« – einen in Frankreich gefertigten Kampfjet – »anstatt für die F-16. Das wäre ein ziemlich großes Geschäft. Jenseits von fünf Milliarden. Wenn wir den Auftrag nicht bekommen, werden einige Lobbyisten von Lockheed« – Lockheed Martin stellte die F-16 her – »dem Verteidigungsausschuss erklären, dass wir nur gescheitert sind, weil wir keine Leute wie Kowalski in unserem Team haben. Sie werden es zwar ruhig sagen, aber sie werden es sagen.«

»Eine wundervolle Welt«, sagte Wells. »Wäre es auch möglich, dass er den Taliban Waffen verkauft?«

»Das wäre selbst für ihn eine Herausforderung. Er weiß, dass wir nicht glücklich darüber wären, wenn wir es herausfänden. Gelinde gesagt.«

»Aber wenn das Geld stimmt und er glaubt, dass er damit davonkommt?«

»Unter diesen Umständen? Nun, meiner Meinung nach gäbe es dann nichts, was er nicht tun würde.«

Wells' letztes Gespräch mit Ed Graften, dem Polizeichef von East Hampton, war mehr als zufriedenstellend verlaufen. Nachdem die Polizei von East Hampton Kowalski befreit hatte, verbot er den Beamten, das Anwesen zu durchsuchen. Er habe keine Ahnung, wer ihn und seine Wächter angegriffen habe, sagte er.

»Jungs werden immer Jungs bleiben. Warum fragen Sie sie nicht? Ich war in meinem Schlafzimmer.«

»Und was ist mit dem Isolierband und den Handschellen?«, erkundigte sich der Einsatzleiter.

»Eine neue Methode zur Gewichtsreduktion. Mein Arzt hat sie mir empfohlen. Mit zugeklebtem Mund kann ich nicht essen.«

»Wie es klingt, brauchen Sie einen neuen Arzt.«

»Ich habe bereits zweieinhalb Kilo verloren«, gab Kowalski zurück, wobei er als Zeichen seiner Würde den Bauch einzog. »Jetzt würde ich es zu schätzen wissen, wenn Sie mein Anwesen verließen, damit ich wieder zu Bett gehen kann.«

Die bewusstlosen Wächter wurden in das Krankenhaus nach Southhampton gebracht. Erst am Morgen begannen sie, sich wieder zu regen. Alle vier behaupteten, keinerlei Erinnerung an die Geschehnisse zu haben. Sie weigerten sich, Fragen zu beantworten, und forderten, mit Kowalskis Anwälten zu sprechen. Da sie offensichtlich Opfer und nicht Täter waren, hatten die Cops keine andere Wahl, als sie laufen zu lassen. Sie wurden aufgefordert, später für eine Befragung auf die Polizeiwache zu kommen.

Aber sie tauchten nie auf. Und als die Polizei in die Two Mile Hollow Road fuhr, um nach ihnen zu suchen, entdeckten die Beamten, dass das Anwesen verlassen war. Aus den Flugaufzeichnungen ging hervor, dass Kowalskis Gulfstream V weniger als acht Stunden nach Wells' Höflichkeitsanruf vom Flughafen von East Hampton abgehoben hatte. Dem Flugplan zufolge, den sie vor dem Start unterzeichnet hatten, steuerte der Jet Miami an – was vermutlich bedeutete, dass er in der Dominikanischen Republik, auf Barbados oder in Venezuela gelandet war. Auf jeden Fall waren Kowalski und seine Männer verschwunden.

»Ich dachte, es würde Sie vielleicht interessieren, dass er sich

davongemacht hat. Meine Leute sagten, dass er ein cooler Kunde war«, erzählte der Chief. »Er hat sich kaum beschwert, als sie das Klebeband abzogen.«

»Er ist aalglatt.«

»Es sei eine Methode, um abzunehmen. Für diese Idee hat er Anerkennung verdient.« Graften kicherte. »Haben Sie bekommen, was Sie wollten?«

»Danke für Ihre Hilfe, Chief. Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie noch etwas von ihm hören.«

»Wird gemacht.« *Klick.*

Wells hoffte, dass seine Kowalski-Untersuchung nur vorübergehend zum Stillstand gekommen war, auch wenn er sich eingestehen musste, dass er nicht wusste, wo er weitersuchen sollte. Die Spur schien in einer Sackgasse zu enden. Deshalb beteiligte er sich auch wieder an der Suche nach dem Maulwurf. Während Wells die Personalakte durchlas, die Exley und Shafer zusammengestellt hatten, zweifelte er, ob Exley mit ihrem Bauchgefühl in Bezug auf Keith Robinson recht hatte. Allerdings hatte er weder das Haus noch die Ehefrau des Mannes gesehen. Ein Klopfen an der Tür ließ ihn hochfahren. Exley. »Hast du Lust auf einen Ausflug?«

Als sie zu Robinsons Haus kamen, war Exley froh, dass sie Wells gebeten hatte mitzukommen. Im Haus brannte kein Licht, aber durch die Fenster sah sie den flimmernden Fernsehapparat.

»Bist du sicher, dass sie zu Hause ist?«, fragte Wells. Er stand neben der Tür verborgen und presste sich gegen die Hauswand.

»Sie ist zu Hause.« Exley klopfte nochmals. Schließlich hörte sie Schritte. Janice riss mit glasigen Augen die Tür auf. In ihrer Hand schwankte ein Steakmesser.

»Sie«, fauchte sie, während sie mit dem Messer in Exleys Richtung stach. Wie es aussah, würde ihr das Messer eher aus der Hand fallen, als dass sie damit ernstlich Schaden anrichten könnte, dachte Exley. Als Janice einen kleinen Schritt nach vorn machte, griff Wells mit seinem

kräftigen rechten Arm zu und verdrehte ihr Handgelenk, bis das Messer klirrend zu Boden fiel. Während Wells das Messer zur Seite stieß, öffnete und schloss sich ihr Mund in wortloser, betrunkenen Verwirrung. Exley wusste, dass Wells nur sicherstellen wollte, dass sie nicht verletzt würden. Aber irgendwie ärgerte sie die beinahe roboterhafte Leichtigkeit, mit der er diese mitleiderregende Frau entwaffnete. Er hatte nicht einmal geblinzelt, geschweige denn, dass ihm der Schweiß ausgebrochen wäre. In diesem Augenblick erkannte sie etwas an ihm, das sie längst wissen sollte. Trotz all der emotionalen Last, die Wells trug, machte ihm der Gedanke an den Tod kaum Angst. Offenbar hielt er sich auf einer unbewussten Ebene für unsterblich, dachte sie. Er konnte es sich vermutlich nicht vorstellen, einen Kampf zu verlieren, oder dass irgendjemand stärker oder schneller war als er. Exley hatte mit eigenen Augen gesehen, wozu er im Nahkampf fähig war. Wie es wohl war, so viel körperliches Selbstbewusstsein zu haben? Sie würde es nie erfahren. Frauen lernten dieses Gefühl nie kennen. Kein Wunder, dass Wells süchtig war nach Action.

Janice schwankte vorwärts und stolperte über ihre eigenen Füße. Rasch packte sie Wells am Arm und hielt sie fest. Ihre Augen schweiften hilflos zwischen Wells und Exley hin und her.

»Sie können nicht ...«, murmelte sie.

»Ma'am«, sagte Wells. »Es tut uns leid, aber können wir im Haus mit Ihnen sprechen? Bitte.«

Janices schwammiges Gesicht verzog sich wie ein lecker Luftballon. Ohne zu antworten, trat sie vor das Haus und starrte zum Himmel empor, während ihr Tränen, Regen, oder von beidem etwas über das Gesicht lief. Der Golden Retriever stand mit hängendem Schweif hinter ihr in der Tür.

Schließlich winkte sie die beiden hinein. »Was macht das jetzt noch aus?«, sagte sie schließlich. »Warten Sie in der Küche.« Wells beobachtete sie, wie sie die Treppe hinaufstieg. Zur Sicherheit hielt er die Hand in der Nähe der Makarow, die er in den Schulterhalfter gesteckt hatte, ehe sie das Büro verließen. Aber es gab nichts, worüber sie sich noch Sorgen machen mussten, dachte Exley. Janice war jetzt harmlos. Als sie zurückkehrte, hielt sie nur ein Handtuch in den Händen. Allerdings hatte sie das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und

sogar etwas Make-up aufgelegt, wie Exley bemerkte. Wells hatte diese Wirkung.

»Trocknen Sie sich ab, Süße.« Janice warf Exley das Handtuch zu. »Als Sie wieder hier auftauchten, dachte ich, dass Sie vielleicht seine Freundin wären. Aber das sind Sie nicht.«

»Die Freundin Ihres Mannes? Nein, die bin ich nicht.«

»Denn ich weiß, dass er eine Freundin hat. Er wurde auch ganz nervös, als ich ihm sagte, dass Sie hier waren. Er wollte genau wissen, was Sie hier wollten. Am nächsten Tag ist er gegangen.«

»Das war gestern, richtig?«, warf Wells ein.

»Richtig, Hübscher.«

»Wissen Sie, wohin?«

»Ich habe weder ihn noch seinen Acura seit gestern früh gesehen. Er hat auch nicht angerufen, und sein Telefon ist abgeschaltet.« Janice konzentrierte ihre unsichere Aufmerksamkeit auf Exley. »Aber ich sehe schon, dass Sie nicht seine Freundin sind. Er mag jüngere Frauen als Sie. Und hübschere. Sind Sie von der Agency?«

»Ja, Ma'am«, antwortete Wells. »Das sind wir.« Dabei zeigte er ihr seinen Personalausweis, und zwar den, der auf seinen richtigen Namen ausgestellt war. Janice hielt ihn dicht vor ihr Gesicht, während ihr Blick zwischen dem Ausweis und Wells hin- und herpendelte.

»Ich kann es nicht glauben, aber ich glaube es doch«, sagte sie. »Steckt Keith in Schwierigkeiten?«

»Das versuchen wir herauszufinden«, sagte Exley. »Hat er Ihnen gesagt, wohin er gegangen ist?«

»Wie ich schon erzählte, hat er nicht einmal gesagt, dass er gehen würde, geschweige denn wohin. Als ich aufwachte, war er einfach fort, und seine Lieblingskleidung mit ihm.«

»Hat er sonst noch etwas mitgenommen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht etwas aus dem Keller. Dort unten hat er viel Zeit verbracht. In der Nacht, bevor er gegangen ist, hat er seltsame Dinge gesagt. Er hat gefragt, was ich davon halten würde, wenn wir das Land verließen und irgendwo neu anfangen würden.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir uns ein wenig umsehen?«, fragte Wells. »Im Keller?«

»Ich vermute nein. Aber er ist abgeschlossen. Und ich kann den

Schlüssel nicht finden. Ich weiß nicht, ob er ihn mitgenommen hat, oder was auch immer.«

»Darum kümmere ich mich schon.« Wells griff nach der Pistole in seiner Jacke.

Schwatzend folgte ihnen Janice in den Keller. Sie war von Selbstmitleid zu Schwatzhaftigkeit gewechselt und versuchte nun, sich bei ihnen einzuschmeicheln. Ein typischer, vom Alkohol verursachter Stimmungswandel. Exley überraschte es keinesfalls, dass sie ihre Aufmerksamkeit vor allem Wells widmete, der jedoch kaum zuhörte, während er sich im Keller umsah. Der Raum war mit Bourbonflaschen und leeren Zigarettenschachteln übersät und stank wie der Morgen danach nach einer einwöchigen Verbindungsfeier. Wells öffnete den DVD-Player und entnahm eine Scheibe mit dem Titel *Girl-n-Girl 3: The Experiment*.

Janice blickte Wells mit hochgezogenen Brauen an, als sie sah, welche DVD es war. »Mit mir hat er das nie versucht.«

Am liebsten hätte Exley der betrunkenen Frau eine Ohrfeige verpasst und sie aufgefordert, sich nicht weiter selbst in Verlegenheit zu bringen. Stattdessen lächelte sie. »Hat Keith in der Nacht, bevor er verschwunden ist, gesagt, wohin er mit Ihnen gehen wollte?«

Janice ließ sich auf das Sofa plumpsen und steckte einen Finger in den Mund wie eine ungezogene Vierjährige. »Nicht, dass ich mich erinnere. Nein.«

»Irgendetwas über Asien? Oder China?«

»Er mochte die Chinesen nicht sehr. Er nannte sie Schlitzaugen und Reisfresser und sagte, dass man ihnen nicht trauen kann.«

»Hat er je irgendjemanden nach Hause mitgebracht? Ich meine, einen ungewöhnlichen Besucher, jemanden, den er nicht vorgestellt hat?«

Janice griff nach einer offenen Weinflasche auf dem Tisch. Sie goss sich den Inhalt in ein schmutziges Glas und nahm einen tiefen Schluck.

»Nein. Wir haben nicht allzu viele Freunde, nicht, seit wir hierher gezogen sind, nicht, seit unser Sohn gestorben ist.«

»Ihr Sohn ...«

Aber in diesem Augenblick rief Wells aus dem Badezimmer. »Jenny.

Das musst du sehen.«

Janice folgte, sodass sie sich nun zu dritt in dem Badezimmer drängten und den schwarzen Safe anstarrten.

»Kennen Sie die Kombination?«, fragte Wells Janice.

»Ich habe doch nicht einmal gewusst, dass er hier ist«, gab Janice zurück. »Ich schwöre es.«

»Wir sollten Tyson anrufen, damit er jemanden schickt, der ihn öffnet«, meinte Wells. »Auch wenn es egal ist, denn er ist sowieso leer.«

Janice verzog die Lippen zu einem Schmollmund, den Exley bereits kannte. In Kürze würde sie wieder zu weinen beginnen. Das alles war zu viel für sie.

»Kommen Sie, wir wollen hinübergehen.« Exley führte Janice zurück zum Sofa. »Hat Keith Geld im Haus aufbewahrt. Hat es so ausgesehen, als würden Sie mehr ausgeben, als er verdiente?«

»Er hat mir nie viel über unsere Finanzen gesagt. Er hat mir einfach ein paar Tausender pro Monat für den Einkauf gegeben. Wenn ich mir ein Kleid oder etwas anderes wünschte, war er großzügig. Ich vermute, man könnte sagen, dass wir eine altmodische Ehe geführt haben. Er hat das Geld verdient und ich habe den Haushalt geführt.«

»Haben Sie je Briefe von Banken gesehen, die Sie nicht kannten? Irgendetwas aus dem Ausland?«

»Ein- oder zweimal. Aber das ist Jahre her. Dann hat es aufgehört. Ich glaube, er hatte ein Postschließfach. Er tat immer so geheimnisvoll.« Janice setzte die Weinflasche an den Mund. »Ich habe immer geglaubt, dass es etwas mit seiner Freundin zu tun hat. Er mag Stripperinnen. Ich habe so getan, als wüsste ich es nicht, aber natürlich habe ich davon gewusst.«

»Männer sind Schweine.« Exley tätschelte Janice die Hand. Das war ein Fehler. Janice zuckte zurück.

»Woher wollen Sie das wissen? Sie haben mich doch auch belogen? Sie sind ja nicht einmal verheiratet.« Wieder begann sie zu weinen. Und diesmal schnitten ihre Tränen durch die frisch aufgetragene Mascara und zeichneten schwarze Striemen auf ihren Wangen. Sie griff nach einem verwendeten Papiertaschentuch und trocknete sich damit das Gesicht.

»Ich war es. Ich war verheiratet.« Exley wusste nicht, warum es plötzlich für sie wichtig war, sich zu verteidigen.

»Wohl geschieden, hm? Das werde ich auch bald sein.« Janice erhob sich. »Himmel. Sehen Sie sich das hier an. Sehen Sie sich mein Leben an.« Sie taumelte auf die Treppe zu. »Tun Sie, was Sie tun müssen hier unten. Das tun Sie ohnehin. Aber lassen Sie mich in Ruhe.«

Während sich Janice die Treppe hochzog, legte Exley den Kopf in die Hände. Sie mussten handeln, das FBI und das Heimatschutzministerium informieren, Robinsons Auto auf die Fahndungsliste der Polizei setzen lassen, Passagierlisten nach seinem Namen durchforsten, die Aufzeichnungen von Flughafenüberwachungskameras durchsehen, um sein Gesicht mit dem Namen zusammenzubringen, den er jetzt verwendete, und vielleicht sogar die Medien einschalten. Aber vermutlich war all dies umsonst. Denn mit einem Vorsprung von sechsunddreißig Stunden und einigen Tausend Dollar konnte Keith Robinson bereits überall sein. Er hätte nach Atlanta fahren und von dort aus nach Panama City, New York, dann nach Istanbul und Chicago und schließlich nach Bangkok fliegen können. Irgendwann würden sie ihn finden, aber dieses Irgendwann war zu spät.

Wells legte Exley die Hand auf die Schulter. »Was ist los, Jenny?«

»Es ist mein Fehler. Ich habe ihn aufgeschreckt.«

Wells zog sie hoch. »Das ist Unsinn, und du weißt es. Er war bereits auf dem Sprung. Du bist vielleicht der Grund, warum wir ihn doch noch erwischen. Jetzt soll uns Janice noch etwas Schriftliches geben ...«

»Sie will nicht mehr mit uns sprechen.«

»Nur ein paar Sätze, damit es später nicht heißt, wir wären ohne Erlaubnis hier gewesen. Und dann tätigen wir einige Anrufe.«

Sieben Stunden später saßen Exley, Shafer, Tyson und Wells in der Bibliothek von Tysons Haus in Falls Church. Tyson hatte ihnen versichert, dass dieser fensterlose quadratische Raum ebenso sicher sei wie jeder in Langley. Bücher über Spionage – sowohl Tatsachenberichte als auch Romane – füllten die Regale, von Klassikern wie *Der Geheimagent* und *Die neununddreißig Stufen* bis zu den umfangreichen Bänden von Tom Clancy. Wells und Exley teilten sich ein Zweiersofa, und Exley erlaubte sich sogar, ihre Hand vertraulich auf Wells' Bein zu legen. Zwei seidenweiche Perserkatzen schliefen in der Ecke. Tyson

hätte nur noch eine Zigarre und ein Glas Whiskey gebraucht, um das Bild eines ungezwungenen Gentlemans zu vervollständigen, dachte Wells. Aber die Ruhe im Raum war trügerisch.

Nur wenige Kilometer östlich zerlegte eine FBI/CIA-Arbeitsgruppe Keith Robinsons Büro in Langley, um herauszufinden, was er im Lauf der Jahre gestohlen hatte, auf welche Datenbanken er Zugriff hatte, welche Akten er kopiert hatte und wie viele Operationen und Spione er hatte auffliegen lassen. Sollte Robinson tatsächlich am nächsten Morgen auftauchen, hätten die Agenten in seinem Büro beträchtlichen Erklärungsbedarf. Aber alle stimmten überein, dass die Wahrscheinlichkeit, dass dies passierte, gleich null war.

»Ich schätze, wir haben unseren Maulwurf gefunden«, sagte Tyson.

»Oder besser gesagt, er hat uns gefunden.« Er lächelte nicht. »Schlimmer könnte es gar nicht sein. Er hatte Zugang zu Informationen der höchsten Geheimhaltungsklasse. Alle Kontakte in China sind aufgefliegen, ebenso wie in Nordkorea, und vielleicht sogar in Japan und Indien. Der einzige Bereich, in den er nicht vorgedrungen ist, ist der GKGT« – der Globale Krieg gegen den Terror, der amerikanische Kampf gegen die Al-Quaida. China hat damit so wenig zu tun, dass sich die Leute gewundert hätten, wenn er zu viele Fragen gestellt hätte.«

»Außerdem glaube ich nicht, dass sich seine Freunde in Peking allzu sehr für Osama Bin Laden interessieren«, sagte Shafer.

»Wofür sie sich interessieren, wissen wir nicht«, sagte Tyson. »Immerhin haben wir keine Informationsquellen mehr. Abgesehen von unserem Freund Wen Shubai, dessen Ratschläge sich als wenig zuverlässig herausgestellt haben. Zudem hat das, was sich gestern zugetragen hat« – die Kollision der *Dectaur* mit dem Fischkutter – »die Dinge so weit verändert, dass ich nicht mehr weiß, ob irgendjemand jenseits des Flusses« – im Weißen Haus – »noch an Wens Meinung interessiert ist. Die Methode der Konfrontation hat bisher nicht funktioniert.«

»Was jetzt?«, fragte Wells.

Tyson trommelte auf den Tisch und schreckte damit die Katzen auf. Sie blinzelten verschlafen, suchten ein neues Plätzchen und legten sich wieder nieder. »Was wollen die Chinesen? Warum haben sie dieses Abkommen mit dem Iran unterzeichnet? Warum provozieren sie uns? All dies hat von Anfang an keinen Sinn ergeben. Das müssen wir

herausfinden.«

Wells hatte Tysons Effekthascherei satt. »Und wie sollen wir vier Ihrer Meinung nach an diese Antworten herankommen? Als ich das letzte Mal unser gesammeltes Wissen über China überprüfte, ergab das eine große fette Null.«

»Ich muss Ihnen j etzt reinen Wein einschenken. Ich glaube, oder besser gesagt, ich hoffe, dass wir doch noch eine aktive Informationsquelle in der Volksrepublik haben.«

In der Stille, die nun folgte, sah Wells zu Exley und Shafer hinüber. Beide wirkten ebenso überrascht wie er.

»Ein paar Jahre nach den Protesten auf dem Tiananmen-Platz nahm ein Oberst der Volksarmee Kontakt zu uns auf.

Er war evangelischer Christ, ein heimlich Konvertierter. Derartige Personen zählen zu unseren besten Quellen. Während der Neunzigerjahre lieferte er uns gutes Material. Aber als Robinson an die Chinesen herantrat, versiegte die Quelle und blieb vollständig trocken. Damals verstanden wir nicht warum. Heute scheint es offensichtlich zu sein. Er zog den Kopf ein, damit ihn Robinson nicht ans Messer lieferte.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum er uns nicht einfach von Robinson erzählte?«

»Vielleicht wusste er nicht genug, um Robinsons Identität preiszugeben. Vielleicht aber auch das Gegenteil. Vielleicht wussten so wenige Personen über Robinson Bescheid, dass unser Mann fürchtete, sich selbst aufzudecken, wenn er uns Robinson lieferte. Auf jeden Fall kam er eines Tages nicht zu einem vereinbarten Treffen. Danach haben wir ihn nie wieder gesehen. Er antwortete auch nicht auf unsere Signale.«

»Aber man hatte ihn nicht verhaftet«, sagte Exley.

»Nein. Es gibt ihn immer noch. Tatsächlich ist er heute eine so wichtige Persönlichkeit, dass man in den dortigen Zeitungen oft über ihn schreibt. Sein Name ist Cao Se.«

»Man könnte ihn doch zum Doppelagenten gemacht haben. Robinson könnte ihn längst verraten haben.«

»Wir haben ihn über Australien geführt, nicht über China. Dafür gab es keinen großartigen Grund. Er ist bloß mit uns auf einer Militärkonferenz in Sydney zusammengetroffen und hat sich später geweigert, einen

anderen Führungsoffizier zu akzeptieren.«

»Sie glauben tatsächlich, dass er sich geschützt hat?«, fragte Shafer.

»Möglich ist es. Entweder absichtlich oder zufällig«, erklärte Tyson verärgert, ehe er sich wieder entspannt in seinem Stuhl zurücklehnte.

»Wenn sie ihn als Doppelagenten angeheuert hätten, hätte er sich meiner Meinung nach schon vor Jahren gemeldet. Er wäre ein weiterer Faden in dem Netz gewesen, das sie für uns gesponnen haben. Stattdessen ist er einfach verschwunden.«

»Er ist also seit zehn Jahren untergetaucht?«

»Bis letzte Woche. Da hat in Peking ein Antragsteller für ein Visum einen Brief mit den richtigen Codes abgegeben. Erstaunlich, aber wahr, erkannten die Konsulatsmitarbeiter, worum es sich handelte, und leiteten den Brief weiter an unseren Stationsleiter. Cao ersucht um ein Treffen. Er sagt, und ich zitiere wörtlich, dass er ›einen Führungsoffizier bevorzugt, der noch nie in Ostasien gearbeitet hat‹. Dagegen ist nichts einzuwenden.«

Shafer sprang auf. »Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, George. Und, nur für das Protokoll, sage ich es mit aller Deutlichkeit: Die Sache stinkt.«

»Worauf will er hinaus?«, erkundigte sich Wells.

»Er will, dass Sie hinübergehen und den Kontakt zu diesem General herstellen.« Tyson nickte.

»Warum schicken Sie nicht jemanden, der erst vor zwei Jahren die Ausbildung beendet hat? Jemanden, der in ihren Akten nicht vorkommt?«, fragte Wells.

»Derzeit wissen wir nicht, wer in ihren Akten ist«, sagte Tyson. »Wie Ellis sagte, haben die Chinesen kein Interesse an Bin Laden. Was Sie am Times Square geleistet haben, war aus ihrer Sicht nur eine Nebensache. Außerdem könnte die Sache schwierig werden, und Sie haben bereits bewiesen, dass Sie damit klarkommen. Außerdem soll Cao wissen, dass wir ihn hoch genug schätzen, um eine wichtige Person zu schicken. Ob es Ihnen gefällt oder nicht, fallen Sie genau in diese Kategorie.«

»Gestatten Sie mir, noch einen weiteren Grund hinzuzufügen«, sagte Shafer. »Vinny Duto kann Sie nicht ausstehen und hätte nichts dagegen,

wenn Sie den Rest Ihres Lebens in einem chinesischen Gefängnis verbrächten. Dies ist seine große Chance, Sie loszuwerden. Wenn es funktioniert, großartig. Wenn Sie die Sache vermässeln, zum Teufel mit Ihnen.« Shafer sah zu Tyson hinüber. »Et tu, Georgie? Bringt es Sie immer noch in Verlegenheit, dass Sie letztes Jahr auf der falschen Seite standen? Oder suchen Sie bloß nach neuen, aufregenden Methoden, um Vinny in den Hintern zu kriechen?«

»Das ist Unsinn, Ellis. Die Entscheidung liegt bei John. Wenn er nicht gehen will, wird ihm das auch niemand übel nehmen ...«

»Ich bin noch nicht fertig, George.« Shafer wandte sich Wells zu. »Er weiß, dass Sie zu starrköpfig sind, um diese Sache abzulehnen, selbst wenn wir Sie nicht retten können, falls es doch eine Falle ist. Das wissen Sie, John. Möglicherweise werden Sie erst gar nicht inhaftiert. So wie die Dinge derzeit liegen, erschießt man Sie vielleicht gleich.«

Tyson stemmte sich aus dem Stuhl hoch. »Ellis, die Volksbefreiungsarmee hat keinen Grund, um zum gegenwärtigen Zeitpunkt einen so komplizierten Plan auszuhecken. Sie machen sich vielmehr Sorgen, ob wir Schanghai bombardieren werden. Ich halte die Kontaktaufnahme für echt, und ich will, dass John geht, weil er unsere beste Chance ist, Cao zu erreichen. Aus keinem anderen Grund.«

»Ja, er ist wirklich eine großartige Chance angesichts der Tatsache, dass er nicht einmal Chinesisch spricht.« Shafer trat an den Tisch heran und beugte sich zu Tyson vor. Er sah wie ein Terrier aus, der sich auf eine Bulldogge stürzen wollte. »Was glauben Sie, wird uns Cao erzählen? Glauben Sie, dass er uns ihren Abschusscode verrät, sodass wir Schanghai mit einer Atombombe dem Erdboden gleichmachen können, ohne fürchten zu müssen, dass sie zurückschlagen? Wir sollten unsere Navy nach Hawaii zurückrufen und abwarten, bis sich die Dinge wieder beruhigt haben.«

»Vielleicht. Vielleicht betrachtet die Volksbefreiungsarmee dies dann aber als Blankovollmacht, um in Taiwan einzumarschieren. Tatsache ist, dass wir nicht wissen, was sie wollen, oder was sie denken. Jetzt will jemand von ihrer Seite mit uns sprechen, der es *weiß*.«

»Wenn er so verdammt wichtig ist, schlagen Sie ihm doch vor überzulaufen.«

»Er diktiert die Regeln, Ellis, nicht wir. Und er ersucht um ein Treffen

nach seinen Bedingungen, auf seinem Territorium. Wenn John es nicht tun will, ist das in Ordnung. Dann finde ich einen anderen.«

»Noch eine letzte Frage, George. Haben Sie diesen kleinen Plan mit Duto abgesprochen?«

»Warum sollten wir das nicht tun?«

»Ich schließe mein Plädoyer ab.«

»Ich würde auch gern etwas sagen«, meldete sich Wells zu Wort.

Exley verschränkte ihre Hände zu einem unbewussten Gebet.

»Ich werde gehen.«

Exley und Shafer reagierten gleichzeitig.

Shafer: »Lassen Sie es ...«

Exley: »Nein, John ...«

»Ich werde gehen.«

Teil 4

28

Jeden Morgen kamen mehr Demonstranten auf den Tiananmen-Platz: Bauern, die vom Alter und der Arbeit gezeichnet waren, Universitätsstudenten, Fabrikarbeiter und sogar Büroangestellte. Sie kamen mit dem Fahrrad oder mit Bussen, die sie am Süden des Platzes vor dem McDonald's-Restaurant aussteigen ließen. Um den ganzen Tag über bleiben zu können, waren sie mit Säcken ausgestattet, die Obst und Klöße enthielten. Jeden Abend, wenn es dunkel wurde, gingen sie wieder, wie mehrere Tausend Polizisten beobachteten. Und tagsüber sangen sie unter dem trüben Himmel und schwenkten ihre Banner:

»Der Wille des Volkes ist stark!«

»Ein Volk, ein China!«

»Hegemonisten, entschuldigt euch! Keine weiteren amerikanischen Kriegsverbrechen!«

»USA, verschwindet aus dem Chinesischen Meer! China wird die zweiundzwanzig Märtyrer nie vergessen!«

Einige Sloganschreiber zeigten sogar ein wenig schlaun Humor:

»Eins komm fünf Milliarden Chinesen können nicht irren.«

»Das amerikanische Jahrhundert ist vorüber! Heute beginnt das chinesische Jahrtausend!«

Am ersten Morgen, nachdem die *Decatur* den Fischkutter versenkt hatte, kamen fünfzigtausend Menschen auf den Tiananmen-Platz. Zwei Tage später schätzte die Polizei von Peking die Menge auf einhundertfünfzigtausend. Ähnliche Menschenansammlungen füllten auch den Volkspark in Schanghai, den Yuexiu-Park in Guangzhou und die zentralen Plätze in Xian und den übrigen chinesischen Metropolen. Am fünften Tag, als die Polizei von Peking die Menge auf dem Tiananmen-Platz auf eine Viertelmillion schätzte, flog Li Ping in einem Hubschrauber über den Platz und sah auf das Volk hinunter, sein Volk. Noch waren es nicht genug Menschen, um den Platz zu füllen – der Tiananmen-Platz konnte mehr als eine Million Menschen fassen –, dennoch schwoll Li das Herz bei diesem Anblick.

Was für ein Unterschied zum Jahr 1989, als der Tiananmen-Platz das

letzte Mal so voll war, dachte Li. Damals war das Volk wütend auf seine Anführer. Diesmal nicht. Die Bauern waren froh darüber, ein offiziell sanktioniertes Ventil gefunden zu haben, um ihrer Wut freien Lauf zu lassen, dass man sie zurückgelassen hatte. Die Mittelklasse wollte der Welt zeigen, dass sich China nicht mehr einschüchtern ließ. Der Untergang des Fischkutters hatte sie vereint. *Li* hatte sie vereint. Dieser Erguss war das lebende Symbol seines Willens. Schon bald würde er Zhang als inoffizieller Führer des Ständigen Ausschusses ablösen. Zwei liberale Ausschussmitglieder hatten schon Kontakt zu ihm aufgenommen, um ihn wissen zu lassen, dass sie ihn unterstützen werden, wenn er ihnen versprach, sie nicht aus dem Ausschuss zu werfen, sobald er das Kommando übernahm.

Beim nächsten Parteikongress würde er Xu als Generalsekretär der Partei ablösen. Für den alten Mann war es Zeit, sich zur Ruhe zu setzen. Li würde Anführer der Armee *und* der Partei sein, und damit der mächtigste Führer seit Mao. Er würde China neu aufbauen und sicherstellen, dass auch das gewöhnliche Volk teil hatte am Wohlstand, während er gleichzeitig die Streitkräfte stärken würde. Die USA würden nicht mehr die einzige Supermacht der Welt sein. Dies war Chinas Schicksal und das seine. Rund um ihn erstreckte sich die großartige Stadt in alle Richtungen. Pekings Apartmenthäuser und Bürotürme durchbrachen den Dunst, dichter Verkehr auf den Ringstraßen und Boulevards, und Li dachte: *Mein*. All das ist *mein*.

Aber zunächst musste er seinen Vorteil nützen. Die Menschen, die den Platz unter ihm füllten, waren von entscheidender Bedeutung für seinen nächsten Schritt hin zur Macht. Diesem Schwächling Zhang würde sein neuer Vorschlag nicht gefallen. Li glaubte jedoch, dass der alte Xu die Lage ebenso sah wie er, auch wenn der Generalsekretär zu gerissen war, um ihm ausdrücklich seine Unterstützung zu versprechen. Li winkte der Menge unter ihm zu – auch wenn sie ihn nicht erkennen konnte – und sah auf die Uhr. 11:18. Gut. Eine gute Zeit. Er tippte dem Piloten auf die Schulter, damit er umkehrte und wieder den Landeplatz innerhalb von Zhongnanhai ansteuerte.

Die Besprechung begann zwei Stunden später im Festsaal des

Huarentang, des »von Mitgefühl durchdrungenen Palastes«. Zunächst sprach der Außenminister über die internationalen Reaktionen zu dem Schiffsuntergang. Die Welt hatte sich an die Seite Chinas gestellt. Die Vereinten Nationen hatten sich dafür ausgesprochen, die USA wegen dieses »grundlosen Aggressionsaktes gegen ein ziviles Boot« zu verurteilen. Selbst die engsten Verbündeten der USA, wie Großbritannien und Polen, stimmten darin überein, dass die USA ihre Grenzen überschritten und die Konfrontation provoziert hatten.

»Wir dürfen nicht vergessen, dass die Wut der USA grenzenlos wäre, hätte ein chinesisches Kriegsschiff vor New York einen amerikanischen Fischkutter gerammt«, sagte der französische Premierminister. Die USA jedoch weigerte sich, eine Entschuldigung wegen der Kollision anzubieten, und argumentierte, dass der Zwischenfall in internationalen Gewässern geschehen sei und dass die *Decatur* die Fischkutter aufgefordert und gewarnt habe, den Weg freizugeben. In den Tagen nach dem Unfall hatte sich die *Decatur* dreihundertzwanzig Kilometer von der Küste zurückgezogen, während andere amerikanische Kriegsschiffe ihren Platz eingenommen hatten.

»Die Welt hat die Gewalt der Amerikaner gesehen«, sagte der Außenminister. »Unsere Position ist sicher. Wenn wir jedoch überhastet reagieren, könnten wir diese Unterstützung verlieren.«

»Danke, Außenminister«, sagte Yu. »General Li.«

»Die Volksbefreiungsarmee ist bereit, den Willen des Ständigen Ausschusses in die Tat umzusetzen, Generalsekretär. Was auch immer wir entscheiden.«

»Und was ist Ihrer Ansicht nach die richtige Art zu handeln?«

»Wir müssen die Aggression der Hegemonisten bestrafen.«

»Aber was ist mit den Risiken?« Diese Frage kam von Zhang. Li sah sich im Raum um, als wäre die Unterbrechung kaum einer Antwort würdig.

»Wissen Sie, warum die Mongolen vor achthundert Jahren durch unsere Wälle brachen, Genosse Zhang?«

»Ich bin kein General, Genosse Li. Vermutlich waren ihre Truppen stärker und besser organisiert wie jene der Amerikaner.«

»Falsch. Sie haben uns geschlagen, weil wir es zugelassen haben. Und dann haben wir behauptet, sie seien stärker als wir. Das Volk will, dass

wir unsere Stärke zeigen. Es erinnert sich noch daran, was die Amerikaner in Jugoslawien getan haben.« 1999 hatten amerikanische Kampffjets die chinesische Botschaft in Belgrad bombardiert und dabei drei Chinesen getötet. Die USA beharrten darauf, dass der Bombenangriff ein Irrtum war, aber viele Chinesen waren immer noch nicht bereit, diese Erklärung zu akzeptieren. »Das Volk ist die Ausflüchte der Hegemonisten leid. Es will, dass wir handeln.«

»Und wenn die Amerikaner zurückschlagen, wenn sie unsere Kriegsflotte zerstören, was wird das Volk dann sagen?«

»Die Amerikaner werden uns nicht angreifen, Genosse Zhang. Die Welt wird es nicht zulassen.«

»Die Welt wird sie vielleicht nicht aufhalten.«

»Wir werden sie nur noch einmal unter Druck setzen, nur ein einziges Mal noch, und dann bieten wir ihnen einen Ausweg.«

»Was meinen Sie damit, sie unter Druck zu setzen? Sprechen Sie deutlich.«

Li wusste, der Augenblick, auf den er all diese Monate hingearbeitet hatte, war gekommen. Er erklärte seinen Plan. Als er geendet hatte, blieb es still im Raum.

»Und Sie glauben, die Amerikaner werden nicht reagieren?«

»Solange sie verstehen, dass wir nicht beabsichtigen, in Taiwan einzumarschieren, werden sie unsere Reaktion als gerechtfertigt akzeptieren. Sie wissen, dass wir ihre Grenzen überschritten haben, auch wenn sie es nicht eingestehen werden. Außerdem wird ihnen unsere Aktion neuen Respekt für unsere Fähigkeiten abringen.«

Zhang schlug mit der Faust auf den Tisch. »Genosse Li, kehren Sie zu Ihren Panzern zurück, und überlassen Sie strategische Überlegungen weiseren Männern. Wir sind nun schon zweimal den Berg hinaufgestiegen, erst mit dem Abkommen mit dem Iran und dann mit unseren Raketentests. Jetzt wollen Sie, dass wir ihn ein drittes Mal erklimmen. Diesmal werden wir sicher auf den Tiger stoßen.«

»Die Amerikaner sind nicht der Tiger. Unser Volk ist der Tiger, Minister Zhang. Wenn wir die Ehre der chinesischen Nation nicht verteidigen, wird es uns das nicht verzeihen.«

»Die Ehre der chinesischen Nation?«

»Vielleicht haben Sie vergessen, was diese Worte bedeuten.«

»Weil ich kein Kriegshetzer bin?«

Xu stemmte sich aus seinem Stuhl hoch. »Minister. Wir sind alle Diener des Volkes. Es gibt keinen Grund für so etwas. Nun, ich habe eine Entscheidung getroffen.«

»Sie haben eine Entscheidung getroffen?« Angesichts des Tonfalls des alten Mannes konnte Zhang sein Erstaunen nicht verbergen.

»Ja, das habe ich, Wirtschaftsminister. Bin ich etwa nicht der Generalsekretär?«

Xu machte eine Pause. In diesem Augenblick erkannte Li, dass sich der alte Löwe köstlich amüsierte. Jahrelang hatte Zhang Xus Macht an sich gerissen und Xu die Rolle einer Gallionsfigur überlassen. Durch Lis Herausforderung Zhang gegenüber hatte Xu wieder von jener Macht gekostet, die er verloren hatte. Deshalb überraschten Xus nächste Worte Li keineswegs.

»General Li. Bitte setzen Sie unsere Streitkräfte ein, um den von Ihnen umrissenen Plan durchzuführen.«

»Danke, Generalsekretär.« Diesmal machte sich Li nicht einmal die Mühe, zu Zhang hinüberzusehen, als er hinausging.

Vor dem Festsaal wartete Lis Limousine, um ihn in sein Büro zu bringen. Während er auf seinen Wagen zuging, fuhr eine weitere Limousine vor. General Baije Guangchen, der Leiter des Nachrichtendienstes der Volksbefreiungsarmee, sprang heraus.

»Minister. Es tut mir leid, Sie zu stören. Aber hier ist etwas, das Sie sehen sollten. Darf ich mit Ihnen allein sprechen?«

»Wie Sie wünschen.« Li folgte Baije auf den Parkplatz neben dem Festsaal. Was auch immer Baije wollte, musste wichtig sein. Denn er lebte ausschließlich von grünem Tee und verließ fast nie sein Büro. Sobald sie weit genug entfernt waren vom Eingang, übergab Baije Li zwei Dokumente, eines auf Englisch und eines auf Chinesisch.

»Wie Sie erkennen können, stammt es von unserem Kontaktmann in der amerikanischen Botschaft ...«

Li hob einen Finger an die Lippen. Er wollte die Mitteilung selbst lesen. Als er damit fertig war, musste er all die Disziplin aufwenden, die er sich im Lauf der Jahre angeeignet hatte, um nicht lautstarke Flüche in den Äther hinauszubrüllen. All seine Arbeit, all seine Planung, und jetzt *dies*? Ein Verräter unter ihnen?

»Wann ist das hereingekommen.«

»Heute Morgen.«

»Und Sie halten es für zuverlässig?«

»Ja, General.«

Vor ungefähr einem Jahr hatte sich Matt Kahn, ein Marine Guard an der amerikanischen Botschaft, in Hua verliebt, eine Kellnerin in Sanlitun, einem Stadtteil im Nordosten Pekings, wo sich Ausländer gern trafen, um billiges Bier zu trinken und die Football- und Soccerspiele vom Vortag anzusehen. Erst nachdem sie drei Monate zusammen waren, entdeckte der unglückselige Marine, dass sein Mädchen Hua in Wirklichkeit ein Junge namens Hu war. Als die Polizei in Hus Wohnung eintraf, hatte ihm Kahn bereits ein Auge ausgeschlagen und beide Hoden abgeschnitten. Die Polizisten riefen ihren Hauptmann herbei, der, sobald er erfuhr, wo Kahn arbeitete, erkannte, dass die Situation einiges an Möglichkeiten bot. Innerhalb einer Stunde hatte die Polizei den Fall an den Nachrichtendienst der Volksbefreiungsarmee weitergeleitet, die Kahn ein Angebot unterbreitete. Entweder ihn erwarteten eine Gerichtsverhandlung und öffentliche Demütigung auf zwei Kontinenten. Oder er würde den Chinesen einen Blick in die Akten des Nachrichtendienstes an der Botschaft gewähren, das heißt in alles, was er in einem schnellen Durchgang erwischen konnte.

»Das dauert nur ein paar Minuten«, hatte der Oberst des chinesischen Nachrichtendienstes Kahn erklärt. »Und dann ist all dies« – er deutete auf den schlanken, unbehaarten Mann in dem blutigen Kleid in der Ecke – »vorüber.« Kahn musste nicht lange überlegen.

Allerdings erkannte er zu spät, dass es einfacher war, in die Spionage einzusteigen, als wieder auszusteigen. Denn der Oberst kam auch einen Monat später und dann wieder einen Monat später, um von ihm jedes Mal mehr zu fordern. Nun wünschte Kahn, er hätte seine Strafe zu Beginn erhalten, anstatt Schritt für Schritt den Abhang hinunterzusteigen. Dreimal hatte er sich schon die Pistole in den Mund geschoben und gewünscht, genug Mumm zu haben, um den Abzug zu drücken. Aber er tat es nicht. Mittlerweile musste er darauf achten, die Chinesen bei Laune zu halten. So füllte er zweimal pro Monat einen Flash Drive mit Akten, zu denen er Zugang hatte, und leitete diese an den chinesischen Nachrichtendienst weiter.

Diesmal befand sich unter den Akten auch Cao Ses Notiz, in der er die Agency um ein Treffen ersuchte. Selbstverständlich hatte Se in der Botschaft nicht seinen Namen genannt. Dennoch zeigte sich ihre Bedeutung, sobald sie übersetzt war. Innerhalb weniger Stunden erreichte sie Baije.

Li las die Nachricht nochmals, um sie auch sicher zu verstehen. Ein chinesischer Spion mit dem Codenamen Ghost ersuchte um ein sofortiges Treffen mit einem CIA-Führungsoffizier, der noch nie in China gearbeitet hatte. »Wie ist das möglich?«, sagte Li mehr zu sich als zu Baije. Er war sicher gewesen, dass sein amerikanischer Maulwurf alle CIA-Spione in China ausgerottet hatte. Aber er hatte sich geirrt.

Dennoch, wer dieser Spion auch war, wusste er offenbar nicht, dass der chinesische Geheimdienst auch in die Botschaft vorgedrungen war. In der Nachricht waren Zeit und Ort des Treffens eindeutig festgehalten. »Selbstverständlich könnte es sein, dass die Amerikaner nicht reagieren«, sagte Baije. »Immerhin wissen sie, dass wir sie unterwandert haben. Vielleicht glauben sie, dass wir auch ihren Ghost als Doppelagent angeworben haben.«

»General Baije«, sagte Li, während er dem kleineren Mann den Finger an die Brust legte. »Sie sollten mir nicht sagen, was die Amerikaner möglicherweise tun oder nicht tun. Sagen Sie mir lieber, dass unsere besten Agenten bereits den Treffpunkt überwachen. Sagen Sie mir, dass unsere Männer jeden Amerikaner verfolgen, der diese Woche nach Peking kommt. Sagen Sie mir, dass wir diesen Agenten schnappen werden, und diesen Verräter, der ihm hilft. Das sind die einzigen Worte, die ich von Ihnen hören will.«

Noch ehe Wells das Zentrum von Peking erreichte, fühlte er die Spannung eines herannahenden Kriegs auf den Straßen der gigantischen Stadt. Von Überführungen hingen überdimensionale Banner in Chinesisch und Englisch herab: »China hält zusammen!« »Die USA werden es bereuen!« Eine zerfetzte amerikanische Flagge flatterte am Skelett eines halb fertigen Büroturms, während die Flagge der Volksrepublik, die fünf gelben Sterne auf blutrotem Grund, an jedem Auto und Lkw wehte.

Als sein Taxi von der Flughafenautobahn auf die dritte Ringstraße einbog, die Peking umrundete, sah Wells ein Dutzend mobiler Flugabwehrraketenbatterien, deren grün gestrichene Raketen in alle Richtungen wiesen. Hunderte Chinesen umringten die Abschussbasen, machten Fotos und salutierten vor den Soldaten der Volksbefreiungsarmee in ihren sauberen Uniformen. Ihre Erregung war spürbar. Sie boten den USA die Stirn. Bald würde die Show beginnen. Dies musste die Stimmung vor der ersten Schlacht am Bull Run gewesen sein, dachte Well. Damals hatte sich die Menge versammelt, um zuzusehen, wie die Republikaner gegen die Jungs der Union kämpften, bis sich Entsetzen breitmachte, als der prunkvolle Aufmarsch endete und das Blut zu strömen begann.

Abgesehen von den Flaggen und Bannern schien das Leben in Peking ruhig weiterzulaufen. Der Officer der Einwanderungsbehörde am Flughafen von Peking hatte weder Wells noch die anderen Amerikaner, die aus San Francisco gekommen waren, besonders feindselig behandelt. Auch der Taxifahrer vor dem Flughafen hatte keinerlei Ärger erkennen lassen, als Wells ihn aufforderte, zum St. Regis zu fahren, einem Fünfsternehotel in der Nähe der amerikanischen Botschaft, das von Amerikanern bevorzugt wurde. Überall hämmerten Arbeiter an neuen Gebäuden, und der Verkehr war schlimmer als alles, was Wells je gesehen hatte. Im Vergleich dazu waren die angeblich viel befahrenen Straßen von Washington wahre Rennstrecken.

Als das Taxi erneut stecken blieb, warf der Fahrer durch den Rückspiegel einen Blick auf Wells.

»Woher?«

»Kalifornien.« Zumindest sagte das sein Pass. Wells erwartete, dass der Fahrer in eine antiamerikanische Tirade ausbrechen und ihn aus dem Taxi werfen würde, sodass er den Rest des Weges zu Fuß gehen müsste. Stattdessen drehte er sich lächelnd zu Wells um, wobei er seine abgebrochenen gelben Zähne zeigte.

»Ka-li-fornien. Mein Cousin – Los Angeles.«

»Ich komme aus Palo Alto«, sagte Wells. Seine Coverstory.

»Nordkalifornien. In der Nähe von San Francisco.«

Aber der Taxifahrer interessierte sich nicht für Palo Alto. »Los Angeles«, wiederholte er. »Hollywood. Hungrig.« Dabei hob der Fahrer begeistert den Daumen.

»Hungrig?«

»Gong-ri.« Der Taxifahrer hob ein chinesisches Hochglanzmagazin hoch, das eine wunderschöne Frau auf der Titelseite zeigte. Inmitten der chinesischen Schriftzeichen standen in arabischen Buchstaben die Worte: »Gong Li.«

»Gong Li. Das ist doch eine Schauspielerin, richtig? Ich sehe mir nicht allzu viele Filme an.«

»Gong-ri. Holly-wood.«

»Ich habe verstanden. Vermutlich sollten wir ernste Gespräche auf das nächste Mal verschieben. Sie begreifen wohl nicht, was ich sage, oder? Ich meine, ich könnte Ihnen jetzt meine Schwester zum Kauf anbieten, und Sie würden es nicht verstehen. Wenn ich eine Schwester hätte.« Wells hatte plötzlich Gewissensbisse. Seit Wochen hatte er nicht mehr mit seinem Sohn Evan gesprochen. Wenn er zurückkehrte, würde er mit dem Jungen in den Bitterroots angeln gehen – einer Bergkette an der Grenze zwischen Montana und Idaho, nicht weit entfernt von seiner Heimatstadt Hamilton. Vielleicht würden sie auch auf die Jagd gehen, sofern es seine Exfrau Heather gestattete. Aber der Angelausflug war sicher. *Wenn* er zurückkehrt. Nicht *falls*.

Der Taxifahrer grinste und bot Wells dann durch die Kunststoffscheidewand aus einer zerknitterten Packung japanische 555er-Zigaretten an. »Sie wollen eine Zigarette?«

»Nein, danke.«

»Sie mögen China?«

»Sicher.«

Damit waren die Englischkenntnisse des Taxifahrers erschöpft. Er steckte sich eine 555er in den Mund und rauchte schweigend, bis sie eine halbe Stunde später das Hotel erreichten.

Unmittelbar vor dem St. Regis schlug die Stimmung um. Vier Jeeps und ein Dutzend Soldaten bildeten eine behelfsmäßige Sperre, die die Auffahrt blockierte. Als das Taxi anhielt, trat ein junger Offizier vor und klopfte hart an Wells' Fenster.

»Pass«, sagte er. Der Pass, der zur Ausstellung eines Express-Visums per Kurier an das chinesische Konsulat in San Francisco geschickt worden war, identifizierte Wells als James Wilson, einen siebenunddreißigjährigen Mann aus Palo Alto. Wenn ihn jemand fragte, war Wilson Gründer von Prunetime. com, einem Internet-Unternehmen, das sich auf Software für Kleinbetriebe spezialisiert hatte. Das Unternehmen gab es tatsächlich, zumindest auf dem Papier – es war nur eine von Dutzenden Geisterfirmen, die die Agency im Lauf der Jahre errichtet hatte. Prunetime besaß ein Bankkonto, eine Kreditnehmerauskunft von Dun & Bradstreet, eine Eintragung in das Handelsregister von Kalifornien, und sogar ein Büro in San Francisco. Auch Wilson war echt. Abgesehen von seinem Pass besaß er einen Führerschein des Bundesstaates Kalifornien, eine funktionierende Sozialversicherungsnummer und eine Brieftasche voll von Kreditkarten. Selbstverständlich konnten all diese Berichte nicht die einzig wichtige Frage beantworten: Warum Wells so versessen darauf war, China gerade zu einem Zeitpunkt einen Besuch abzustatten, an dem China und die USA einem Krieg nahe waren? Warum hatte er so kurzfristig um ein Visum angesucht? Aber er hatte eine glaubwürdige Tarnung; er nahm an einer dreitägigen Handelsmesse für Software und Internetunternehmen teil. Und trotz der steigenden Spannungen war er kaum der einzige Amerikaner in China.

Die 747, mit der Wells von San Francisco gekommen war, hatte vorwiegend chinesische Passagiere an Bord, aber auch einige Dutzend Amerikaner, die nervös scherzten, dass man hoffentlich mit den Bomben so lange warten werde, bis sie wieder zu Hause seien.

»Pass«, wiederholte der chinesische Offizier. Wells griff in seine Tasche

und gab ihm den Pass, den der Offizier gleichgültig durchblättert.

»Aussteigen.« Während Wells aus dem Taxi stieg, verschwand der Offizier mit dem Pass in der Hand in einem fensterlosen schwarzen Van, der hinter den Jeeps stand. Wells lehnte sich gegen das Taxi und wartete. Einige Minuten später trat ein älterer Offizier in säuberlich gebügelter grüner Uniform aus dem Van und winkte ihn zu sich.

»Sprechen Sie Chinesisch?« Mit vorgeschobenem Kinn und unfreundlichem quadratischem Gesicht sah er zu Wells empor.

»Nein, Sir.«

»Natürlich nicht. Erste Reise nach China?«

»Ja.«

»Warum kommen Sie jetzt?«

»Morgen beginnt eine Computerkonferenz. Ich werde versuchen, einige Programmierer anzuwerben ...«

Der Offizier hob die Hand. *Genug.* »Wie lange bleiben Sie?«

»Fünf Tage.«

»Machen Sie irgendetwas für die USA auf dieser Reise?«

»Ich verstehe nicht.«

»Sie verstehen nicht? Ich frage, ob Ihnen irgendjemand in Amerika gesagt hat, dass Sie berichten sollen, was Sie hier sehen«, sagte der Soldat. »Militärische Vorbereitungen.«

Wells hob abwehrend die Hände. »Nein, nein. Ich bin Geschäftsmann.«

»Wenn jemand das getan hat, sollten Sie es jetzt sagen. Wir stecken Sie in ein Flugzeug und schicken Sie nach Hause.«

»Nein, nichts Dergleichen.«

»Das ist eine schlechte Zeit für Amerikaner in China«, sagte der Oberst.

»Seien Sie vorsichtig. Wenn wir Sie in der Nähe einer Militärbasis erwischen ...« Er ließ die Drohung in der Luft hängen, gab Wells den Pass zurück und winkte das Taxi durch.

Eine Minute später schritt Wells durch die hohen Glastüren des Hotels und fühlte sich erneut überwältigt. Eine riesige Vase mit Orchideen und Tulpen stand in der Nähe der Eingangstür auf einem Marmortisch und erfüllte die Lobby mit ihrem Duft. Die Luft war kühl und ruhig und die Portiere flink und effizient. An der Rezeption tauschte der Empfangschef

seine Zimmerreservierung ohne Aufpreis gegen eine Suite um, weil das Hotel aufgrund vieler Absagen nahezu leer sei, wie er lächelnd erklärte. Schließlich lag Wells mit hinter dem Kopf gefalteten Händen auf dem Bett und sah sich auf dem stumm geschalteten Flachbildschirm die Nachrichten von CNN International an, die in der Laufleiste am unteren Bildrand wieder und wieder von der »Chinakrise« berichteten und dazu Bildmaterial von F-14 zeigten, die von einem Flugzeugträger abhoben. Die Korrespondenten gaben ihr Bestes, um neue Berichte zusammenzustellen, auch wenn sich seit Wells' Abreise aus San Francisco wenig verändert hatte.

Nach der Kollision der *Decatur* mit dem Fischkutter, bei der dieser gesunken war, hatte China von den USA gefordert, ihre Schiffe zumindest eintausend Kilometer weit von der chinesischen Küste zurückzuziehen. Die Chinesen hatten zudem gedroht, eine Blockade über Taiwan zu verhängen und ihre Reserven an ausländischen Währungen in der Höhe von drei Billionen auf den Markt zu werfen, wodurch der Wert des Dollars in den Keller sinken würde und die USA in eine Rezession stürzen würden. Als Reaktion beharrten die USA darauf, dass China seine Unterstützung für den Iran aufgab und seine Drohungen gegenüber Taiwan zurücknahm. Bevor dies nicht geschehen wäre, würden sie nicht einmal über einen Rückzug nachdenken. Die USA warnten China zudem, »nicht mit der Weltwirtschaft zu spielen«. Der Untergang des Fischkutters sei ein Unfall gewesen, der keine größere Krise hervorrufen solle, sagte das Weiße Haus.

Als Wells die Augen schloss, hörte er, wie die dicken Hotelfenster rasselten, als Kampffjets in der Ferne grollend vorüberjagten. Vermutlich hatten Exley und Shafer recht. Er hätte nicht herkommen sollen. Er sollte sich mit einem Mann treffen, den er noch nie zuvor gesehen oder gesprochen hatte und der vielleicht schon als Doppelagent fungierte. Außerdem war der Notfallplan, der ihn hierher geführt hatte, ein Jahrzehnt alt und niemand hatte je erwartet, dass er in die Tat umgesetzt würde. Im besten Fall glich diese Reise einer Dreitageswanderung im März durch unberührtes Gelände, jedoch ohne Rucksack und auch ohne Kompass. Wenn alles gut ging, konnte man mit Erfrierungen und einem leeren Magen davonkommen. Aber für Fehler gab es keinen Platz. Sollte Cao Se tatsächlich ein Doppelagent sein und sollten die Chinesen

wissen, dass Wells kam, war er bereits so gut wie tot. Seine Anweisungen für das Treffen waren einfach. Da Cao Se nicht wusste, wie er aussah und ihn nicht erreichen konnte, würde er nach einem Verfahren vorgehen, das die Agency 2-F-Protokoll nannte: Fixer Ort und fixe Zeit. Wells würde am vereinbarten Treffpunkt auftauchen und die Anweisung jener Person befolgen, die er dort vorfand. Im Idealfall würde ihn Cao Se erwarten. Es war jedoch wahrscheinlicher, dass ihn ein Kurier, die Polizei oder überhaupt niemand erwartete. Sollte er tatsächlich niemanden vorfinden, war kein zweiter Treffpunkt vereinbart. Er sollte einfach eine Stunde später nochmals an derselben Stelle auftauchen, und dann nochmals am darauffolgenden Tag. Wenn Cao auch nicht zum dritten Treffen kam, würde Wells abreisen – vorausgesetzt, es gäbe noch Flüge zwischen China und den USA. Selbstverständlich wussten weder die Botschaft noch der Stationsleiter, dass er hier war. Die Agency ging davon aus, dass der Maulwurf das gesamte Netzwerk in China verraten hatte. Um unbemerkt zu bleiben, musste Wells allein kommen.

Wells schaltete den Fernsehapparat aus und legte sich auf den Boden. Der Luxus der Suite bereitete ihm Unbehagen. Er mochte es nicht, wenn man ihm die Koffer trug, oder all die erlesenen Seifen und Shampoos in dem mit Marmor ausgekleideten Badezimmer. So seltsam es klang, zog er ein Feldbett in Afghanistan diesem Luxus vor. Außerdem erschien ihm die Gefahr seiner Mission in dieser prunkvollen Suite weniger real. Was sollte schon schiefgehen in einem Fünfsternehotel? Würde er an einem zu wenig gebratenen Steak ersticken?

Wells vermutete, dass sein Unbehagen lediglich bewies, dass er alles andere als der perfekte Spion war. Als wahrer Meister seines Handwerks müsste er sich überall nahtlos einfügen, in ein sibirisches Gefangenenlager ebenso wie in ein Shoppingcenter in Des Moines und in den Trubel eines brasilianischen Strandes. Zumindest lautete so die Theorie. Wells bezweifelte, ob es ein so perfektes Wesen im wahren Leben tatsächlich gab. Ein Spion, der sich in ein Netz irakischer Aufständischer einschleichen konnte, hatte wohl wenig gemeinsam mit einem Spion, der sich durch Beredsamkeit Zugang zu einem privaten Kasino in Moskau verschaffen konnte.

Wells legte seine Kleidung ab, trottete ins Bad und drehte die Dusche

auf. Hier gab es kein dünnes Rinnsal, das aus dem Duschkopf tröpfelte, keine Wartezeit, bis das Wasser warm wurde. Auch wenn er es sich nur ungern eingestand, hatte ein Aufenthalt in einem Fünfsternehotel auch seine Vorteile.

In den Sechzigerjahren, am Höhepunkt der Spannungen zwischen China und der Sowjetunion, hatte Mao den Bau eines Bunkers unter Zhongnanhai angeordnet, der ein Überleben im Fall eines direkten Treffers eines atomaren Sprengsatzes ermöglichen sollte. Im Lauf der Jahre hatte man die unterirdischen Räumlichkeiten erweitert. Heute erstreckte sich diese Miniaturstadt mit eigener Stromversorgung, eigenem Lebensmittellager und eigenem Krankenhaus mit vier Behandlungsräumen über eine Fläche von siebzehntausendfünfhundert Quadratmetern.

Der neueste Raum des Bunkers, mit der besten technischen Ausstattung, war das strategische Operationszentrum der Volksbefreiungsarmee, das erst vor sechs Monaten eröffnet worden war. Diese Operationszentrale mit einer Fläche von zweihundertfünfzig Quadratmetern war besser ausgestattet als das Krisenzentrum im Weißen Haus oder das NO-RAD – das nordamerikanische Luftverteidigungszentrum im Cheyenne Mountain in Colorado. Über Videoeinspielungen konnten die Generäle der Volksbefreiungsarmee die Starts und Landungen auf den chinesischen Luftstreitkräftestützpunkten in Echtzeit mitverfolgen. Über sichere Glasfaserleitungen waren sie mit den Silos verbunden, in denen das chinesische Atomwaffenarsenal lagerte. Eine Wand war einer gigantischen digitalen Landkarte des östlichen Pazifiks gewidmet, die einen umfassenden Überblick über die Positionen der chinesischen und feindlichen Flotte bot.

Dank einer Raumhöhe von sieben Metern wirkte der Raum trotz der vielen Mitarbeiter nicht beengend und überraschend leise. Das Summen der Festplatten und das Klappern der Tastaturen verschmolzen zu einer Hintergrundmusik, die auf ihre Weise so beruhigend war wie die Wellen des Ozeans und so unaufhörlich. Beständig wurden Informationen über die Befehlskette nach oben weitergeleitet und Anordnungen nach unten. Sie trafen sich auf einer erhöhten Plattform in der Mitte des Raumes, auf

der Li stand und die Kopie einer Botschaft der *Xian* las. Sobald er zu Ende gelesen hatte, wandte er sich der wandgroßen Landkarte des Pazifiks zu.

»Heben Sie die *Xian* und das Zielobjekt hervor«, befahl er Hauptmann Juo, dem Kommandeur der Verteidigungseinheit für den Ostpazifik in der Operationszentrale.

»Jawohl, General.« Juo gab etwas über die Tastatur ein, und schon erschienen zwei Blinklichter auf dem Schirm. Ein roter Kreis kennzeichnete die *Xian* und ein grünes Quadrat das Zielobjekt.

»Wie genau sind diese Positionen?«

»Die Position der *Xian* haben wir auf Basis ihrer letzten bekannten Position vor fünfundvierzig Minuten errechnet. Die Position des Ziels kennen wir mit einer maximalen Abweichung von fünfzig Metern. Wir beobachten das Ziel in Echtzeit über *Yao 2*« – einen neuen Aufklärungssatelliten, den die Volksbefreiungsarmee nach dem Houston Rockets Center benannt hatte.

»Das heißt, wir kennen die Position des Feindes besser als die unseres eigenen Schiffes?«

»Das ist richtig, General.«

Das war das Paradoxe am U-Boot-Krieg. Die *Xian* konnte nur unregelmäßig mit ihren Kommandeuren kommunizieren, um ihre Position nicht den Amerikanern zu verraten. Aber die chinesischen Satelliten konnten jedes feindliche Schiff mühelos verfolgen.

»Und wann wird sich die *Xian* wieder melden?«

»Um 1:00 Uhr, Sir.«

»Wie sicher sind Sie im Hinblick auf die Identifikation des Ziels?«

»Ich habe mir die Aufnahmen persönlich angesehen, General.«

»Und Sie sind sicher.« Li wollte es von dem Hauptmann hören.

»Ja, ich bin sicher, General.«

Li legte Cao die Hand auf den Ellbogen und führte ihn aus Hörweite des Hauptmanns. »Was halten Sie davon, Cao?«

Cao bewegte kaum die Lippen. Er sprach so leise, dass sich Li zu ihm hinunterbeugen musste, um ihn zu verstehen. »Ich glaube, wir sollten warten. Aber ich glaube auch, dass es vollkommen gleichgültig ist, was ich glaube, denn Sie haben sich schon entschieden.«

»Damit haben Sie recht.« Li wandte sich wieder dem Hauptmann zu.

»Hauptmann, ich werde nicht hier sein, wenn sich die *Xian* das nächste Mal meldet. Aber hier ist die Botschaft, die Sie übersenden sollen.«

Der Füller sauste über den Skizzenblock und hinterließ auf ihm eine kleine verschwommene Stadt von Palästen und Kathedralen. Cao hatte Paris nie besucht, aber er hatte Fotos der Stadt gesehen. Das Zeichnen machte seinen Kopf klar und half ihm beim Denken. Er setzte noch ein paar Wasserspeier auf eine Kathedrale, die Notre-Dame hätte sein können, und betrachtete, was er geschaffen hatte. Nicht seine beste Arbeit.

Cao schob den Block beiseite, sah zum Himmel über Peking empor und trommelte mit dem Füller auf den Plastikstumpf an seinem linken Unterschenkel. Mitternacht war bereits vorüber, aber der Himmel war immer noch eher weiß als schwarz, denn die Lichter der endlosen Stadt spiegelten sich an den Wolken und dem Smog und verwandelten die Nacht in eine ewige Halbdämmerung.

Cao wohnte in einem Vierzimmerapartment in einem Armeekomplex in der Nähe von Zhongnanhai. Seine Wohnung war schlicht und im traditionellen chinesischen Stil dekoriert. Von den Wänden hingen lange Reispapierstreifen, die mit stilisierten Schriftzeichen in dicker schwarzer Tinte bemalt waren. Als hochrangiger Offizier hätte Cao auch ein wesentlich größeres Apartment haben können, wenn er gewollt hätte. Aber er zog diese Wohnung vor. Ohne Familie wäre er in einem größeren Apartment einsam gewesen. Außerdem verbrachte er die meiste Zeit ohnehin damit, Militärbasen zu besuchen oder mit Li zu reisen.

Normalerweise war das Apartment still und ruhig, geschützt durch die hohen Mauern des Gebäudekomplexes, eine Oase im Zentrum des Lärms und der Unruhe von Peking. Heute hörte Cao jedoch das Knattern der Hubschrauber über dem Tiananmen-Platz. Im Jahr 1989 war der Platz das letzte Mal so voll gewesen. Damals hatte sich Cao gefragt, ob die Parteiführung überleben würde. Aber er hatte ihre Fähigkeit unterschätzt, an der Macht festzuhalten. Diesmal füllten die Massen den Tiananmen-Platz, um die USA herauszufordern. Was werden sie jedoch tun, wenn sie herausfinden, dass sie nur als Druckmittel in einem

Machtkampf benützt wurden?

»Die Wahl des Himmels zeigt sich im Verhalten der Menschen.« Dieses Zitat stammte von Mencius, einem Schüler von Konfuzius aus dem vierten Jahrhundert vor Christus. Aber welche Wahl traf der Himmel jetzt? Cao verschränkte die Hände, schloss die Augen und bat Gott, ihm zu helfen, die Dinge zu begreifen. 1991 hatte Cao auf einer Reise nach Singapur zu einer regionalen Verteidigungskonferenz aus einem blockförmigen Gebäude Gesang gehört, das sich als Kirche herausstellte. Er hatte nie zuvor das Innere einer Kirche betreten, aber die Freude in den Stimmen zog ihn an. Cao war augenblicklich gefangen. Bis zum heutigen Tag könnte er weder sich noch einem anderen den Grund dafür erklären. Bei seinem nächsten Besuch in dieser Kirche konvertierte er heimlich. Er tauchte im Taufbecken unter und akzeptierte, dass er neugeboren worden war. Sein christlicher Name lautete Luke. Cao war in seinem Glauben nicht allein. Seit dem neunzehnten Jahrhundert waren protestantische und katholische Missionare in China aktiv gewesen, und Millionen von Christen lebten verstreut in ganz China. Sie wurden zwar toleriert, aber nicht gefördert. Die Regierung betrachtete das Christentum als Quelle für Schwierigkeiten und potenziellen Rivalen um die Macht. Soweit es die Männer von Zhongnanhai betraf, waren Kommunismus und Nationalismus die einzigen akzeptierten Glaubensrichtungen in der Volksrepublik. Cao hätte in der Volksbefreiungsarmee nie in hohe Ränge aufsteigen können, hätte er seinen Glauben offiziell bekannt gegeben. Auch Li wäre dann nicht zu ihm gestanden.

Deshalb hatte Cao seinen Glauben verborgen. Im Abstand mehrerer Monate besuchte er ein Restaurant im Südosten Pekings, dessen Eigentümer Wei Po, ein untersetzter Mann Ende fünfzig, war. Wei war schon länger Christ als Cao, nämlich seit Mitte der Achtziger. Zumeist betete Cao jedoch zu Hause. Als hochrangiger Offizier musste er nicht fürchten, dass seine Wohnung durchsucht würde. Dennoch verschloss er sein Kreuz und seine Bibel in einer Lade seines Schreibtisches. Jetzt nahm er sie heraus, strich mit den Fingern über das Kreuz und versuchte, eine Lösung für das Dilemma zu finden, in dem er steckte.

Cao war fassungslos gewesen, als ihm Li sagte, dass der chinesische Geheimdienst die Nachricht eines Verräters an die amerikanische

Botschaft abgefangen hatte. Bis zu diesem Augenblick konnte er sich nicht vorstellen, dass die Amerikaner so korrupt waren. Das Treffen, um das er gebeten hatte, sollte in wenigen Stunden ganz in der Nähe stattfinden. Er musste davon ausgehen, dass Lis Männer den Ort überwachen würden. Der interne Sicherheitsdienst der Armee verfolgte jeden Amerikaner, der in der letzten Woche nach Peking gekommen war, und vor allem jeden, der allein reiste und um ein Express-Visum angesucht hatte. In ganz Peking entsprachen nur etwa fünfundvierzig Personen diesem Profil, wie Cao wusste. Selbstverständlich hätte sich die CIA auch an einen anderen Geheimdienst wenden können, aber Cao vermutete, dass die Amerikaner bei einer derart sensiblen Mission keine Risiken eingehen würden. Nein, wer auch immer auftauchen würde, wäre Amerikaner und stünde unter Überwachung.

Wenn Cao jedoch nicht auftauchte, würde er seine einzige Chance zunichtemachen, um Kontakt zu schließen. Die Amerikaner konnten ihn nicht erreichen. Und wenn nun auch die Botschaft unterwandert war, blieb auch ihm keine Möglichkeit, eine Nachricht an sie weiterzuleiten. Nach einem Jahrzehnt im Untergrund besaß er keine aktiven toten Briefkästen mehr und auch keine Signalstellen. Aus diesem Grund war er gezwungen gewesen, seine codierte Nachricht direkt an die Botschaft zu schicken.

Cao konnte natürlich versuchen, in die amerikanische Botschaft zu gelangen und um Asyl zu ersuchen. Aber Li hatte ebenfalls an diese Möglichkeit gedacht. Die chinesische Polizei hatte rund um das Gelände der Botschaft Aufstellung genommen und behauptete, dass ihre Absperrung notwendig sei, um die Amerikaner im Inneren »vor der Wut des chinesischen Volks zu schützen.«

Doch selbst wenn es Cao gelänge, hineinzukommen, würde er damit seine Chance verspielen, Li zu stoppen. Es musste eine Möglichkeit geben, um Lis Einfluss auf den Ständigen Ausschuss zu zerschlagen, nur fehlte Cao bislang der rettende Einfall.

Seit dem Vietnamkrieg betrachtete Cao Li als seinen engsten Freund. Er wusste, dass die Beziehung einseitig war. Li war groß, attraktiv und klug. Ein Bild von einem Offizier. Cao war klein, sein Bein nur ein Stumpf und er selbst eher ein Arbeitstier als ein Philosoph. Während sie gemeinsam durch die Ränge aufgestiegen waren, hatten andere Offiziere

dieses Gespann als »großen und kleinen Bruder« bezeichnet, oder ihnen andere, weniger freundliche Namen gegeben.

Cao war das immer einerlei. Er war stolz darauf gewesen, Li als seinen Freund zu bezeichnen. »Ein Mann sollte immer einen Freund wählen, der besser ist als er selbst«, lautete ein Sprichwort. Cao hatte nie vergessen, dass ihm Li in Vietnam das Leben gerettet hatte. Und im Gegensatz zu so vielen anderen Offizieren stahl Li auch nicht und nahm keine Bestechungsgelder an.

Doch der Teufel kannte die Schwächen aller Menschen, dachte Cao. Und so wie geringere Männer dem Geld nachjagten, gelüstete es Li nach Macht. Dieser Hunger hatte ihn nun aufgefressen. Vielleicht hätte Cao versuchen sollen, ihn früher aufzuhalten. Aber zunächst hatte er nicht verstanden, was Li plante. Später hatte er vermutet, dass Li damit unmöglich Erfolg haben könnte, weil ihn die anderen Mitglieder im Ständigen Ausschuss blockieren würden.

Aber Li hatte ihnen allen das Gegenteil bewiesen. Er hatte die Iraner und Amerikaner ebenso manipuliert wie die Demonstranten, die sich in den breiten Avenues von Peking drängten. Die Konfrontation zwischen Peking und Washington war beinahe außer Kontrolle geraten. Die Liberalen in Zhongnanhai hätten gern den Rückzug angetreten, aber das konnten sie nicht, ohne das Gesicht zu verlieren, und vor allem nicht, nachdem der amerikanische Zerstörer den Fischkutter versenkt hatte. China musste Rache üben. Aber was auch immer Li dem Ausschuss gesagt hatte, Cao zweifelte daran, dass ein chinesischer Vergeltungsschlag die Konfrontation beenden würde. Die Amerikaner würden lediglich selbst Rache fordern. Im besten Fall würde monatelang eine Provokation auf die nächste folgen. Die Amerikaner würden Schanghai blockieren. China würde seine Dollarreserven auf den Markt werfen, oder ein paar Raketen auf Taiwan abfeuern. Schließlich wären beide Seiten diesen Scheinkrieg satt und würden sich an die Vereinten Nationen wenden als Schutzschirm für eine Abmachung.

Und im schlimmsten Fall? Im schlimmsten Fall würden beide Seiten die Ernsthaftigkeit des Gegners falsch einschätzen. Die Angriffe würden an Vernichtungspotenzial zunehmen, bis mit atomaren Sprengköpfen geladene Raketen über den Pazifik fliegen würden. »Wie ein gläsernes Meer, mit Feuer gemengt«, hatte Johannes in der Offenbarung Kapitel

fünfzehn geschrieben. Der Atomkrieg. Die höchste Sünde, dachte Cao. Wenn der Mensch beschloss, das Ende der Tage heraufzubeschwören, während diese Entscheidung Gott allein gebührte.

Selbst die Ermordung von Li – was Cao nie zustande bringen würde – würde die Krise nicht entschärfen. Andere innerhalb der Regierung würden den Kampf übernehmen, weil sie in dieser Konfrontation mit den USA eine Möglichkeit sahen, an die Macht zu gelangen, wie es Lis Vision war. Nur wenn es Cao gelänge, Li vollständig zu diskreditieren, könnte er die Uhr zurückdrehen.

So hatte sich Cao in seiner Verzweiflung an seine alten Verbündeten innerhalb der CIA gewandt. Er erwartete nicht, dass sie eine Lösung wüssten, aber zumindest sollten sie verstehen, dass nicht alle in Zhongnanhai diese Konfrontation wünschten. Außerdem sollten sie genau erfahren, was mit dem Maulwurf geschehen war und mit Wen Shubai, dem chinesischen Verräter.

Er hätte gern gewusst, ob er, wenn der Augenblick gekommen war, imstande sein würde, Li zu verraten, oder ob er letzten Endes die Nerven verlieren und schweigen würde. In den letzten zwei Wochen hatte ihn Dutzende Male derselbe Albtraum gequält. Er marschierte neben Li auf einer schlammigen vietnamesischen Straße, während Scharfschützen ihre Kompanie dezimierten. Die Schreie der Verwundeten hallten in Caos Kopf wider. Schritt für Schritt näherte er sich der Mine, von der er wusste, dass sie ihm das Bein abreißen würde. Er wollte die Richtung ändern, aber er konnte nicht. Als dann die Explosion kam, fühlte er keinen Schmerz. Er blickte an sich hinunter und sah, dass sein Körper unverletzt war. Stattdessen wand sich Li neben ihm hilflos auf der Erde. Sein Bein war ihm entzweigerissen worden. Li öffnete den Mund, um zu sprechen. Und obwohl Cao immer aufwachte, ehe Li auch nur ein Wort sagen konnte, wusste er, dass ihn Li einen Judas nennen und ihn des höchsten Verrats beschuldigen wollte.

Tatsächlich war er dann jede Nacht erleichtert, wenn er das verkrüppelte Bein berührte und herausfand, dass er Li nicht verraten hatte. Zumindest noch nicht.

Er durfte nicht zulassen, dass ihn seine Freundschaft zu Li abhielt, das zu

tun, was er tun musste. Er war nicht Judas, und Li ... Li war nicht Jesus. Er musste sich konzentrieren, um herauszufinden, wie er sich mit dem amerikanischen Agenten treffen könnte, ohne sich selbst zu verraten. So schlug er die Bibel auf, schloss sie aber sogleich wieder verärgert. Die Antwort würde sich nicht darin finden.

Dann sah er sich das Buch nochmals an.

Vielleicht aber doch.

Während ein Plan in seinem Kopf Gestalt annahm, legte Cao die Bibel zurück in seinen Schreibtisch. Die Idee war ein gewagter Versuch. Er würde auf die Ausdauer dieses Amerikaners vertrauen müssen, eines Amerikaners, den er noch nie gesehen hatte. Aber ihm blieb keine andere Wahl.

Zehn Minuten später saß Cao in seinem Jeep und steuerte ihn durch die Nacht nach Osten. Gepanzerte Jeeps und Gefangenentransporter blockierten den Zugang zum Tiananmen-Platz. Aber als die Soldaten, die die Blockade bewachten, die Sterne an Caos Uniform sahen, verschwand ihr grimmiger Blick und sie salutierten und winkten ihn durch.

Östlich des Tiananmen-Platzes wurde der Verkehr wieder dichter und die Stadt zeigte sich von ihrer strahlenden, glitzernden Seite. Dieser Straßenabschnitt war Pekings Antwort auf die Fifth Avenue, wo sich Geschäft an Geschäft reihte und die chinesische Elite Handtaschen für mehrere Tausend Dollar kaufte. Cao fuhr an einem Ferrari-Händler vorbei, dessen niedrige, geschwungene gelbe Wagen im Licht des Ladens schimmerten. *Ein Ferrari-Händler* – kaum mehr als einen Kilometer vom Tiananmen-Platz entfernt. Während in ganz China Bauern und Fabrikarbeiter täglich darum kämpfen mussten, etwas zu essen zu bekommen. Vielleicht hatte Li doch recht. Vielleicht benötigte China tatsächlich seine Führung.

Nein. Selbst wenn Li recht hatte, durfte er es sich nicht erlauben, so verrückte Risiken einzugehen. Cao trat das Gaspedal bis zum Boden durch. Ihm blieb nicht viel Zeit.

Wells rief eine Nummer mit der Vorwahl 415 an, die er noch nie zuvor angerufen hatte. Schon beim ersten Läuten hob Exley ab. »Hallo?«
»Jennifer?«

»Jim.« Aus ihrem Mund klang sein Tarnname seltsam. Obwohl sie mit ruhiger Stimme sprach, spürte er die Spannung. »Wie war dein Flug?« Im Hintergrund hörte er CNN.

»Alles in Ordnung. Das Hotel ist großartig. Es könnte genauso gut in Paris stehen.« Wells wollte das Gespräch so banal wie möglich halten. Zweifellos überwachten die Chinesen jeden eingehenden und ausgehenden Anruf des St. Regis in dieser Nacht.

»Wie spät ist es jetzt bei dir?«

»Zwei Uhr früh. Aber ich bin hellwach. Jetlag. Gibt es zu Hause etwas? Etwas, das ich wissen sollte?« Dies war ihre einzige Chance, es ihm mitzuteilen, falls seine Tarnung bereits aufgefliegen war.

»Nein. Den Kindern geht es gut. Alle vermissen dich.« Das war eine Entwarnung, soweit dies möglich war.

»Sag ihnen, dass ich sie auch vermisse. Wie steht es mit meiner Nichte?«

»Sie hat immer noch nicht angerufen. Dein Bruder ist schon krank vor Sorge.« Der Maulwurf war also immer noch unauffindbar.

»Nun, sag ihm, er soll sich nicht allzu viele Sorgen machen. Hör zu, Liebes, dieser Anruf kostet ein Vermögen ... Ich wollte nur wissen, wie es geht, und dir sagen, dass ich dich liebe.«

»Ich liebe dich auch. Pass auf dich auf, ja? Diesmal bist du auf dich allein gestellt.« Dies war ein Hinweis darauf, dass sie ihn in New York gerettet hatte. Ihre Stimme brach, aber bevor er noch etwas sagen konnte, hatte sie schon aufgelegt.

Als Wells mit weiten Schritten auf die Eingangstür des St. Regis zuging, winkte ihm der Empfangschef, ein kleiner Mann in einreihigem Anzug, aufgebracht zu. »Sir. Guten Morgen, Sir. Einen Augenblick bitte. Man hat uns ersucht, unseren amerikanischen Gästen dies hier zu geben.« Der Empfangschef händigte Wells ein mit dem Logo des amerikanischen Außenministeriums versehenes Schriftstück aus, das die Überschrift *»Bekanntmachung für Amerikaner«* trug.

»Das amerikanische Konsulat in Guangzhou wurde letzte Nacht informiert, dass ein amerikanisches Ehepaar, welches zum Zweck einer Adoption China besuchte, Opfer eines Angriffs geworden ist. Der Vorfall steht offensichtlich in Zusammenhang mit der Wut über die sich verschlechternden amerikanisch-chinesischen Beziehungen.« Bürokraten und Diplomaten liebten das Wort *Vorfall*, dachte Wells. Es vermied heikle Themen wie die Frage, was wirklich geschehen war und wer dafür zur Verantwortung zu ziehen war.

»Bisher ist dieser Vorfall ein Einzelfall geblieben. Dennoch sollten sich amerikanische Staatsbürger bemühen, sich unauffällig zu bewegen, und antiamerikanische Demonstrationen« – eine gute Formulierung - *»und große Gruppen von Chinesen zu meiden.«* Bei einer Gesamtbevölkerung dieses Landes von eineinhalb Milliarden Menschen war dies eine schwierige Aufgabe. *»Die Lage ist ungewiss. Sobald sich die Bedingungen ändern, werden neue Informationen ausgegeben.«* *»Vielleicht sollten Sie heute besser im Hotel bleiben«*, sagte der Empfangschef.

»Und auf meine einzige Gelegenheit verzichten, Peking zu sehen?«

»Wohin, Sir?«

»Zum Tiananmen-Platz.«

Der Portier des St. Regis sah unglücklich aus. *»Keine Wagen zum Tiananmen-Platz heute, Sir.«*

»Dann so nahe, wie der Fahrer herankommen kann. Ich will die Verbotene Stadt sehen« – den ehemaligen chinesischen Kaiserpalast nördlich des Tiananmen-Platzes. *»Die Verbotene Stadt ist doch offen,*

nicht wahr?« Zumindest sollte sie offen sein, dachte Wells. Denn dort sollte er sich mit Cao Se treffen.

»Ja.« Der Portier winkte ein Taxi heran. Doch auch nachdem er Wells' Trinkgeld entgegengenommen hatte, verschwand sein besorgter Blick nicht.

Wells war keineswegs überrascht, dass der Taxifahrer den knappen Haarschnitt eines Soldaten trug. Jeder, der an diesem Tag das St. Regis verließ, wurde überwacht. Er musste davon ausgehen, dass Cao Se in seinen Plänen diese Überwachung berücksichtigt hatte. Wenn er sich allzu sehr bemühte, seine Verfolger abzuschütteln, würde er erst recht ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wenn er sie jedoch scheinbar unbeabsichtigt loswerden konnte, würde er es tun.

»Was sagen Sie zu diesen Problemen?«, fragte Wells den Taxifahrer.

»Ich glaube, wir werden sie schon noch lösen. In zwei Jahren wird es so aussehen, als wäre nichts passiert.« Jim Wilson war Optimist. Wells hingegen war nicht so sicher.

»Kein Englisch.«

»Oh. Nicht viele Chinesen sprechen Englisch. Das habe ich schon bemerkt. Natürlich spreche ich auch kein Chinesisch. Das ist dasselbe. Dabei sagen alle, es sei die Sprache der Zukunft.« Der Taxifahrer zuckte nur die Schultern.

Als sie sich dem Tiananmen-Platz näherten, verlangsamte sich der Verkehr bis zum endgültigen Stillstand. Vor ihnen war die Straße blockiert, und die Polizei leitete die Autos von der Avenue weg. Rund um sie ging ein beständiger Strom von Chinesen zu Fuß nach Westen. Wells sah seine Chance. Er steckte dem Fahrer eine Hundert-Yuan-Note in die Hand und sprang aus dem Wagen, ohne sich um die aufgeregten Worte des Fahrers zu kümmern.

Wells drängte sich durch den Verkehr, durch die Ruß ausstoßenden Lastkraftwagen, die voll gepackten Minibusse und die schwarz schimmernden Mercedes-Limousinen, die auf der breiten Avenue eingeklemmt waren. Er schloss sich den Chinesen an, die auf dem Bürgersteig nach Westen strebten, und folgte dem menschlichen Strom in Richtung des Tiananmen-Platzes. Als er einen Blick zum Taxi zurückwarf, sah er, dass der Fahrer ein Funkgerät an den Mund hielt. Zweifellos rief er andere Agenten auf, Wells' Überwachung zu

übernehmen. In dieser Menschenmenge würde das keine leichte Aufgabe sein. Die meisten Männer waren in derselben heiteren Stimmung, die er schon gestern gefühlt hatte. Sie schwenkten chinesische Flaggen und schienen nichts dagegen zu haben, dass Wells mitten unter ihnen war. Zwei Männer wechselten sich immer wieder mit einer Kamera ab, machten Schnappschüsse und hielten die Hände zu einem Victory-Zeichen hoch. Aus seinen Jahren in Afghanistan wusste er, dass unter den falschen Bedingungen innerhalb von Sekunden aus dieser Menge ein rasender Mob werden konnte.

Irgendjemand zupfte ihn am Ellbogen. »Amerikaner?« Ein großer Mann in einem ausgefransten blauen Sweatshirt deutete wütend mit dem Finger auf ihn.

»Kanada«, sagte Wells. Es gab keinen Grund, hier einen Tumult auszulösen. Er ging heute schon genug Risiken ein. Der Fragesteller wurde weitergedrängt und von der Menge geschluckt. Nach der nächsten Kreuzung war die Straße leer. Die Männer drängten auf die Bürgersteige. Die Polizei, die rund um Streifenwagen und Gefangenentransporter Aufstellung genommen hatte, hielt nach Tumulten Ausschau, griff aber nicht in den Strom ein.

Weiter vorn parkte eine Reihe von Fernsehübertragungswagen eng nebeneinander. Die chinesischen Sender erkannte Wells nicht, dafür jedoch CNN, Fox, BBC und NHK. *Die Welt sieht zu*. In der Nähe der Übertragungswagen hatte sich eine Einheit von Soldaten versammelt, etwa in der Stärke einer Kompanie, um die Reporter zu schützen, vielleicht aber auch, um sie einzuschüchtern. Für den Durchschnittschinesen – und auch ihre Anführer – musste dieser Augenblick sowohl spannend als auch furchterregend sein, dachte Wells. Jede Person in dieser Menschenmenge war sowohl Zuseher als auch Teilnehmer an dieser Aktion. Sie wollten die Welt und sich selbst an eine Tatsache erinnern, die man nur allzu leicht vergaß: dass sie existierten. Wells erwartete beinahe, auch Gadsden-Flaggen zu sehen, die wilden gelben Banner, die die Kolonisten während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs getragen hatten und auf denen die zusammengerollte Klapperschlange abgebildet war, gemeinsam mit der Aufschrift: »Tritt nicht auf mich.« Diese Menge sandte den USA dieselbe Botschaft. Aber auch ihre eigenen Führer in Zhongnanhai

müssten diese Botschaft hören.

Allerdings hatten sich die gewöhnlichen Chinesen nach dem Massaker von 1989 auf dem Tiananmen-Platz von der Politik abgewandt und ihre Energien in den Aufbau der Wirtschaft gesteckt. Vielleicht war auch diese Demonstration, so groß sie auch war, in wenigen Wochen vergessen. Vielleicht aber auch ...

»Vielleicht weiß ich nicht, wovon ich rede«, murmelte Wells. Er befand sich seit kaum vierundzwanzig Stunden in China, sprach kein Wort Chinesisch und wollte nun die Zukunft des Landes vorhersagen? Das war klassische amerikanische Arroganz. Er sollte weniger Zeit für Vorhersagen aufwenden und mehr Zeit darauf, herauszufinden, ob er beobachtet wurde.

Jenseits der Übertragungswagen beschleunigte die Menge. Sie war ihrem Ziel schon nahe. Unmittelbar vor ihnen öffnete sich die Avenue zum Tiananmen-Platz, wie ein Fluss, der in einen See mündet. In diesem Augenblick sah Wells zum ersten Mal die erstaunlichen Ausmaße des Platzes. Er hatte etwas wie den Washington Mall erwartet. Einen künstlich gestalteten Platz, der sorgfältig gepflegt wurde. Stattdessen glich der Tiananmen-Platz einem leeren Bauplatz, wie ein Loch inmitten einer gigantischen Stadt, das durch seine Rauheit noch mächtiger wirkte. Von der nordöstlichen Ecke, an der Wells den Tiananmen-Platz betreten hatte, erstreckte er sich achthundert Meter nach Süden und vierhundert Meter nach Westen. Die dicken roten Mauern der Verbotenen Stadt markieren die Nordseite. Das Mausoleum, in dem Maos Leichnam ruht, befindet sich in der südlichen Hälfte des Platzes, hinter einem hohen Granitobelisken, der an eine verkleinerte Version des Washington Monument erinnert.

Während sich Wells orientierte, strömten immer mehr Demonstranten herbei, die sich zu den Hunderttausenden Menschen gesellten, die sich bereits im Zentrum des Platzes sammelten. Aus den Lautsprechern rund um den Platz ertönten immer wieder Rufe. Ob Warnungen oder Ermunterungen der Menge, konnte Wells nicht feststellen. An diesem Tag gab es so vieles, das er nicht kannte. Sein ganzes Leben lang hatte er sich privilegiert gefühlt, angesichts dessen,

was er erleben durfte – und mitunter hatte er diese Bevorzugung sogar verflucht. Aber noch nie zuvor hatte er sich so sehr als Außenseiter gefühlt, nicht einmal an seinem ersten Tag in Afghanistan. Er befand sich im Auge eines menschlichen Hurrikans und beobachtete einen Wirbel, dessen physikalische Eigenschaften über sein Verständnis hinausgingen. Dieser Wirbelsturm besaß eine natürliche Kraft, die nicht an ihm interessiert war, gleichzeitig aber die Macht hatte, ihn zu zerreißen.

Die Sicherheitskräfte hatten das Zentrum des Tiananmen-Platzes den Demonstranten überlassen. Aber in der Nordwestecke, von wo aus eine Avenue zum Regierungsviertel Zhongnanhai führte, stand eine grüne Wand von Soldaten, Schulter an Schulter, vor einer langen Schlange gepanzerter Mannschaftstransportwagen. Hunderte weitere Soldaten blockierten den Eingang zur Verbotenen Stadt, wo von der Außenwand des Palastes ein gigantisches Banner von Mao herabhing.

Wells wandte sich nach rechts in Richtung des Banners, wo die Polizei einen Pfad für all jene Touristen offen hielt, die mutig oder dumm genug waren, an diesem Tag die Verbotene Stadt zu besichtigen. Unmittelbar unter dem Porträt von Mao durchschnitt ein Torbogen die äußere Palastwand. Dies war das Tor des himmlischen Friedens, der Südeingang zur Palastanlage. Und während Wells durch das Tor hindurchging, wurde es seinem Namen gerecht. Das Krachen der Lautsprecher auf dem Tiananmen-Platz verklang hinter ihm, als gäbe es keinerlei Proteste mehr.

»Offen?«, erkundigte sich Wells bei dem hübschen Mädchen im Kartenkiosk. Er konnte es immer noch nicht glauben. Aber sie nickte. Als sie ihm die Eintrittskarte gab, fasste ihn ein Mann am Ellbogen. »Sie Amerikaner? Ich Student. Peking Universität. Name ist Sun.«

»Sicher bist du das«, gab Wells zurück. Cops sahen überall auf der Welt gleich aus. Dieser Kerl hätte der Bruder des Taxifahrers sein können, den Wells vor zwei Stunden abgehängt hatte. Seine Schuhe – oder besser gesagt seine schwarzen geschnürten Stiefel – waren poliert. Welcher Student hatte je polierte Schuhe an?

»Ich führe Sie«, sagte Sun. »Übe mein Englisch. Gratis.«

»Ich passe. Ich bin ein wenig asozial.« Wells hielt den Audioguide hoch, der, so seltsam es klang, von Roger Moore besprochen worden war.

»Außerdem habe ich die Führung gebucht und alles andere.«

Wells gab sein Ticket dem Wächter und spazierte durch den Vordereingang. Als er sich umdrehte, überraschte es ihn keineswegs, dass ihm Sun im Abstand von dreißig Metern deutlich sichtbar folgte. Was würde Jim Wilson tun? Wells drehte sich um.

»Das ist mein einziger Tag für Sehenswürdigkeiten, und ich weiß nicht, warum du mich belästigst.«

»Nicht belästigen«, sagte Sun. »Nur aufpassen. Heute kein guter Tag für Amerikaner hier.«

»Das hat man mir schon gesagt.«

Wells entschloss sich, nicht weiterzudiskutieren. Es war erst 9:45 Uhr und das Treffen sollte zu Mittag stattfinden. Ihm blieben demnach noch zwei Stunden, um den Burschen loszuwerden. So schlenderte er durch den Palast und gab sein Bestes, um wie ein halb gelangweilter, halb beeindruckter amerikanischer Tourist zu wirken. Was keineswegs schwierig war. Der Verbotene Palast war kein europäischer Palast im Stil von Versailles, dessen prachtvolle Anlage mit dekorierten Räumen aufwartete. Stattdessen bestand der Gebäudekomplex aus leeren Höfen, die von Zeremonienhallen getrennt waren. Da gab es die Halle der Vollkommenen Harmonie, die Halle der Erhaltung der Harmonie und Halle der Höchsten Harmonie. Die Kaiser hatten offenbar viel übrig für Harmonie. Dann würde sie der heutige Tag wohl nicht glücklich machen, dachte Wells.

Im nördlichen, inneren Palast waren die Wohnbereiche des Herrschers untergebracht. Sie bestanden aus kunstvoll geschnitzten Holzpavillons, die tiefrot bemalt waren als Zeichen für die Macht des Kaisers. Dem gewöhnlichen Chinesen war der Zutritt zum Palast bei Todesstrafe verboten – daher auch der Name des Gebäudekomplexes. Im Lauf der Jahre war der Palast jedoch so oft geplündert worden, dass die meisten Gebäude heute vollständig leer waren. Ohne Roger Moore als persönlichen Touristenführer hätte Wells nicht gewusst, was er sah. Neben der Audiotour hatte Wells auch noch einen Taschenführer für die Verbotene Stadt mitgebracht. Während ihm Sun in gemächlichem Tempo folgte – dies war die langsamste Verfolgungsjagd der Welt -,

blättert er in dem Führer. Wells hatte den jungen Mann schon mehrmals fortgescheucht, aber ohne Erfolg. Je weiter der Vormittag fortschritt, umso mehr Besucher fanden sich im Palast ein. Um 11:00 Uhr schlenderte ein Dutzend amerikanischer Touristen mittleren Alters an ihm vorüber, bewacht von zwei gelangweilten Polizisten. Wells vermutete, dass sie durch das Nordtor den Palast betreten hatten und nicht durch den Eingang am Tiananmen-Platz. Er fragte sich, was sie von all dem hielten. Joe und Phyllis aus Sacramento hatten vermutlich nicht erwartet, in einen Krieg hineinzustolpern, als sie die siebentägige Chinareise buchten.

Um 11:45 Uhr entdeckte Wells schließlich in der Nordwestecke des Palastkomplexes, wo enge gepflasterte Gänge unregelmäßig geformte Höfe verbanden, eine Möglichkeit, um Sun abzuhängen. Er mahnte sich, nicht zu laufen.

Wells tauchte durch eine Gruppe japanischer Touristen in einen Holzpavillon, in dem Hofkleidung ausgestellt war. Während sich die Japaner am Eingang drängten und Sun für einige wertvolle Sekunden blockierten, lief Wells durch den Pavillon und sprang über ein Geländer in einen der Gänge. Einige Sekunden lang sprintete er entlang des Gebäudes, etwa dreißig Meter weit, bis das Gebäude endete und der Gang an eine T-Kreuzung kam. An dieser Kreuzung wandte sich Wells nach rechts, rannte wieder einige Meter entlang des Pavillons und sprang dann über ein anderes Geländer wieder in das Innere hinein.

Er presste sich eng an eine Schauvitrine und spähte hinaus. In diesem Augenblick erreichte Sun keuchend die Kreuzung und drehte sich auf der Suche nach Wells nach links und rechts. Schließlich trottete er nach links davon, in Richtung des Zentrums des Gebäudekomplexes.

Ausgezeichnet. Wells wartete noch einige weitere Sekunden, ehe er den Pavillon durch den Vordereingang verließ. Er fühlte sich, als wäre er einen Kaugummi losgeworden, der an seinem Schuh geklebt war. Wenn die Polizei den Treffpunkt überwachte, war es einerlei, dass er Sun abgehängt hatte. Trotzdem war Wells froh, dass ihm der Kerl nicht mehr an den Fersen hing.

Er spazierte in die Nordostecke des Palastes. Dieser ruhige Bereich war mit engen Pavillons und Gärten ausgestattet. Im Lauf der Jahre hatten die Kaiser einander darin übertroffen, hier die schönsten Plätze zu schaffen,

indem sie prächtig geformte Steine aufgestellt und schmale Zypressen gepflanzt hatten, deren Körper sich wie Flammen drehten. Sogar einige buddhistische Steingärten hatte man angelegt, wie sie in Japan häufiger anzutreffen waren. Das Stelldichein mit Cao sollte in einem Garten stattfinden, der für einen behauenen Stein berühmt war. Er trug den Namen »Der Stein, der aussieht wie Holz«. Den gesamten Vormittag hatte sich Wells gefragt, ob er ihn erkennen würde. Aber als er in den Garten trat, in dem der Stein stand, wusste er, dass er am richtigen Ort war.

Leider war nicht der Stein der Grund dafür.

Bisher hatte Wells keine chinesischen Touristen im Palast gesehen.

Verständlich, wenn man an die Proteste auf dem Tiananmen-Platz dachte. Dieser Garten bildete eine Ausnahme. Fünf Chinesen hatten sich für diesen Platz entschieden, um sich zu entspannen. Ein junges Paar saß Händchen haltend auf einer Bank, drei Männer von Anfang zwanzig zeichneten eine Zypresse, wobei ihre Hände nur so über den Zeichenblock flogen.

Warum hier? Warum jetzt? Wells kannte die Antwort. Die Agenten waren gut, denn sie wirkten tatsächlich lässig. Aber gerade ihre Lässigkeit war ein ebenso deutlicher Hinweis wie Suns polierte Schuhe. Als er vor zwei Stunden durch den Bogen des Tores des himmlischen Friedens gegangen war, war er in den offenen Schlund der Volksrepublik getreten und dann Hof für Hof weiter in seine Speiseröhre hinabgeglitten. Das Spiel, das er mit Sun gespielt hatte, erschien ihm nun absurd und kindisch.

Vielleicht hatte man auch Cao aufgelauert. Oder Shafer und Exley hatten immer schon recht mit ihrer Annahme, dass Cao Teil der Falle war. Dass die Bösewichte von dem Treffen wussten, stand eindeutig fest. Irgendwo hier in der Nähe wartete eine Gruppe von Geheimpolizisten, um ihn festzunehmen.

Wells ging weiter. Es würde ihm nichts nützen, kehrtzumachen und davonzulaufen. Immerhin wusste er nicht, wohin er sich wenden sollte. Da konnte er ebenso gut bleiben, um zu sehen, wer kommen würde. Er hielt neben dem Stein an, der aussah, als wäre er aus Holz. Und das tat er wirklich, als wäre er ein Stück Treibholz, das von den Wellen glatt gerieben worden war. Wells ließ seinen Reiseführer fallen. Als er sich

bückte, um ihn aufzuheben, sah er sich prüfend um, auf der Suche nach einem Flash Drive, einem Mobiltelefon oder auch nur einem winzigen Zettel, den jemand zufällig bei dem Stein verloren hatte. Nichts. Er sah auf die Uhr: 12:00. In ein bis zwei Minuten würde er weiterschlendern und den Garten verlassen.

Dann ...

»Hey, Mister!« Ein Kind spazierte in den Garten und winkte ihm zu. *Ein Kind?*

Caos Anweisungen entsprechend, trug Wells ein grünes T-Shirt als Erkennungsmerkmal. Auch das Kind, das nun auf ihn zukam, trug ein grünes T-Shirt. »Mr Green«, sagte das Kind.

»Ist das ein Scherz?« Wells konnte es nicht glauben. War das Teil des Plans? Warum verhafteten sie ihn nicht gleich?

»Kein Scherz«, sagte das Kind. »Sie Amerikaner, tragen Grün. Sie Mr Green, richtig? Ich treffe Sie bei Stein wie Holz.« Das Kind schien die Situation zu genießen. »Ich kenne Codewort«, sagte es.

Irgendwo jenseits der Wände des Hofes rief ein Mann etwas auf Chinesisch. Daraufhin ließen die Studenten ihre Zeichenblöcke fallen und gingen auf ihn zu.

»Sag es mir«, sagte Wells.

»Ghost.«

»Du bist verrückt, Kleiner.«

»Für Sie.« Das Kind griff in seine Tasche und zog etwas hervor, das kaum größer war als eine Packung Kaugummi. Ein Flash Drive. Es gab ihn Wells und rannte davon. Allerdings kam es nicht weit. Die Studenten schnappten es mit groben Händen. Dann hörte Wells hinter sich Schritte. Als er sich umdrehte, erblickte er die größten Chinesen, die er je gesehen hatte. Sie waren so groß und muskelbepackt wie die Power Forwards der NBA. Als sie nach ihm griffen, schlossen sie einfach ihre fleischigen Hände um ihn. Er versuchte erst gar nicht, sich zu wehren. Ein weiterer Mann folgte. Und während die Hünen Wells die Arme hinter den Rücken bogen, griff der dritte Mann in seine Tasche und zog eine schwarze Segeltuchkapuze hervor.

»Warten Sie ...«, sagte Wells. Aber in diesem Augenblick wurde die Welt um ihn herum bereits schwarz und der Strick in seinem Nacken festgezogen.

Die dunkelblaue Boje, die ungefähr die Größe eines Basketballs besaß, tauchte an der Oberfläche des Ostchinesischen Meers auf und sandte ein elektronisches Signal in die Atmosphäre. Einen Sekundenbruchteil später registrierte *Bei*, ein Satellit in fünfunddreißigtausend Kilometer Höhe, die elektronische Signatur der Boje und antwortete mit seiner eigenen verschlüsselten Übertragung.

So schnell hatte die *Xian*, das neueste U-Boot der chinesischen Flotte, mit seinen Vorgesetzten an Land Kontakt aufgenommen – während es selbst einhundertfünfzig Meter unter der Meeresoberfläche blieb und nur durch ein Glasfaserkabel mit der Boje verbunden war. Dies war die fortschrittlichste Technologie weltweit. Allen vergleichbaren Systemen an Bord amerikanischer U-Boote eine Generation voraus. Dank eines Netzwerks chinesischer Satelliten in einem erdnahen Orbit, die mit *Bei* über ein Kontrollzentrum in der Nähe von Peking verbunden waren, konnte die *Xian* sogar Echtzeitvideos von allen Schiffen auf dem westlichen Pazifik bekommen.

Selbstverständlich musste die *Xian* sorgfältig darauf achten, nicht zu lang verbunden zu bleiben. Die USA überwachten die chinesischen Satelliten, und nach ein paar Sekunden könnten die amerikanischen Signalerkennungsgeräte in Guam, Okinawa und Alaska beginnen, den Aufenthaltsort der Boje zu lokalisieren. Um sich zu schützen, kontaktierte die *Xian* den Satelliten *Bei* nur zweimal pro Tag.

Die Satellitenverbindung hatte sich jedoch bereits als außerordentlich nützlich erwiesen, dachte Kapitän Tong Pei. Vor allem jetzt, wo die amerikanischen Schiffe nach der *Xian* und jedem anderen chinesischen U-Boot Ausschau hielten. Dank der Satellitenverbindung konnte die *Xian* auch dann noch Befehle erhalten, wenn sie sich am Boden der Thermokline verbarg – jener Schicht, in der die Temperatur des Meeres rasch absank. Weil der Temperaturwechsel die Ausbreitung von Schallwellen störte, war die *Xian* dort schwerer aufzuspüren.

Bevor Tong das Kommando der *Xian* übernahm, hatte er schon nahezu zwei Jahrzehnte lang Jagd-U-Boote befehligt. Er war der erfahrenste U-Boot-Kommandeur der chinesischen Flotte. Aber er hatte noch nie ein Boot aus der Ferne gesteuert, wie nun die *Xian*. Und er hatte noch nie

eine Mission wie diese geleitet.

Vor zwölf Stunden, um 1:00 Uhr, hatte Tong die ersten Befehle für diese Operation erhalten. Er erwartete, dass die eben erhaltene Übertragung die endgültige Bestätigung enthalten würde. Er war froh, dass durch die beiden getrennten Befehle eine gewisse Ausfallsicherheit garantiert war. Man könnte nicht behaupten, dass er nervös war, zumindest nicht direkt nervös, aber was er im Begriff stand zu tun, würde auf der gesamten Welt widerhallen, und er wollte mit absoluter Sicherheit einen Fehler ausschließen.

Die *Xian* war das dritte chinesische U-Boot der neuen Schanghai-Klasse und das bei Weitem fortschrittlichste, das China je gebaut hatte. Bis vor wenigen Jahren war Chinas Armee auf leckende Schiffe, rostende U-Boote und Kampffjets angewiesen gewesen, deren grundlegender Bauplan noch aus dem Koreakrieg stammte. China hatte sich geweigert, bei Besuchen amerikanischen Generälen ihre Waffen zu zeigen aus Angst, dass diese angesichts der Schwäche des Landes verächtlich schnauben würden.

Auch heute hielt China seine Schiffe und Jets geheim. Allerdings wollte das Land nun seine Stärke verbergen. Chinesische Studenten studierten Ingenieurwesen, Software-Programmierung und Dynamik der Flüssigkeiten an den führenden Universitäten der USA. Einige blieben in Amerika und machten ein Vermögen in Silicon Valley. Aber die meisten kehrten heim, und von diesen arbeiteten nicht wenige für die chinesische Kriegsmarine, deren oberste Priorität es war, ein U-Boot zu bauen, das die amerikanische Flotte herausfordern konnte.

Chinas Konzentration auf den U-Boot-Krieg war eine pragmatische Entscheidung. Der Bau von Schiffen, die für die amerikanische Flotte eine Bedrohung darstellen könnten, würde mehrere Hundert Milliarden Dollar kosten. Das war mehr, als sich China – zumindest derzeit – leisten konnte. Selbst ein einziger atomgetriebener Flugzeugträger war ein zu kostspieliger Plan. Nicht einmal die Sowjetunion auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges und auch sonst kein Land hatten je versucht, den USA bei Flugzeugträgern Konkurrenz zu machen.

U-Boote waren wesentlich kostengünstiger. Hier handelte es sich um

Milliarden Dollar, anstelle von mehreren Hundert Milliarden Dollar. Außerdem konnte schon ein einziges U-Boot einer gegnerischen Flotte schwere Schäden zufügen. Im Zweiten Weltkrieg hatte ein einzelnes deutsches U-Boot siebenundvierzig Schiffe in weniger als zwei Jahren versenkt. Selbstverständlich würde die *Xian* nicht siebenundvierzig amerikanische Schiffe versenken, aber wenn sie auch nur eines beschädigte, könnte das Kräftegleichgewicht im westlichen Pazifik wiederhergestellt und die Amerikaner gezwungen werden, sich von der chinesischen Küste zurückzuziehen.

Es würde nicht leicht sein, ein amerikanisches Schiff auszuschalten. Seit der Schlacht um Midway im Zweiten Weltkrieg, als die USA die japanische Flotte dezimierten und im Pazifik auf den Siegespfad zurückkehrten, hatte niemand die amerikanische Navy ernsthaft herausgefordert. Der Zusammenbruch der Sowjetunion hatte nur ihre Führung verlängert. Ihre Flugzeugträger, Zerstörer, Kreuzer und atomgetriebenen Jagd-U-Boote waren die besten der Welt.

Aber wenn es ein U-Boot gab, das die amerikanische Verteidigungslinie erfolgreich durchbrechen konnte, dann war es die *Xian*. Dieses technisch fortschrittlichste Diesel-Elektro-U-Boot, das je gebaut worden war – sowohl in China als auch jedem anderen Land der Welt – war erst letzten Herbst zu Wasser gelassen worden. Lärmdämpfende reflexionsfreie Platten überzogen den Rumpf. Die Propeller mit den sieben schrägen Blättern ermöglichten es ihm, nahezu geräuschlos durch das Wasser zu gleiten. Und weil es mit einer neuen Generation von Elektrobatterien ausgestattet war, konnte es wochenlang unter Wasser bleiben.

Zudem hatten die Ingenieure der Volksbefreiungsarmee die zweite Kraftquelle der *Xian* bedeutend verbessert. Neben den Batterien verfügte das U-Boot über ein »luftunabhängiges Antriebssystem« auf Basis von Brennstoffzellen. Wenn die Batterien und Brennstoffzellen gleichzeitig liefen, konnten sie die *Xian* für kurze Zeit auf dreißig Knoten beschleunigen, das war beinahe so schnell wie amerikanische Atom-U-Boote.

Die Chinesen hatten darüber hinaus fast zu den Elektronik- und Sonarsystemen aufgeschlossen, die die amerikanische Navy verwendete. Die Computer der *Xian* arbeiteten mit hoch entwickelter Geräuschfilter- und Geräuscherkennungssoftware, wodurch es die Sonaroperatoren der

Xian erstmals mit den amerikanischen U-Booten aufnehmen konnten. Über die Satellitenverbindung konnte die *Xian* zudem regelmäßig die aktuelle Position von Schiffen erfahren, die weit außerhalb der Reichweite ihres eigenen Sonarsystems lagen. Diese Kombination bedeutete, dass die *Xian* auch jenen U-Booten und Fregatten ausweichen konnte, die den äußeren Kordon des amerikanischen Flottenverbandes bildeten, und auf Torpedoreichweite zu den großen Fischen gelangen konnte, den Zerstörern, Kreuzern und Flugzeugträgern, die das Herzstück der amerikanischen Flotte darstellten. Und in diesem Punkt wartete die *Xian* mit einer weiteren unangenehmen Überraschung für die amerikanische Navy auf.

Im Inneren der *Xian* las Tong den Befehl ein letztes Mal durch, ehe er ihn in die Tasche steckte. »Boje einziehen«, sagte er leise zu seinem Kommunikationsoffizier. Dann wandte er sich an seinen Einsatzoffizier: »Irgendwelche Änderungen in der Richtung des Zielobjekts?«

»Nein, Kapitän. Immer noch auf eins-acht bei zwanzig Knoten« – direkt nach Süden, auf die *Xian* zu, die nach Norden steuerte – »bei fünfzehn Knoten. Entfernung jetzt siebzig Kilometer.«

»Bringen Sie uns auf sechzig Meter« – das war in der Mitte der Thermokline.

»Ja, Kapitän.« Der Einsatzoffizier berührte den Touchscreen vor sich mehrmals, und schon begann die *Xian* aufzusteigen, aber so anmutig, dass Tong das Steigen kaum fühlte.

»Setzen Sie uns auf Kampfstatus.«

»Ja, Kapitän.« Der Offizier berührte den Schirm noch dreimal. Im gesamten U-Boot wechselten die LCD-Tafeln von beständigem Grün auf blinkendes Gelb als Warnung an die Mannschaft der *Xian*, dass ein Angriff unmittelbar bevorstehen könnte und dass Stille – die in einem U-Boot immer von Bedeutung war – nun noch wichtiger war als je zuvor.

»Und bereiten Sie die Typhoons für den Abschuss vor.«

Tong fühlte die Überraschung im Raum, als er die Worte aussprach. Der Einsatzoffizier hielt einen Augenblick inne, nur eine Sekunde lang, ehe er antwortete.

»Die Typhoons. Ja, Kapitän.«

Im Kontrollraum herrschte nun fast ungebrochene Stille. Auf seinem Kontrollmonitor sah Tong, wie die *Xian* langsam zur Oberfläche aufstieg: 150 Meter ... 140 ... 130 ... Offiziere und Mannschaft bewegten sich mit äußerster Präzision, keine vergeudeteten Bewegungen, nicht einmal ein vergeudeter Atemzug, und doch war die Erwartung in dem überfüllten Raum greifbar. Diese Männer wussten genau, was sie im Begriff standen zu tun. Und sie waren bereit dazu.

Zwanzig Minuten später leuchtete Tongs Monitor kurz rot auf, um anzuzeigen, dass sie nun nur noch zwanzig Kilometer vom Zielobjekt entfernt waren – und hiermit in Reichweite für die Typhoons. Die *Xian* war mit zwei Torpedos ausgerüstet, der chinesischen Version der russischen VA-111 Schkwäl.

Obwohl man die Schkwäl als Torpedos bezeichnete, waren sie im Grunde Kurzstrecken-Cruise-Missiles, die auf Schiffe gerichtet waren. Den Russen war es nie gelungen, sie voll funktionsfähig zu machen. Ihr komplexer Aufbau überstieg die Möglichkeiten der primitiven Computer, die in den Siebziger- und Achtzigerjahren zur Verfügung standen, als die Russen mit der Entwicklung begannen. Sie liefen oft über ihr Steuerungssystem hinaus und verpassten ihr Ziel bei Weitem. Außerdem hatten sie die unangenehme Angewohnheit, eine Kehrtwendung zu machen und wieder auf das U-Boot zuzusteuern, das sie abgefeuert hatte. Als das russische Atom-U-Boot *Kursk* im Jahr 2000 in der Barentssee sank, kamen Gerüchte auf, dass der Unfall durch eine Fehlfunktion einer Schkwäl verursacht worden sei. Allerdings wurden diese Gerüchte nie bewiesen. Was auch immer die wahre Ursache gewesen sein mochte, so beendeten die Russen nach dem Untergang der *Kursk* ihr Entwicklungsprogramm für die Schkwäls.

Trotz dieser Probleme hatten Chinas Admiräle das Potenzial der Schkwäls erkannt, als sie nach einer geeigneten Waffe suchten, die imstande wäre, die amerikanische Flotte zu überwältigen. In einem Geheimlabor außerhalb von Schanghai hatten ihre Schiffsfahrtsspezialisten fünf Jahre darauf verwendet, die Steuerungssysteme und den Antrieb der Raketen neu zu entwickeln. Und

sie hatten Erfolg. In den Tests, die in den letzten beiden Jahren vor Hongkong durchgeführt wurden, hatte der Typhoon bewiesen, dass er auch auf eine Distanz von fünfundzwanzig Kilometern sein Ziel erreicht. Bei diesen Zielobjekten hatte es sich jedoch um ausgediente Öltanker gehandelt und nicht um amerikanische Zerstörer mit den modernsten Torpedoabwehrsystemen der Welt. Niemand in der chinesischen Kriegsmarine wusste, wie sich der Typhoon im Kampfeinsatz bewähren würde.

Das werden wir bald herausfinden, dachte Tong.

»Verringern Sie die Geschwindigkeit auf zehn Knoten«, sagte er.

»Ja, Kapitän.«

»Haben wir eine endgültige visuelle Bestätigung?«

Der Einsatzoffizier berührte erneut seinen Schirm, und da war es: ein Aufklärungsfoto direkt von dem Satelliten über ihnen, mit der Zeitangabe von 12:55 Uhr. Das große graue Schiff durchschnitt beständig die Wellen, wobei die Auflösung des Fotos so gut war, dass man sogar die großen weißen Ziffern »73« an der Seite des Schiffes sehen konnte.

Die DDG-73. Die USS *Decatur*.

Tong bewunderte die Präzision, mit der seine Kommandeure diese Mission geplant hatten. Trotz des Fortschritts, den China allgemein erzielt hatte, glaubten die USA immer noch, China sei eine arme rückständige Nation, der man keinen Respekt erweisen müsse. Die *Decatur* hatte zweiundzwanzig Chinesen getötet, und die USA hatten sich dafür nicht einmal entschuldigt.

Heute würde China seine Rache bekommen. Die *Xian* würde einen Typhoon abfeuern, der den Zerstörer schwer beschädigen, aber nicht versenken würde. Auge um Auge, wie die Amerikaner sagten. Und die Amerikaner würden lernen, was sie bereits wissen sollten: dass sie die Volksrepublik als Ihresgleichen behandeln mussten.

»Verringern Sie die Geschwindigkeit auf drei Knoten.« Die Typhoons hatten nur eine große Schwäche. Man konnte sie erst abschießen, wenn die *Xian* beinahe stillstand. Aber weil die *Decatur* keine Ahnung davon hatte, dass sich die *Xian* in der Nähe befand, war die Geschwindigkeit des U-Bootes kaum von Bedeutung.

»Ja, Kapitän.« Die *Xian* verlangsamte spürbar ihre Fahrt.

»Machen Sie sich bereit, auf meinen Befehl auf zweihundert Meter abzutauchen.« Unabhängig davon, ob der Torpedo traf oder nicht, Tong hatte nicht die Absicht, nach dem Abschuss hier zu verweilen. Die Amerikaner erwarteten, dass er nach Westen floh, auf die chinesische Küste zu. Stattdessen plante er, die *Xian* nach Südosten zu steuern, hinaus auf den offenen Ozean, und auf die Fähigkeit des U-Bootes zu vertrauen, geräuschlos verharren zu können.

In der Kommandozentrale hörte man nur vereinzelt gedämpfte Stimmen. Alle sahen zu Lieutenant Han hinüber, dem Feuerleitoffizier. Tong nickte Han zu. »Feuer.«

»Unterwegs«, sagte Han leise.

Als die Typhoon ihr Rohr verließ, bewegte sich die *Xian* leicht. Tong hörte das Summen der Unterwasserrakete, während sie beschleunigte – vielleicht fühlte er es aber auch nur. Einige der Männer hoben zögernd den Daumen als Zeichen ihrer Genugtuung, aber Tong lächelte nicht einmal. »Jetzt tauchen«, sagte er. Später blieb ihnen immer noch genug Zeit, um das zu genießen, was sie eben getan hatten. Sofern sie überlebten.

Siebzig Meter über der *Xian* und sechzehn Kilometer nördlich von ihr saß Captain Henry Williams in der Operationszentrale der *Decatur*. Er war froh, weit von der Küste entfernt und außerhalb der Reichweite chinesischer Kapitäne zu sein, die aus Rache für den Unfall der vergangenen Woche versuchen könnten, sein Schiff zu rammen.

Die Navy hatte die Voruntersuchung des Zusammenstoßes abgeschlossen. Wie Williams vermutet hatte, war man zu der Ansicht gelangt, dass er nichts falsch gemacht hatte. Dennoch waren die Tage nach dem Unfall schwierig gewesen. Williams verstand nicht, warum es eine Gruppe von Studenten für eine gute Idee gehalten hatte, mit einem amerikanischen Zerstörer Spielchen zu spielen.

Nun zog die *Decatur* Schleifen im Ostchinesischen Meer, und Williams verbrachte die Wartezeit zum Teil auf seinem eigenen Schiff und zum Teil auf der *Reagan*, wo er sich drei Mal mit den internen Prüfern der Navy getroffen hatte. Er hatte sogar die hübsche Reporterin der *Los Angeles Times* verloren, der es nach einigen Tagen zu langweilig

geworden war, stets nur im Kreis zu fahren, sodass sie auf die *Reagan* zurückgekehrt war. Vermutlich war das besser so, dachte Williams verdrießlich. Weder er noch seine Männer glaubten, den Unfall verursacht zu haben, aber der Tod von zweiundzwanzig Zivilisten wirkte sich keineswegs positiv auf die Moral aus. Selbst die Offiziere in der Operationszentrale schienen sich nur noch mit drei Viertel ihrer Normalgeschwindigkeit zu bewegen. Vielleicht sollte er ein Treffen einberufen, um seinen Männern zu versichern, dass sie nichts falsch gemacht hatten.

Als der Torpedoalarm losging, war Williams augenblicklich voll konzentriert. Das musste ein Fehllarm sein, dachte er. Kein chinesisches U-Boot könnte ihnen nahe genug kommen, um einen Torpedo abzuschießen, ohne von seinen Sonaroperatoren aufgespürt zu werden. Lieutenant Umsle, der Waffenoffizier der *Decatur*, hatte neben Williams bereits zum Telefon gegriffen. »Das Sonarsystem bestätigt den Abschuss, Sir.«

Innerhalb eines Sekundenbruchteils war die Moral auf dem Schiff Williams geringstes Problem geworden. »Alle Mann auf Gefechtsstation!«, sagte er. »Augenblicklich!«

Eine Sirene heulte durch das Schiff. »Alle Mann auf Gefechtsstation! Das ist keine Übung!«

Umsle hörte noch einige Sekunden zu, ehe er auflegte. »Die gute Nachricht ist, dass wir genügend Zeit haben sollten. Er ist noch weit draußen. Zwanzigtausend Meter.«

Selbst ein schneller Torpedo legte nur fünfundvierzig Knoten pro Stunde zurück, was etwa eintausenddreihundert Metern pro Minute entsprach. Der *Decatur* blieben zumindest fünfzehn Minuten für Ausweichmanöver, und vermutlich würde dem Fisch der Treibstoff ausgehen, ehe er die *Decatur* erreichte. Offenbar hatte der chinesische Kapitän so große Sorge, entdeckt zu werden, dass er es nicht gewagt hatte, den Torpedo aus der Nähe abzuschießen.

»Volle Kraft auf die Turbinen und hart backbord«, befahl Williams. Zunächst galt es, sein Schiff zu retten. Dann konnte die Navy Jagd-U-Boote in die Region verlegen, um das chinesische U-Boot außer Gefecht zu setzen, das so töricht gewesen war, zu diesem hoffnungslosen Schlag auszuholen.

»Ja, Sir.« Ein machtvoller Ruck ging durch das Schiff, als die Maschinen zu ihrer Spitzenleistung anliefen.

Erneut läutete Umsles Telefon. Nachdem er einen Augenblick zugehört hatte, gab er Williams den schwarzen Hörer. »Das müssen Sie sich selbst anhören, Sir.«

»Sir«, meldete sich Terry Cyrus, der Sonarchef der *Decatur*. »Wir erhalten eine ungewöhnliche Meldung. Wie es aussieht, läuft dieser Teufel mit zweihundertfünfzig Knoten.«

»Das ist unmöglich.«

»Ich weiß. Aber es ist so.«

Ein Schkwäl? Das wäre doch ein russischer Torpedo, außerdem funktionierte er nicht.

»Sind Sie sicher?«

»Absolut, Sir. Die Systeme laufen einwandfrei. Ein Fehler ist ausgeschlossen.«

»Ist er auf uns gerichtet?«

»Das ist noch unklar. Er könnte einen Zweistufenantrieb haben.« In anderen Worten würde der Torpedo, sobald er in die Nähe der *Decatur* gekommen war, zu einem konventionellen Torpedo mit akustischer Zielverfolgung werden.

»Okay. Angenommen, er ist auf uns gerichtet, wie viele Minuten sind es bis zum Einschlag?«

»Drei.«

Drei Minuten. »Danke, Chief.« Williams wandte sich an Umsle. »Rufen Sie den ausführenden Offizier an« – den Stellvertreter des Kommandierenden Offiziers der *Decatur*, der sich derzeit auf der Brücke befand – »und sagen Sie ihm, dass er die Schadenteams zusammenrufen soll für einen Einschlag in drei Minuten. Wir werden diesem Ding nicht davonlaufen können.«

Die nächsten Minuten schienen in einem einzigen Atemzug zu vergehen. Die Torpedo-Rakete, oder wie man sie auch nennen sollte, kam beständig näher. Auch die Tatsache, dass sie blind zu laufen schien und nicht ihren Kurs änderte, um die *Decatur* zu verfolgen, beruhigte Williams nicht. Sobald sie nahe genug war, würde sie sicher auf ein

zweites Steuerungssystem umschalten. Als der Torpedo nur noch drei Kilometer von der *Decatur* entfernt war, tauchte er kurz auf, korrigierte seinen Kurs und steuerte nun auf den Zerstörer zu.

Williams wusste nicht, dass der Typhoon mit einem GPS-System und einem Satelliten-Transceiver ausgerüstet war, der ihn mit dem Satelliten *Bei* über ihm verband und es ihm ermöglichte, die *Decatur* mühelos aufzuspüren. Das Schleppsonar der *Decatur*, das ein geräuschvolles »Kielwasser« erzeugte, um einen konventionellen Torpedo mit akustischer Zielverfolgung zu verwirren, hatte keine Chance, den Typhoon zu stoppen.

Sobald der Torpedo seinen Kurs korrigiert hatte, akzeptierte Williams das Unausweichliche. Jetzt galt es, sich darauf zu konzentrieren, die Männer zu retten. »Turbinenraum evakuieren«, befahl er Umsle. Die Maschinenräume befanden sich in der Nähe der Wasserlinie und waren mit schwerem Gerät gefüllt – somit zählten sie zu den verwundbarsten Stellen eines Schiffes. »Und fordern Sie alle anderen auf, sich für den Einschlag anzuschneiden.«

Nur eine Sekunde lang gestattete sich Williams zu beten. O Gott, bitte mach, dass es ein Blindgänger ist.

Aber dieser Torpedo war kein Blindgänger.

Die Explosion riss knapp oberhalb der Wasserlinie ein Loch von vier Metern Durchmesser in den aus halbzolldicken Stahlplatten bestehenden Rumpf des Zerstörers. Einige Augenblicke lang herrschte Chaos. Das achttausend Tonnen schwere Kriegsschiff bebte durch die Wucht des Einschlags. Dann begann das Schiff zu krängen. Wasser drang tosend durch das Loch in den Panzerplatten und flutete den Turbinenraum. Elf Seeleute starben bei der Explosion, weitere sechs wurden ins Meer geschwemmt, ihre Leichen nie geborgen. Treibstoff ergoss sich aus einer Leitung, die durch die Explosion aufgerissen war, und entzündete sich in zwei kleinen Feuern.

Williams war stolz darauf, wie seine Mannschaft und das Schiff auf die Explosion reagierten. Die jahrelangen Katastrophenübungen hatten sich bezahlt gemacht. Innerhalb von drei Minuten hatten die Feuerwehrteams der *Decatur* die beiden Feuer gelöscht, die die größte Bedrohung für die Unversehrtheit des Schiffes darstellten. Innerhalb von sieben Minuten waren die Schotte geschlossen und Williams hatte einen ersten

Schadensbericht erhalten. Fünf Minuten später hatte man die Matrosen mit den schwersten Verletzungen geborgen und zur medizinischen Erstversorgung in die Krankenstation gebracht, wo sie auf den Hubschraubertransport auf die *Reagan* warteten.

In diesem Augenblick erlaubte sich Williams erstmals, darüber nachzudenken, was die Chinesen getan hatten. Das U-Boot war verschwunden. Die Explosion hatte die Sonaranlage der *Decatur* beschädigt, und selbst wenn es ihnen möglich gewesen wäre, das U-Boot aufzuspüren, war Williams nicht in der Lage, die Verfolgung aufzunehmen. Nicht mit diesem angeschlagenen Schiff, nicht angesichts eines geräuschlosen U-Boots und nicht angesichts eines mysteriösen Supertorpedos. Die Navy jedoch hatte bereits mit der Suche nach dem U-Boot begonnen und ein halbes Dutzend Schiffe und drei Jagd-U-Boote an die letzte bekannte Position entsendet. Williams fragte sich, ob sie es finden würden. Das U-Boot hatte sich an seine Sonaroperatoren herangeschlichen und dies, obwohl sie bei allen Tests innerhalb der Navy immer überdurchschnittliche Ergebnisse erzielt hatten. Offenbar hatten die Chinesen ihre Technologie in den letzten Jahren deutlich verbessert. Die Flotte müsste nun hier draußen wesentlich vorsichtiger sein, so viel wusste Williams.

Und er wusste noch etwas: Selbst mit neuen Torpedos, neuen U-Booten, neuen Was-auch-immer hatten die Chinesen heute einen gewaltigen Fehler begangen. Glaubten sie tatsächlich, dass die USA sie nicht strafen würden für das, was sie getan hatten?

Wells wachte schlagartig auf.

Augenblicklich wünschte er, er hätte es nicht getan. Seine rechte Schulter, die er sich in Afghanistan ausgerenkt hatte, brannte wie glühende Lava. Er verdrehte den Kopf, um sich umzusehen und eine Bestandsaufnahme zu machen. Er schien ... er schien über dem Boden zu hängen wie ein Schwein im Schlachthof. Seine Handgelenke waren gefesselt und hingen über seinem Kopf an einer dicken Stahlkette, die hinter ihm an der Wand befestigt war. Seine Knöchel waren nach hinten gezogen, sodass sie auf derselben Höhe hingen wie seine Taille, und mit Fußfesseln direkt an die Wand gekettet. Seine Knie und Schultern trugen sein gesamtes Gewicht, während sein Körper vornübergeneigt über dem Betonboden schwebte. Würde man seine Arme losmachen, würde er mit dem Kopf aufschlagen, noch ehe er mit den Händen den Fall abstützen könnte. Er versuchte, still zu halten. Schon die geringste Bewegung verursachte ihm stechende Schmerzen in der Schulter, in der eine Sehne nach der anderen Feuer zu fangen schien.

Wells sah sich im Raum um. Hose, T-Shirt, Schuhe und Socken hatte man fein säuberlich in einer Ecke auf den Boden gelegt. Die schwarzen Boxershorts mit Halloween-Muster hatte man ihm belassen. Exley hatte versucht, ihn zu einem Wechsel von Boxershorts zu Slips zu bewegen, die ihm ausgezeichnet stehen würden, wie sie ihm versicherte. Das war jedoch ihr einziger Versuch geblieben, seine Kleidung ein wenig auf Vordermann zu bringen. Jetzt war er froh, dass er sich geweigert hatte. Allerdings hätten die engen Slips vermutlich weniger lächerlich gewirkt als die grinsenden Kürbislaternen. Süßes, sonst gibt es Saures. Wie wahr. Welche Unterwäsche trug man am besten zu einer Folterung? Wells vermutete, dass dies eine Frage war, auf die es keine Antwort gab.

Schwarz war eine gute Wahl, darauf sah man das Blut nicht.

Bis zu einem gewissen Grad bewunderte er diese Aufhängung. Seine Peiniger gelangten auf diese Weise an sein Gesicht, seine Beine, seinen Hals und alles andere, ohne ihn dafür umdrehen zu müssen. An ein Entkommen war nicht zu denken. Die Fesseln waren so eng, dass er Hände und Füße kaum spürte. Er würde hier so lange hängen, wie sie ihn hängen ließen. Oder bis er starb.

Auch die Zelle rund um ihn hatte wenig Aufmunterndes zu bieten. Es war ein quadratischer Raum von sieben Metern Seitenlänge, der spärlich mit Holzstühlen ausgestattet war. Ohne Fenster, selbstverständlich. Die Wände waren weiß gefliest und der Boden ein Durcheinander von schwarzen Flecken als Erinnerung an vergangene Qualen. In der Mitte des Bodens war ein Ablauf, um Blut und Erbrochenes leichter zu entfernen. Der saure Geruch war eine Mischung aus Umkleidekabine und Schlachthof. Das einzige beruhigende Element war die Sicherheitskamera in der Ecke, deren schwarz umrahmte Linse im Raum langsam ihre Kreise zog.

An der gegenüberliegenden Seite der Zelle befand sich eine breite Stahltür mit einem winzigen Guckloch. Wells hörte keinen Laut der Außenwelt. Vermutlich waren die Wände schalldicht. Er wusste nicht, wo er sich befand, und ob es Tag war oder Nacht. Allerdings hatte er das Gefühl, dass seit seiner Verhaftung nicht allzu viel Zeit vergangen war. Sobald man ihn aus dem Hof gebracht hatte, hatte man ihn mit einem schnell wirkenden Betäubungsmittel außer Gefecht gesetzt. Vielleicht mit demselben Zeug, das er für Kowalskis Männer verwendet hatte. Wells' Magen verkrampfte sich. Shafer hatte recht. Cao Se war ein verräterischer Bastard. Möglicherweise hatte aber auch der Maulwurf Wells irgendwie angekündigt. Auf jeden Fall wussten die Chinesen, dass er kommen würde. Jetzt musste er seine Bestrafung entgegennehmen und an seiner Geschichte festhalten.

James Wilson. Siebenunddreißig. Seine erste Reise nach China. Prunetime.com. Er war hier, um Programmierer anzuwerben. Ein Apartment auf zwei Ebenen mit drei Schlafzimmern. Palo Alto. Eine Ehefrau. Jennifer, Ärztin. Zwei Kinder, in der Grundschule. Amanda und Jim Jr. Blaue Hemden mit Button-down-Kragen und khakifarbene Hosen mit Bügelfalte. In seiner Freizeit lief er Marathons. Ein Abschluss in Informatik an der University of Illinois. Der größte Fehler seines Lebens: Im Jahr 2001 hatte er ein Stellenangebot von Google abgelehnt. Zumindest der größte Fehler bis heute. Er wusste nicht, was er getan hatte, aber all dies hier war ein Missverständnis. Sie mussten ihn laufen lassen.

Würden sie ihm glauben? Auf keinen Fall, dachte Wells. Aber vielleicht konnte er Zweifel wecken, ihr Tempo ein wenig drosseln. Vielleicht konnte er sie dazu bewegen, die Botschaft zu informieren und Diplomaten einzuschalten.

Wells wusste, dass er nicht verdiente, was ihm bevorstand. Gleichzeitig fragte er sich, ob er es auf gewisse Weise nicht doch verdiente. Als ausgleichende Gerechtigkeit für die Menschen, die er im Lauf der Jahre getötet hatte. Oder vielleicht auch für etwas mehr: für die Art und Weise, wie sich sein Land von den Genfer Konventionen abgewendet hatte. Für Abu Ghraib und die geheimen Gefangenen, deren Namen die CIA nie an das Rote Kreuz weitergeleitet hatte. Für die Wasserbehandlungen, die Taser und die Folterungen, die nach Meinung von Anwälten keine Folterungen waren. Für den Wahnsinn, der im Irak Fuß gefasst hatte seit der Invasion, für die unzähligen Männer, Frauen und Kinder, die gestorben waren, weil die Narren im Weißen Haus die Mission im Jahr 2003 für beendet erklärt hatten. Und für die Tausenden von Soldaten, die in Stücke gerissen worden waren, weil Generäle, die im Pentagon in Armstühlen saßen, glaubten, gepanzerte Humvees seien ein Luxus und keine Notwendigkeit. Für alles, was in den verlorenen Tagen seit dem elften September passiert war.

Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet. Was für ein unsinniger Gedanke. Er war nicht Amerika, und die Qualen, die ihm bevorstanden, waren echt und nicht metaphorisch. Trotzdem hielt Wells daran fest, dass ihm das gebührte, was ihm nun bevorstand.

Er wusste nicht, wie er es sonst ertragen sollte.

Als die Tür an der gegenüberliegenden Seite aufglitt, traten die beiden Hünen ein, die ihn in dem Garten gepackt hatten. Sie waren mit T-Shirt und Sporthose bekleidet, als gingen sie zum Training. Allerdings trugen sie auch Latexhandschuhe, billige Gummistiefel und zwei identische Leinentaschen. Von ihren Gürteln baumelten metallene Schlagstöcke. Drei weitere Männer folgten. Wells erkannte alle. Der erste war jener Mann, der ihm die schwarze Kapuze über den Kopf gezogen hatte. Die anderen beiden Männer hatte er nur auf Fotos gesehen. Sie trugen die Uniform der Volksbefreiungsarmee mit Sternen auf dem Kragen.

Cao Se. Und Li Ping.

Li und Cao warteten im rückwärtigen Bereich des Raumes schweigend, während der dritte Mann in der Tasche kramte, die er bei sich hatte.

Wells versuchte zu begreifen, warum Cao hier war. Wollte er den Narren sehen, den er in die Falle gelockt hatte? War seine Anwesenheit ein Signal für Wells, dass er gestehen solle, dass die Chinesen bereits alles wussten und es sinnlos war, nicht zu gestehen? Aber warum sagte er das nicht einfach? Warum spielte er dieses brutale Spiel? Oder wollte Cao Wells wissen lassen, dass er nicht allein war, dass Cao immer noch auf der Seite der Amerikaner stand und gekommen war, um ihn zu retten? Vielleicht, aber es gab viele Möglichkeiten. Welche davon die richtige war, würde er erst herausfinden, wenn Li und die anderen gegangen waren und er mit Cao allein war. In der Zwischenzeit musste Wells die Rolle des verängstigten amerikanischen Touristen weiterspielen, was nicht allzu schwierig sein sollte.

»Ich weiß nicht, was ihr Kerle glaubt, aber ihr macht einen Fehler«, sagte Wells. »Hört mir zu.«

Niemand antwortete ihm. Der dritte Mann zog eine schwarze Schatulle aus der Tasche, die kaum größer war als ein Brillenetui. Er trat an Wells heran und hielt ihm die Schatulle geöffnet vor die Augen, damit er sehen konnte, was darin war.

Ein kleines Set Zangen und drei Skalpelle. Die Stahlklingen schimmerten im Licht. Wells' Magen verkrampfte sich erneut. Setz auf die Angst, sagte er sich. Jeder Zivilist in deiner Lage würde sich zu Tode fürchten. Also bettle. »Bitte, tut mir das nicht an.«

Wieder griff der Mann in die Tasche. Diesmal zog er einen rot bemalten Metallkanister heraus, der wie eine übergroße Bierdose mit Ausgießer an der Oberseite aussah. Als er auf einen Knopf an der Seite der Dose drückte, schoss eine blaue Flamme mit leisem Zischen hervor. Eine Miniaturazetylenlampe, wie sie Schweißer für kleine Arbeiten verwendeten. Der Mann drehte an der Düse, bis die Flamme in kräftigem Blau strahlte und ungefähr sieben Zentimeter lang war. Dann schaltete er sie ab und legte sie mit der Skalpellschatulle auf einen Klappstuhl.

»Ich sage Ihnen. Das ist ein Missverständnis.«

Der Mann griff nochmals in die Tasche. Diesmal hielt er den Flash Drive hoch, den der Junge Wells in dem Garten gegeben hatte. Li Ping schritt

rasch durch die Zelle und schlug Wells in einer einzigen geschmeidigen Bewegung in die Rippen, direkt auf den Solarplexus. Einmal, ein zweites Mal, ein drittes Mal – und danach noch drei weitere Male.

In Anbetracht der Tatsache, dass Li schon über sechzig war, schlug er hart zu, dachte Wells. Da er den flachen, muskulösen Bauch eines Boxers hatte, schmerzten ihn die Hiebe selbst nicht allzu sehr. Aber mit jedem Hieb wurde er auch zur Seite gedreht, sodass ein stechender Schmerz durch seine verletzte Schulter jagte. Li und die Männer um ihn beobachteten ihn wortlos. Sie befanden sich auf einem anderen Planeten, in einem anderen Universum, in einem, in dem kein Schmerz existierte. Li nahm den Flash Drive von dem Mann, der ihn hochhielt. »Wer das gegeben?«, fragte er in gebrochenem Englisch.

»Ein Junge. In der Verbotenen Stadt. Das ist alles ein Missverständnis. Bitte, Sir, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber Sie müssen mir helfen.« Li sprach auf Chinesisch. »Er sagt, dass Sie genau wissen, wer er ist. Er ist Li Ping«, sagte der Mann, der den Flash Drive gehalten hatte, auf Englisch zu Wells. Er sprach mit einem schweren russischen Akzent. »Er ist der oberste Führer der Volksbefreiungsarmee. Er will, dass Sie wissen, dass er nicht gut Englisch spricht. Er wird Sie jetzt verlassen. Aber er wollte Sie persönlich sehen. Den amerikanischen Spion, der dumm genug war, am heutigen Tag in die Verbotene Stadt zu kommen.« Li sagte noch etwas. »Und er sagt, dass es ihm einerlei sei, ob Sie am Leben bleiben oder sterben. Dies ist Ihre letzte Chance, ihm die Wahrheit zu sagen. Wenn Sie dies tun, wird das chinesische Volk vielleicht Gnade walten lassen. Wenn nicht ...« Der Fragesteller schüttelte den Kopf.

»Sagen Sie ihm, dass ich schwöre, dass er einen Fehler macht ...« Der Fragesteller sagte ein paar Worte zu Li. »Okay«, sagte Li auf Englisch. »Ihre Wahl.« Dann ging er davon. In der Tür wandte er sich nochmals zu Wells um und machte die Bewegung des Halsabschneidens. Damit verließ er den Raum. Cao folgte ihm wortlos.

Sobald sich die Tür schloss, trat der Hüne vor, aber der Fragesteller winkte ab und griff in die Tasche. Trotz all seiner Fähigkeiten und trotz all der Dinge, die er schon gesehen und erlebt hatte, empfand Wells

Angst. Er riss sich zusammen. *Denk nach. Bleib ruhig. Sie wollen, dass du dir deine Qualen vorstellst, damit du dich selbst verletzt, bevor sie dich verletzen.*

Der Fragesteller fischte ein Blatt Papier aus der Tasche.

»Wie heißen Sie?«

»Jim Wilson. James Wilson ...«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ihren richtigen Namen, bitte.« Der Fragesteller hielt das Papier für Wells hoch. »Der Grund Ihres Aufenthaltes. Der Brief, den Ihre Botschaft vor einer Woche erhielt. Die Instruktionen sind sehr detailliert. Sie sollen am heutigen Tag in die Verbotene Stadt kommen. Das haben Sie getan. Sie sollen zu Mittag bei dem Stein warten, der aussieht wie Holz. Das haben Sie getan. Und schließlich sollen Sie ein grünes T-Shirt tragen.« Der Mann deutete in die Ecke, wo Wells T-Shirt lag.

»Zufall. Ich schwöre es.«

»Zufälle gibt es nicht in unserer Welt. Hören Sie mir zu. *Bitte.* Sie werden sich viele Qualen ersparen. Wissen Sie, wir haben die Verbotene Stadt heute sehr« – durch seinen russischen Akzent klang es wie »serrrrrr« – »sorgfältig überwacht, Mr Wilson. Zweiundzwanzig andere Amerikaner. Nicht ein einziger mit grünem T-Shirt.« Er hielt zwei Finger hoch. »Nur zwei besuchten den Stein. Gerry und Tim Metz aus New York.« Er hielt ein Polaroidfoto von zwei lächelnden Männern hoch, die beide über sechzig Jahre alt waren. »Sehen so Spione aus?«

»Ich weiß nicht, wie Spione aussehen?«

»Wissen Sie, wer ich bin?«

»Nein, Sir.«

»Mein Name ist Feng Jianguo. Ich bin Spezialist für derartige ... Diskussionen. Ich wünschte, wir könnten wie Männer sprechen, und gemeinsam Stück für Stück das Rätsel lösen, wer Sie sind. Aber General Li sagte mir, dass wir keine Zeit haben.«

Feng ging zu Wells hinüber, beugte sich vor und sah ihm direkt in die Augen.

»Verstehen Sie? Ich habe keine Zeit. Und ich muss drei Dinge wissen. Erstens Ihren Namen. Zweitens, was Sie bekommen sollten. Drittens, und das ist das Wichtigste, den Namen des Mannes, mit dem Sie sich treffen sollten.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen weiterhelfen.« Wieder stellte sich Wells dieselbe Frage. War es möglich, dass sie nicht wussten, dass er hier war, um Cao Se zu treffen? Oder wollten sie ihn in eine weitere, größere Falle locken, die er nicht erkennen konnte?

»Wenn Sie ehrlich sind, kann ich Ihnen trotzdem nicht versprechen, dass Sie am Leben bleiben werden. Nur Li kann das. Aber ich will Ihnen nicht unnötig wehtun.« Er hielt inne, als wüsste er, dass er Wells verlor.

»Wenn wir einmal begonnen haben, gibt es nur noch einen Weg ... auch wenn Sie uns bitten aufzuhören. Wie Sie wollen. Wir werden nicht aufhören. Denn wenn wir einmal begonnen haben, müssen wir sichergehen, dass wir Sie gebrochen haben. *Verstehen Sie, Mr Wilson?*«

»Ihr Englisch ist ausgezeichnet. Vermutlich halten Sie diese Ansprache häufig«, sagte Wells, ohne dem etwas hinzuzufügen.

Feng verzog keine Miene, während sich das Schweigen verlängerte.

Wells konzentrierte sich auf den Schmerz in seiner Schulter. Er hatte das unbändige Verlangen, sich in den Fesseln zu drehen, um die Qual selbst zu steigern, bevor es die Männer für ihn täten. Aber er hielt sich zurück. Ihn erwartete noch genug Schmerz. Er musste die Sache nicht beschleunigen.

Schließlich schüttelte Feng den Kopf, machte kehrt und steckte die Papiere in die Tasche.

»Ein schweigsamer Amerikaner«, sagte er. »Einer der wenigen. Umso schlimmer für Sie.«

Feng zog ein schwarzes Tuch aus der Tasche, stieg auf einen Stuhl und legte das Tuch über die Überwachungskamera. Dann versicherte er sich noch, dass die Linse auch gut abgedeckt war.

Die Hünen griffen in ihre Hosentaschen und zogen Messingschlagringe hervor, die sie sich wie Brücken quer über vier Finger steckten. Dann positionierten sie sich rechts und links von Wells. Feng setzte sich und fischte eine Flasche Cola aus der Tasche. Während er darauf wartete, dass die Show begann, nahm er schweigend einen Schluck.

»*Ave, Caesar, morituri te salutant*«, murmelte Wells. Diesen lateinischen Ausspruch hatten die Gladiatoren getätigt, ehe sie in den Ring stiegen:

»Heil dir, Kaiser, die dem Tod Geweihten grüßen dich.«

Dann begann die Qual.

Die Hünen wechselten einander ab. Der links von Wells schlug rasche, harte Rechts-Links-Rechts-Links-Kombinationen. Wenn er müde war, übernahm der andere, der zwar langsamer ausholte, aber kräftiger zuschlug mit langen Haken, die in Wells' Bauch und Rippen krachten. Sein Gesicht ließen sie unberührt.

Zunächst hatte Wells einen winzigen Vorteil durch das Adrenalin, das er während Fengs Rede angesammelt hatte. Er hielt die Bauchmuskeln so lange gespannt, wie nur möglich, und atmete nur, wenn die Männer nicht zuschlugen. Aber dann verdrehte sich sein Körper in den Fesseln und seine Schulter sprang aus dem Gelenk. Nur für eine Sekunde verlor er die Konzentration. Aber schon traf ihn ein Schlag unvorbereitet. Seine Muskeln gaben nach, und als die nächsten Schläge auf ihn einprasselten, bekam er keine Luft mehr ...

Schwarze Flecken füllten den Raum, während die teuflischen Männer weiter auf ihn einschlugen und er vergeblich nach Atem rang. Gott, noch nie hatte er solche Schmerzen gefühlt, aber das würde er ihnen nicht sagen ...

Dann tauchte der zersplitterte Kopf des Taliban-Kämpfers auf, den er in Afghanistan zerfetzt hatte. Er rollte wie ein Fußball umher und grinste ihn an, während er unablässig Unsinn schwatzte.

Gerade als sich Dunkelheit um ihn schließen wollte, um sein unter Sauerstoffmangel leidendes Gehirn von seinen Wahnvorstellungen zu erlösen, hörten die Schläge auf. Grausamkeit in Gestalt von Freundlichkeit. Sie traten zurück und sahen zu, wie er hilflos um sich schlug, wobei ihre quadratischen Gesichter unbeweglich blieben, als betrachteten sie ein Laborexperiment.

Wells konnte nicht atmen, er bekam sein Zwerchfell nicht mehr unter Kontrolle. Schließlich erinnerte er sich an den Trick. Er musste seine willkürliche Muskulatur entspannen, damit das Zwerchfell von selbst arbeitete. Er sog die abgestandene Luft der Zelle ein und stieß die Erstickungsgefahr von sich. Aber während er das Bewusstsein wiedererlangte, verstärkte sich auch der Schmerz in seiner Schulter.

Wells fragte sich, wie lange sie ihn schon schlugen. Fünf Minuten? Höchstens. Fünf Minuten lagen hinter ihm, eine Ewigkeit vor ihm.

Die beiden Männer griffen in ihre Taschen, zogen Wasserflaschen hervor

und nahmen ein paar Züge. Bert und Ernie, dachte Wells. Vielleicht aber auch Ernie und Bert. Sobald sich seine Atmung wieder beruhigte, nickte Bert Ernie zu und sie traten erneut an ihn heran.

»Zweite Runde«, sagte Wells laut. »Es wird so lange geschlagen, bis sich die Moral bessert.« Es folgten die dritte und die vierte Runde. Auch wenn es nicht schwieriger wurde, die Schläge hinzunehmen, wurde es auch nicht leichter. Die Messingschlagringe zerfetzten seine Haut und legten seine sich zusammenziehenden Bauchmuskeln frei. Blut tropfte von seinem Bauch und bildete auf dem Beton unter ihm schwarze Flecken.

Als Bert und Ernie zur fünften Runde ansetzten, waren sie bereits erschöpft und mogelten. Einer von Berts Schlägen rutschte nach unten ab und traf Wells direkt in die Hoden. Wells schrie auf – es war ein unmenschliches Heulen – und wand sich in rasendem Schmerz in den Fesseln. Während Bert und Ernie zurücktraten, füllte sich Wells' Geist mit reinem weißen Licht ...

Ich fürchte kein Unglück, denn du bist bei mir. Dein Stecken und dein Stab trösten mich ...

Bismallah rahmani rahim al hamdulillah ...

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern ...

Englisch und Arabisch, der Koran und die Bibel mischten sich in ihm ... Und Tränen tropften aus seinen Augen und verbanden sich mit dem Blut auf dem Boden.

Und sie hörten immer noch nicht auf.

Nach der fünften Runde traten sie zurück, rieben sich die Hände und bereiteten Wells dadurch für einen Augenblick unbändige, sinnlose Freude. Zumindest hatte er sie auch ein wenig Anstrengung gekostet. Irgendwann auf dem langen Weg, auch wenn er nicht sicher war wann, hatten sie ihm zwei, vielleicht sogar drei Rippen gebrochen.

Sie verstauten die Messingschlagringe in den Leinentaschen und tupften sich die Stirn mit einem kleinen Handtuch ab, das Ernie mitgebracht hatte – eine seltsam anmutige Geste. Danach tranken sie einen tiefen Zug Wasser.

»Ist schon Zeit für eine Pause, Gentlemen?«, fragte Wells nun fast schon im Delirium. »Wie Rodney King sagte, können wir einfach miteinander auskommen?« Sie ignorierten ihn. Allerdings war er nicht sicher, ob sie ihn überhaupt hören konnten, denn er wusste nicht einmal mehr, ob er tatsächlich laut sprach. »Darf ich euch Jungs etwas fragen? Seid ihr Partner? Nicht wie Starsky und Hutch, sondern richtige *Partner*. Okay, Starsky und Hutch sind ein schlechtes Beispiel, aber ihr wisst schon, was ich meine.«

Als Antwort zogen Bert und Ernie ihre Schlagstöcke hervor.

Der Wechsel der Waffen schien ihnen zu behagen. Erst bearbeiteten sie seine Beine eine Weile, und dabei vorwiegend die Oberschenkel, auf die sie die Stahlstange mit Genuss niedersausen ließen. Dann schlug Ernie den Stock auf Wells' verletzte linke Schulter, nur ein knapper Hieb. Wells konnte nicht anders und stöhnte auf. Daraufhin sagte Ernie etwas auf Chinesisch zu Bert, der nun begann, die Schulter kräftig zu bearbeiten. Der Schmerz verdoppelte sich, und verdoppelte sich und verdoppelte sich bis in die Unendlichkeit.

Drink this and you'll grow wings on your feet.

»Gott«, murmelte Wells. »Bitte.« Er sackte in den Fesseln zusammen.

Dass sie vermutlich längst alles wussten, war das Schlimmste daran.

Höchstwahrscheinlich hatte ihn Cao Se verraten, und er ertrug dies alles nun für nichts und wieder nichts.

Dann glitt die Tür auf und Cao trat ein.

Während Cao die Tür schloss, holte Ernie zu einem letzten Hieb aus, indem er den Schlagstock so fest auf Wells' Schulter niedersausen ließ, dass sie wieder aus dem Gelenk sprang und nicht mehr zurückglitt. Eine vollkommen neue Ebene der Hölle. *Nicht schreien*. Der Raum wirbelte schneller und schneller um ihn. Der abgetrennte Kopf des Taliban-Kämpfers starrte ihn an, diesmal nicht vom Boden aus, sondern direkt vor ihm. Wells fühlte, wie sich sein Magen verkrampfte, und die Rühreier, die er sich heute Morgen im St. Regis auf das Zimmer hatte bringen lassen, brachen aus seinem Mund hervor und landeten als stinkender Haufen zu seinen Füßen.

Das Erbrochene hinterließ in seiner Kehle einen sauren, bitteren Geschmack, der ihn wieder in die Wirklichkeit zurückbrachte. Feng trat hinter ihn und löste die Fußfesseln, sodass er wieder stehen konnte. Die Arme blieben jedoch immer noch über seinem Kopf gefesselt. Ernie und Bert renkten seine Schulter wieder ein. Der Schmerz ließ nach.

Zumindest ein wenig.

Feng wandte sich an ihn.

»Verstehen Sie jetzt, Mr Wilson?« Er sah auf die Uhr. »Sie sind nun seit einer Dreiviertelstunde hier. Stellen Sie sich jetzt Wochen vor oder gar Monate.«

Aber Wells hörte nicht mehr zu. Er blickte Cao an, denn er wollte herausfinden, ob dies nun der letzte Akt seines Verrats war. Arbeitete Cao mit Li zusammen oder gegen ihn?

Cao hinkte ein wenig, als er auf seinem künstlichen Bein näher kam. Teilnahmslos betrachtete er Wells' geschundenen Bauch und die mit Blutergüssen übersäten Beine.

»Name?«, fragte er auf Englisch mit schwerem Akzent, aber erkennbar. Wells schloss die Augen. Er konnte sich kaum aufrecht halten, aber wenn er in sich zusammensackte, wurde der Druck in seiner Schulter unerträglich.

Jemand stieß ihn mit dem Finger in den Bauch. »Name?«

»Wilson. Jim Wilson.« Wells hustete, drehte den Kopf zur Seite und spuckte einen dicken Klumpen Speichel, vermischt mit Blut, auf den Boden, direkt neben die schwarz glänzenden Stiefel von Cao Se.

»Mein Name Cao Se.« Cao schwieg einen Augenblick. »Sie verstehen?« Wells hob den Kopf. Wieder flackerte in ihm ein Hoffnungsschimmer auf. »Ja«, sagte er. »Vielleicht.«

»Was Sie ihnen sagen?«

»Dass ich hier bin, um Geschäfte ...« Das Sprechen erschöpfte Wells.

»Nichts. Sie sagen nichts.«

»Das ist richtig. Nichts.« Cao und Wells sprachen nun ihre eigene Sprache, die Feng, der Fragensteller, nicht verstand, auch wenn er noch so aufmerksam zuhörte. Wells wollte ihm so gern glauben. Feng sagte etwas zu Cao, aber dieser schnitt ihm das Wort ab und wandte sich erneut an Wells. Eine dicke Narbe lief an der linken Seite seines Halses hinunter, eine alte, gezackte Wunde. Schrapnell, dachte Wells.

»Sie amerikanischer Spion. Verhaftet in Verbotener Stadt.«

»Ich bin kein Spion.«

Cao drehte Wells' Kopf in seinen kleinen kräftigen Händen zu sich, sodass Wells ihn ansehen musste. »Wen? Wen Sie dort getroffen?«

»Niemanden.« Wells riss sich aus Caos Händen los und sah zu den Männern hinüber, die hinter Cao standen. Es war Zeit, den Sprung zu wagen. Zeit, um herauszufinden, auf welcher Seite Cao stand. »Was wollen Sie, dass ich sage? Dass ich hierhergekommen bin, um den Vorsitzenden Mao zu treffen. Nur ist er leider tot. Dass ich hierhergekommen bin, um *Sie* zu treffen. Sie. Cao Se. Sind Sie jetzt glücklich?«

Cao zog eine Pistole aus der Tasche, auf deren Lauf bereits ein langer schwarzer Schalldämpfer aufgeschraubt war. »Sie gestehen? Sie Spion?«

»Sicher. Ich gestehe.«

Cao trat vor und legte den Schalldämpfer an Wells' Schläfe. Wells hatte keine Angst, er war nur wütend auf sich, weil er sich verrechnet hatte, weil er es zugelassen hatte, dass ihn Cao ein zweites Mal in eine Falle gelockt hatte. Sie hatten vorzüglich mit ihm gespielt. Er hatte geglaubt

...

Aber was er geglaubt hatte, war nun bedeutungslos. Er schloss die Augen und sah, wie sein Kopf explodierte und sich Gehirn auf dem Boden verteilte. Dann kam Exley zu ihm, und Evan ...

Und Cao drückte dreimal ab. Der Schalldämpfer verringerte den Knall der Schüsse auf drei rasche, leise Zischlaute. *Fft, fft, fft*, ein überraschter

Aufschrei, dann zwei weitere Schüsse. Wells hörte sie alle und wusste, dass er am Leben geblieben war. Auch diesmal wieder. Er öffnete die Augen. Drei Männer lagen auf dem Boden. Bert und Ernie tot, mitten zwischen die Augen geschossen. Feng lebte noch, mit einem Loch im Gesicht und zweien in der Brust. Er hatte eine Hand gehoben. Nun stöhnte er leise und erschöpft. Doch noch während Cao die Pistole hob, um ihn endgültig zu erledigen, entfuhr seinem Mund ein schwaches Todesrasseln, wie das hoffnungslose Geräusch eines Luftballons, der in sich zusammensackte, und dann regte sich seine Brust nicht mehr. Cao ließ die Pistole in die Tasche fallen, kniete nieder, wobei er sorgfältig darauf achtete, seine Stiefel nicht mit dem Blut zu beflecken, das sich auf dem Boden gesammelt hatte, griff nach den Schlüsseln in Fengs Jacke und schloss Wells' Handfesseln auf. Wells konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Er lehnte sich gegen eine Wand, um sein Gleichgewicht wiederzufinden.

»Sie jetzt mein Gefangener«, sagte Cao. »Sie bleiben ruhig. Verstanden?«

Wells nickte, während er sich bereits die Hose anzog. Selbst die geringste Berührung des Stoffes auf seinen von Blutergüssen übersäten, angeschwollenen Beinen brannte wie Feuer. Er versuchte, das grüne T-Shirt überzuziehen, konnte jedoch seine Arme nicht über den Kopf heben. Während er wegen des scharfen Schmerzes seiner gebrochenen Rippen fluchte, breitete sich in ihm ein pochender Druck aus, der von Minute zu Minute anstieg. Vermutlich hatte er innere Blutungen.

Cao zog Wells das T-Shirt vorsichtig über den Kopf. Dann fesselte er Wells die Hände hinter dem Rücken und schob ihn vorwärts. Die beiden Männer wählten ihren Weg so sorgfältig auf dem mit Blut und Hirn befleckten Boden wie Kinder, die über Risse im Bordstein stiegen. Und nicht zum ersten Mal fragte sich Wells, warum er am Leben bleiben durfte, und welchen Preis er dafür würde bezahlen müssen.

Cao schob die Tür auf. Der kurze Betongang dahinter endete an einer weiteren Stahltür. Nachdem Cao auf der digitalen Tastatur ein paar Ziffern gedrückt hatte, sprang auch die zweite Tür auf. Durch einen fensterlosen Korridor gingen sie zu einer Doppeltür, an der ein Wächter

in Zivilkleidung saß. Cao sagte ein paar Worte zu ihm, der Wächter nickte und öffnete das Tor. Während sie hindurchschritten, deutete Cao auf die Zelle, in der Wells festgehalten worden war, zeigte auf seine Uhr und sagte etwas in scharfem Tonfall. Wells vermutete, dass er den Wächter davor warnte, die Zelle zu betreten. Vermutlich musste er nicht viel erklären. Generäle mussten das nur selten.

Und dann standen sie draußen im Dunst Pekings. Wells hatte das seltsame Gefühl, sich auf einem Studiogelände zu befinden. Wenn er um die nächste Ecke bog, würde er innerhalb einer Sekunde von New York nach Paris reisen. Seiner Vermutung nach war dies das Zentrum einer Militärbasis außerhalb der Stadt. In Wirklichkeit waren sie immer noch mitten in Peking, und das unauffällige Gebäude hinter ihnen konnte eine billig errichtete, zweigeschossige Grundschule aus Stahlbeton sein. Wells hörte sogar in nicht allzu großer Entfernung Kinderstimmen. Nur das Wächterhaus am Eingangstor und der Stacheldraht auf der Außenmauer des Komplexes verwiesen auf den wahren Zweck des Bauwerks.

Cao half Wells in einen Jeep, der vor der Eingangstür geparkt war. Dann rollten sie zu dem schweren schwarzen Tor der Einfahrt, wo ein uniformierter Soldat aus dem Wächterhaus sprang und zu ihnen herübertrötete. Er deutete auf Wells, aber noch ehe er ein Wort sagen konnte, begann Cao zu brüllen. Auch wenn er kein Wort Chinesisch verstand, begriff er, dass Cao den Soldat in die Schranken wies, weil er es gewagt hatte, ihm überhaupt eine Frage zu stellen. Der Soldat gab Fersengeld und stieß das Tor mit beinahe komisch wirkender Geschwindigkeit auf.

Fünf Minuten später lenkte Cao den Wagen in eine Nebenstraße, wo er Wells die Handschellen abnahm.

»Was wird mit dem Kind geschehen, das mir den Flash Drive gegeben hat?« Wells wollte um jeden Preis hören, dass es dem Kind gut ging.

»Dem Kind?«

»Dem Jungen. In der Verbotenen Stadt.«

»Ihm nichts passieren. Er weiß nichts. Ich ihm fünfzig Yuan gegeben, gesagt, dass er Spiel spielen soll«, sagte Cao.

Wells senkte den Kopf. Er wollte sich ausruhen, fürchtete jedoch, was er sehen würde, sobald er die Augen schloss.

»Keine andere Möglichkeit«, sagte Cao. »Wir haben Spion in Ihrer Botschaft. Wussten, dass Sie kommen.«

Wells verstand. Cao hatte erfahren, dass die Volksbefreiungsarmee seine Nachricht an die Botschaft abgefangen hatte. Er wusste, dass man jede von der CIA geschickte Person am vereinbarten Treffpunkt verhaften würde. Allerdings würde niemand danach seine Anwesenheit im Gefängnis als Begleiter von Li hinterfragen.

Dennoch war Wells nicht klar, wie Cao und er entkommen sollten.

Sobald man die Leichen im Verhörraum fand, würde ganz China nach ihnen fahnden. »Warum sind Sie nicht einfach übergelaufen?«, sprach Wells seine Gedanken laut aus. Seiner Ansicht nach hatte er durch seine gebrochenen Rippen das Recht, diese Frage zu stellen.

»Ich wusste nichts von Spion in Botschaft. Wollte in China bleiben.«

»Das ist jetzt nicht mehr möglich. Wann wird man die Männer finden, die Sie erschossen haben?«

»In zwei, drei Stunden. Ich gewarnt die Wächter, dass nicht in Raum gehen.« Klug. Cao hatte ihnen ein wenig Zeit erkaufte, dachte Wells. Aber schon bald würde ein anderer Offizier mit anderen Befehlen kommen.

»Lage mit Amerika sehr schlecht«, sagte Cao. »Wir *Decatur* torpediert.«

»Offensichtlich zielen Sie wirklich auf Krieg ab.«

»Amerika nicht versteht, was passiert«, sagte Cao.

»Dann sagen Sie es mir.«

In seinem holprigen Englisch erklärte Cao Wells, was Li getan hatte. Wie er den Verfasser an die Nordkoreaner verraten hatte, wie er das Abkommen mit dem Iran geschlossen und die USA und China an den Rand eines Krieges gesteuert hatte. Als Cao geendet hatte, fühlte sich Wells wie ein Schatzsucher, der sich durch einen Berg gegraben und nur ein leeres Grab gefunden hatte. Aber nicht ganz leer. In einer Ecke lag eine einzelne, winzige, goldene Statue. *Ein Mann?* Ein einzelner Mann hatte die beiden mächtigsten Nationen der Welt an den Rand des Krieges gebracht?

»Warum hält ihn niemand auf?«, fragte Wells, als Cao fertig war.

»Jemand aus dem Ständigen Ausschuss?«

»Sie haben Angst, schwach zu wirken. Außerdem mögen sie nicht, dass Amerika China sagt, was zu tun. Amerika sollte schweigen, wenn China schließt Abkommen mit Iran.«

»Aber der Überläufer Wen Shubai sagte ...«

Zum ersten Mal hob Cao die Stimme. »Wen Shubai kein echter Überläufer! Li Ping geschickt Wen Shubai, um Sie zu narren.«

»Aber der Maulwurf ... Wen hat uns genug Einzelheiten genannt, um unseren Maulwurf zu schnappen ...« Wells verstummte.

Selbstverständlich. Keith Robinson war die Beute, die Wen verwendet hatte, um seine Aufrichtigkeit unter Beweis zu stellen. Li wusste, dass Robinsons nützlichste Zeit als Maulwurf vorüber war. Er hatte Wen aufgetragen, Robinson zu opfern. Auf diese Weise würde Wens Überlaufen glaubwürdig wirken.

Nachdem Wen durch die Hinweise auf Keith seine Vertrauenswürdigkeit untermauert hatte, hatte er die USA ermutigt, China die Stirn zu bieten – was genau die falsche Strategie war, aber Li Ping das nötige Druckmittel bot, um intern die Kontrolle zu übernehmen. Die USA hatten China einen Vorwand geliefert, um ihre Streitkräfte für einen großflächigen Angriff in Position zu bringen.

Die Taktik war aufgegangen. Kein Wunder, dass weder die Agency noch das Weiße Haus begreifen konnten, warum ihr entschlossenes Auftreten China gegenüber so unerwartet heftig auf sie zurückgefallen war. Lis Gegner im Ständigen Ausschuss waren vermutlich ebenso verblüfft darüber, dass sich die Lage so schnell verschlechterte. Li hatte die USA gegen seine internen Feinde ausgespielt und umgekehrt. Für den höchsten Preis der Geschichte, die Chance, das bevölkerungsreichste Land der Welt zu regieren.

»Li wollte Mao sein«, sagte Cao.

»Um China zu retten.«

»Ja. Aber China nicht muss gerettet werden.« Cao deutete auf die florierenden Straßen, die hinter ihnen lagen. »Li guter Mann, aber er nicht sieht all dies.«

Guter Mann? Dessen war sich Wells nicht sicher. Zumindest nicht, nachdem Li mit einer beiläufigen Handbewegung quer über seinen Hals Wells' Tod angeordnet hatte. *Er sagt, dass es ihm einerlei sei, ob Sie am Leben bleiben oder sterben.* Und gewiss nicht angesichts der zwanglosen

Grausamkeit eines Mannes, der das Leben von Milliarden Menschen aufs Spiel gesetzt hatte in seiner Gier nach Macht. Aber darüber konnten sie auch später diskutieren.

»Was dann?«, fragte er Cao. »Was sollte geschehen, sobald er die Macht übernommen hätte? Will er Krieg?«

»Kein Krieg. Er glaubt, sobald er an der Macht, er bringt alles in Ordnung.«

»Wie nett von ihm.« Wells lachte. Das war ein Fehler. Augenblicklich flammten die Schmerzen in seinen Rippen auf, sodass er sich auf die Zunge beißen musste, um sich nicht im Jeep zu übergeben. Mit geschlossenen Augen versuchte er, sich zu beruhigen. Cao drückte seine Schulter, bis der Schmerz abflaute.

»Nun ... General ...« Wells gelang es nur mit Mühe, sich zu konzentrieren und den Nebel zurückzudrängen. »Wie halten wir ihn auf? Können Sie mit dem Ständigen Ausschuss sprechen?«

»Um ihm sagen was? Dass Li will Macht? Dass ich bin Spion für USA?« Wells erkannte Caos Standpunkt an. »Ich vermute, dass Sie damit nicht weit kommen würden. Aber warum haben Sie mich hierher geholt, wenn Sie nichts für mich haben?«

Cao schwieg. »Ich nicht weiß. Ich dachte, vielleicht ...«, brachte er schließlich hervor.

Wells schluckte seinen Ärger hinunter. Er konnte es sich nicht leisten, Energie zu verschwenden. Während er eine Hand auf die verletzten Rippen legte, versuchte er, die Sache durchzudenken. »Der Ständige Ausschuss will Li stoppen. Oder zumindest einige Mitglieder davon.«

»Ja. Minister Zhang ihn hasst. Aber er Angst.«

»Ich verstehe.« Cao hatte zwar Sterne auf seinem Kragen, aber er war kein Anführer, so viel wusste Wells mittlerweile. Er war der geborene Untergebene. Klug und hart. Aber ohne Fantasie. »Wir benötigen einen Beweis, dass er dies seit Langem geplant hat. Etwas, das sie sehen können.«

»Beweis.«

»Was hat er vor dem Ausschuss verborgen gehalten?«

»Hat ihnen nie erzählt von Wen.«

Wells fasste kurz Hoffnung, aber diese schwand sogleich wieder. Die Agency würde Zeit benötigen, um Wen zu brechen und nachzuweisen,

dass sein Überlaufen nur ein Täuschungsmanöver war, und Zeit hatten weder die Agency, noch Cao und er. »Was noch?«

Im Jeep herrschte Stille. Wells wartete. Mittlerweile fragte er sich bereits, ob Cao überhaupt eine Fluchtroute geplant hatte, oder ob sie den verzweifelten Versuch unternehmen würden, in die Botschaft einzudringen.

»Was noch. Li hatte noch andere Operation. Streng geheim. Begann letztes Jahr. Ich habe vorbereitet Geld.«

»Sie haben sie finanziert.«

»Ja. Finanziert. Er sagte, USA werden sein wütend, wenn wissen. War in Afghanistan.«

Plötzlich wusste Wells alles. »Sie haben die Taliban unterstützt.«

»Er mir nicht hat gesagt, aber ich es glaube. Aber keine chinesischen Soldaten.«

»Nein. Eine russische Spezialeinheit.« Wells fragte sich, ob Pierre Kowalski die ganze Zeit über gewusst hatte, woher sein Geld stammte.

»Das Konto war bei der Banco Delta Asia«, sagte Wells. »In Macao. Richtig?«

Cao verbarg nicht, dass er überrascht war. »Woher Sie das wissen?«

»Hat er Ihnen gesagt, wofür das Geld war, Cao?«

»Für Iran. Das war alles, er gesagt.«

Aber natürlich. Wells erkannte die Logik, die diesem Plan zugrunde lag. Die Iraner fürchteten, dass China sich aus dem Tauschhandel Atomwaffen gegen Öl zurückziehen könnte. Indem Li die Taliban unterstützte, hatte er den Iran überzeugt, wie ernst er es mit seinem Widerstand gegen die USA meinte.

»Cao, diese Kontoauszüge beweisen, dass Li schon seit letztem Jahr den Krieg gegen die USA vorbereitet. Und dass er den Ständigen Ausschuss nicht darüber informiert hat. Wenn Sie an diese Belege herankommen, können wir ihn aufhalten.«

Sofern wir lang genug leben, um sie aus China hinauszubringen, dachte Wells, aber er sagte es nicht. Und sofern er recht behielt, und die Belege bewiesen, dass das Geld an Kowalski geflossen war. Und sofern das Weiße Haus sie an Peking und Zhang zurückspielen konnte. Und sofern Zhang sie nützen konnte, um die Kontrolle über den Ausschuss wieder an sich zu reißen.

Aber zunächst benötigten sie die Belege und mussten China verlassen.

»Kein Krieg?«, fragte Cao.

»Kein Krieg.« Möglicherweise.

»Dann ich sie hole.«

Während Cao den Jeep wieder auf die Straße lenkte, sah er aus dem Augenwinkel zu Wells hinüber. »Wie Sie heißen? Echter Name?«

Verrückt, aber wahr. Cao hatte ihm das Leben gerettet und dabei drei seiner Landsleute getötet und all dies, ohne seinen Namen zu kennen. Wells fuhr sich mit der Hand über den Mund und wischte eine beißende Schicht aus getrocknetem Blut und Erbrochenem weg. »John Wells.«

»Time-Square-Wells?«

»Ja, Time-Square-Wells.« Wells fragte sich, ob Cao bereit war, nach Florida zu übersiedeln und dort im Rahmen eines Zeugenschutzprogramms zu leben. Aber was auch immer auf ihn zukam, eines stand fest: dies war sein letzter Tag in China. »Aber wenn wir hier herauskommen, dürfen Sie mich Tiananmen-Platz-Wells nennen. Wenn wir nach Disney World fahren.«

»Disney World? Ich nicht verstehe.« Als der Jeep in ein Schlagloch fuhr, stöhnte Wells leise auf.

»Ich auch nicht, Cao.«

Fünfzehn Minuten später querte Cao hupend die viel befahrene vierspurige Straße und bog in eine mit Holzkisten übersäte Gasse ein. Eine Wolke von Fliegen schwebte über einem Haufen verrottenden Gemüses. Üblicherweise hätte er den Müll gar nicht bemerkt, aber die Schläge hatten ihn geschwächt und bei ihm ein flaues Gefühl im Magen hinterlassen. Sein grünes T-Shirt war durchtränkt von schwarzem Blut. Sein Herz beschleunigte und verlangsamte sich willkürlich – *klopf*, Pause, *klopf*, Pause, *klopf-klopf-klopf-klopf*. Offenbar ließ nun der Adrenalinrausch nach, der ihn durch die unmittelbaren Nachwirkungen der Folter getragen hatte. Vielleicht hatten die Schläge aber auch mehr Schäden angerichtet, als er erst dachte.

Cao hielt hinter einem niedrigen gelben Betongebäude mit einer schweren Stahltür. Auf ein gesplittertes Holzschild über der Tür hatte man die englischen Worte »Dumping House« in schwarzer Farbe gemalt.

Dumping House? Wells fragte sich, ob er bereits vollkommen den Verstand verloren hatte, aber als er nochmals hinsah, war das Schild unverändert.

Cao deutete auf das Gebäude. »Freunde drin. Christen.«

Wells fragte sich, ob er seine eigenen, etwas verwirrten Glaubensansichten erwähnen sollte. Vermutlich war dies nicht der geeignete Zeitpunkt.

Sobald Cao hupte, öffnete sich die Hintertür und ein Mann in schmutziger Kochschürze lief auf sie zu. Er sprach kurz mit Cao, ehe er nickte und wieder ins Haus rannte.

Cao tippte auf seine Uhr. Es war vier Uhr nachmittags.

»Eine Stunde. Wenn ich nicht zurück, dann Sie mit ihnen fahren. Nach Yantai ...«

»Yantai?« Wieder wurde Wells bewusst, wie wenig er dieses Land kannte.

»Hat Boote.«

»Ein Hafen.«

»Ja. Hafen. Fünfhundert Kilometer. Provinz Shandong.«

Jetzt verstand Wells, oder glaubte zumindest zu verstehen. Die Provinz Shandong – deren Name wörtlich »Östlich der Berge« bedeutete – erstreckte sich bis zum Gelben Meer in Richtung der koreanischen Halbinsel. Sie würden nach Südkorea flüchten.

»Sie bringen Sie auf Boot. Sie fahren.«

»Nach Korea?«

»Ja. Korea.« Caos Lippen verzogen sich zu einem feinen Lächeln. »Gut darauf achten, dass nicht Nordkorea.« Dann griff er in seine Tasche und gab Wells eine kleine 22er Pistole mit kurzem Lauf.

Wells zog den Schlitten zurück. Die Waffe war bereits geladen. Für Entfernungen über zehn Meter war sie zu ungenau, aber immer noch besser als gar nichts.

Zwei Männer kamen aus dem Dumping House und trotteten zum Jeep herüber.

»Ruhen Sie«, sagte Cao.

»Viel Glück, Cao. *Vaya con Dios*.« Wells streckte ihm die Hand entgegen, die Cao ungeschickt schüttelte. Dann griff dieser an Wells vorbei nach der Tür und öffnete sie. Die Männer halfen ihm beim

Aussteigen, wobei sie unter seinem Gewicht schwankten. Wells fühlte kaum den Boden unter den Füßen, als steckten seine Beine in Skischuhen, die vom Knöchel bis an die Hüfte reichten. Während Cao im Rückwärtsgang aus der Gasse rollte, führten ihn die Männer zur Tür.

Jenseits der Tür fand sich Wells in einer geschäftigen Küche wieder. Zwei Frauen und zwei Jungen im Teenageralter formten Mehlklöße, wobei ihre Hände flink über die Teigbälle huschten, sie formten und glätteten, ehe sie zum Nächsten weitergingen. Jetzt verstand Wells das Zeichen. Das Dumping House war in Wirklichkeit ein »Dumpling House«, mit Mehlklößen als Spezialität.

Als die Männer Wells losließen, gaben seine Beine nach, und er wäre beinahe gestürzt. Eine der Frauen schrie auf, während ihn die beiden Männer erneut packten und in einen Lagerraum neben der Küche führten. Nachdem sie ihn abgesetzt hatten, gingen sie. Wells versuchte, ein wenig zu ruhen, aber sobald er die Augen längere Zeit schloss, überfiel ihn wieder Übelkeit. So konzentrierte er sich auf den Raum, sah sich ein Regal nach dem anderen an und spähte prüfend in die Körbe mit Gemüse und Gewürzen und die Gläser mit grünem Tee.

Einige Minuten später – Wells konnte nicht abschätzen, wie viel später – kamen die Frauen mit einem Kessel mit kochendem Wasser, einer Suppenschüssel und einer großen Einkaufstasche herein. Wortlos sah Wells zu, wie sie alles, was man für kleinere chirurgische Eingriffe brauchte, aus der Tasche holten: zwei kleine braune Plastikflaschen, eine Wasserflasche, Scheren, ein kleines Messer, eine Tube irgendetwas, das wie eine antibakterielle Salbe aussah, eine Rolle medizinisches Klebeband und ein halbes Dutzend reiner weißer Tücher. Die dünnere, größere der beiden Frauen mit dem grau durchzogenen Haar legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

Währenddessen hob die kleinere, kräftigere der beiden Frauen eine Schüssel Suppe an Wells' Lippen. Er schlürfte jeweils ein paar Tropfen. Hühnersuppe mit ein paar Stücken weicher Karotte. Flüssige Freundlichkeit. Obwohl sich sein Magen verkrampfte, behielt er die Suppe bei sich. Er trank, so viel er konnte, was etwa eine halbe Tasse war, und schüttelte dann den Kopf. Die Frau nickte und stellte die

Schüssel beiseite. Nun schnitt die grauhaarige Frau sein T-Shirt auf, wobei sie sorgsam darauf achtete, nicht die aufgerissene Haut darunter zu berühren. Als sie fertig war, holte sie scharf Atem. Wells sah hinunter und wünschte sich im selben Augenblick, er hätte es nicht getan. Seine Brust und seine Bauchmuskeln waren nahezu abgehäutet, und aus den Wunden sickerte Blut. Kein Wunder, dass er nicht die Augen schließen konnte, ohne dass ihn Schwindel erfasste. Er musste sicherstellen, dass er genug trank. Wenn er nicht aufpasste, würde er durch den Blutverlust in einen Schockzustand verfallen.

Die grauhaarige Frau tauchte ein Tuch in den Kessel mit kochendem Wasser. Dann schraubte sie die Plastikflaschen auf und schüttete ein wenig von dem Inhalt auf das Tuch. Sie hielt ihm das Tuch unter die Nase, sodass ihm der Geruch von Franzbranntwein und Wasserstoffperoxyd entgegenwehte. Wells verstand. Sie wollte, dass er wusste, was sie tun würde. Als er nickte, presste sie das Tuch auf seine Brust.

Nach den Schlägen, die er durchgestanden hatte, empfand er das Brennen des Alkohols und Peroxyds bloß als Nadelstiche. Wells lächelte, und die Frau schien zu verstehen. Denn sie legte das Tuch beiseite und goss den Alkohol direkt auf seine Brust. Dann trocknete sie ihn mit einem frischen Tuch ab und verrieb die antibakterielle Salbe auf seiner Brust. Schließlich sagte sie etwas zu der zweiten Frau, worauf sie ihn gemeinsam nach vorn lehnten und ihn langsam mit einer langen weißen Bandage verbanden, die sie mit etwas Druck eng um seinen Leib schlangen. Offensichtlich war die grauhaarige Frau zu der Ansicht gelangt, dass er einiges an Schmerzen ertragen konnte.

Sobald sie fertig waren, lag ein weißer Verband um seine Brust und seinen Bauch. Und obwohl der Stoff gegen seine gebrochenen Rippen drückte, fühlte sich Wells stärker als noch vor wenigen Minuten. Er griff nach der Suppe und schlürfte sie langsam, bis die Schale leer war.

»So gut wie neu«, sagte er.

Zum ersten Mal seit Beginn der Folterung konnte Wells klar genug denken, um seinen nächsten Schritt zu setzen. Er griff in die Tasche, und da war es. Sein neues Mobiltelefon, das er sich vor fünf Tagen gekauft

hatte und das auf Jim Wilson aus Palo Alto registriert war. Es steckte immer noch in seiner Hose. Er hatte noch darüber nachgedacht, ob er es heute überhaupt mitnehmen sollte, dann aber keinen Grund gefunden, warum ein amerikanischer Geschäftsmann kein Mobiltelefon mitnehmen sollte. Jetzt war er froh, dass er es bei sich hatte. Extrem froh sogar. Er zog das schlanke Motorola-Telefon aus der Tasche und prüfte den Empfang. Service verfügbar. Dem Himmel sei Dank für die Technologie. Wells fragte sich, ob die Chinesen eine Wanze in das Telefon eingebaut hatten. Aber vermutlich nicht, denn sie hatten keinen Grund anzunehmen, dass er entkommen würde.

In jedem Fall musste er Exley jetzt erreichen, bevor die Chinesen alle Kommunikationswege in die USA unterbanden. Er musste so rasch handeln, wie er nur konnte. Wells wählte ihre Mobiltelefonnummer, aber nicht die 415er-Nummer, sondern die jenes Telefons, das sie immer bei sich trug. Nach dem dritten Läuten ...

»Hallo. Hallo?« Washington war zwölf Stunden hinterher, erinnerte sich Wells. Sie musste tief geschlafen haben, zumindest hoffte er das für sie.

»Jennifer.«

»Ja, John.« Dass sie damit seine Tarnung hatte auffliegen lassen, kümmerte ihn nicht. In seinem Namen hörte er all ihre Fragen: Wo bist du? Bist du in Ordnung?

»Ich bin in Peking. Weißt du noch, wo Ted Becker unterging, Jenny?« Im Gelben Meer, südwestlich von Inch'on.

»Natürlich.«

»Ich muss abgeholt werden. Dort in der Nähe. Oder westlich davon. So weit westlich wie möglich.« Selbst wenn die Chinesen diesen Anruf mitschnitten, was Wells nicht glaubte, würden sie wohl kaum verstehen, was er meinte.

»Wann?«

Fünfhundert Kilometer bis Yantai und dann noch eine Fahrt mit einem Boot. »In acht bis vierundzwanzig Stunden. Wenn es später wird, stecke ich in Schwierigkeiten.«

»Kannst du uns helfen, dich zu finden?« Exley fragte sich, ob er einen Transponder oder ein anderes Gerät bei sich hatte, das ihnen bei der Suche helfen würde.

»Nein. Aber das rote Team« – der Standardausdruck innerhalb der

amerikanischen Armee für den Feind – »wird nach mir suchen.
Intensiv.«

»Verstanden.«

»Noch eines: Was auch immer sie drüben planen, stell sicher, dass sie warten. *Keine Gegenangriffe*. Ich weiß, warum das alles hier passiert. Und vielleicht können wir es stoppen.«

»Ich werde es ihnen sagen.«

»Ich liebe dich, Jenny.«

»Ich liebe dich auch, John.« Exley seufzte. Selbst über eine Entfernung von neuntausendsiebenhundert Kilometern wusste Wells, was ihr gleichzeitig trauriger und stolzer Tonfall bedeutete: »Versuch, am Leben zu bleiben.«

Wells legte auf und schaltete das Mobiltelefon aus. Jetzt war es Exleys Aufgabe, Mittel und Wege zu finden, um das Weiße Haus und das Pentagon dazu zu bewegen, ein bis zwei Tage zu warten. Auf jeden Fall lange genug, sodass Cao und er fliehen könnten.

Die Uhr an der Wand des Lagerraums zeigte 16:45. Cao blieb nicht mehr viel Zeit. Wenn sie es nicht schon getan hatten, würden sich die Wächter im Vernehmungszentrum nun bald über seine Anweisungen hinwegsetzen und in den Raum vordringen, in dem Wells festgehalten worden war. Ab diesem Augenblick würden Cao und er die meistgesuchten Männer in ganz China sein. Bevor es so weit kam, sollten sie sich auf den Weg nach Yantai machen. Allerdings wusste Wells immer noch nicht, wie Cao sie dorthin bringen wollte.

Wells spannte die Beine an und versuchte aufzustehen. Keine Chance. Als er schwerfällig auf seinen Stuhl zurückplumpste, jagte ihm der Ruck einen brennenden Schmerz durch die Rippen. Seine grauhaarige Krankenschwester hob mahnend den Finger und sprach auf Chinesisch auf ihn ein. Wells konnte nur raten, was sie meinte: *Ruh dich aus*. Dann verließen ihn die beiden Frauen, drehten das Licht ab und schlossen die Tür. In der warmen Dunkelheit stieg Wells der Geruch von Kartoffeln und Zwiebeln in die Nase.

Sobald er die Augen schloss, fiel sein Kopf vornüber. Aber bevor er einschlief, sorgte er noch dafür, dass er die 22er in der Hand hielt. Falls Polizisten durch die Tür kämen, wollte er so viele wie möglich mit sich nehmen.

Zwölf Zeitzonen hinter Wells zog Exley eine Sporthose und eine halbwegs saubere Bluse an und ging auf die Thirteenth Street hinunter, wo die CIA-Sicherheitsleute unter dem dunklen Himmel vor der Dämmerung in ihren schwarzen Lincolns warteten. Als sie sich dem vorderen Lincoln näherte, öffneten sich die Türen und die Sicherheitsleute stiegen aus.

»Mrs Exley.«

»Bitte bringen Sie mich zu Ellis Shafers Haus.«

Die Lincolns schossen heulend davon. Ein aus zwei Autos bestehender Konvoi mit Sirenen und Blinklichtern. Fünfzehn Minuten später klopfte sie an Shafers Tür. Sie hoffte, dass er eine Idee hätte. Auf der Fahrt hierher war ihr erst bewusst geworden, wie gering ihre Chancen auf Erfolg waren. Wells hatte keinen Transponder bei sich, und es gab auch sonst keine Möglichkeit, ihn zu erreichen. Er hatte ihr nicht einmal mitgeteilt, welche Art von Schiff er verwenden würde, geschweige denn den Namen des Schiffes. Das Gelbe Meer war praktisch chinesisches Territorium, vor allem unter diesen Umständen. Wie sollten sie ihn finden und herausholen?

Mit verschlafenem Blick öffnete Shafer die Tür, winkte sie herein und führte sie in den im Keller gelegenen Waschraum. »Ellis ...«

»Warten Sie. Hier unten ist es zwar sauber, weil ich den Keller jeden Monat prüfen lasse, aber nur für alle Fälle.« Mit diesen Worten schaltete er die Waschmaschine und den Trockner ein. »Jetzt«, sagte er schließlich.

»John hat angerufen.«

»Von wo?«

»Aus Peking.« Sie erklärte, was ihr Wells gesagt hatte.

Als sie fertig war, schüttelte Shafer den Kopf. »Kein Hinweis darauf, was er erfahren hat?«

»Nein. Nur dass er weiß, warum dies alles geschehen ist. Und dass er es stoppen kann. Wir müssen mit Duto sprechen.«

»Um ihm zu sagen, dass wir alle Hebel in Bewegung setzen müssen, um

John Wells zu retten. Das wird ein Vergnügen.« Er bedeutete ihr hinaufzugehen. »Fahren Sie nach Hause und ziehen Sie sich um. Ich treffe Sie in zwei Stunden in Langley.«

»In zwei Stunden?«

»Davor können wir ohnehin nichts tun. Er wird die Küste erst in ein paar Stunden verlassen. Außerdem wird uns niemand in dieser Kleidung ernst nehmen.« Er trug einen Pyjama der Redskins, was sie bisher bewusst ignoriert hatte.

»Der Punkt geht an Sie.«

Exley und Shafer saßen in einem fensterlosen, schalldichten Konferenzraum in Langley, und ihnen gegenüber Tyson und Vinny Duto. Offenbar wirkte sich der Stress des Direktorpostens allmählich auf Duto aus. Er war fatter, als sie sich erinnerte, und auch sein Haar – auf das er immer stolz gewesen war – hatte sich gelichtet, sodass hin und wieder sogar sein Schädel durchblitzte. Aber seine Augen waren hart wie eh und je.

Während Exley ihm und Tyson erzählte, was Wells gesagt hatte, hörte er schweigend zu. Auch als sie geendet hatte, hörte man sekundenlang als einziges Geräusch im Raum nur das Trommeln von Dutos Fingern auf dem Holztisch.

»Und jetzt etwas, das Sie wissen sollten: In der letzten Stunde haben unsere Satelliten eine groß angelegte Mobilisierung chinesischer Streitkräfte registriert. Reguläre Armeeeinheiten ebenso wie paramilitärische. Von Minute zu Minute werden es mehr. Das Weiße Haus ist darüber informiert.« Duto öffnete eine schwarz umrandete Mappe. »Sie haben auf den Highways und sämtlichen Ein- und Ausfallsstraßen von Peking Straßensperren errichtet. An der Zufahrt zu jedem Zivilflughafen werden militärische Einheiten postiert. Die Freundschaftsbrücke zwischen China und Nordkorea wurde gesperrt.«

»Sieht aus, als hätten sie ihn noch nicht gefunden.«

»Unglücklicherweise haben auch wir ihn noch nicht gefunden«, sagte Tyson. »Und falls Sie nicht telepathisch mit ihm verbunden sind, weiß ich nicht, wie uns das gelingen soll. Vor allem, weil er keinen Transponder bei sich hat und nicht imstande war, uns seine Koordinaten

durchzugeben. Vielleicht hätte er gleich um eine Luftbrücke direkt vom Tiananmen-Platz bitten sollen. Das wäre leichter gewesen.«

Exleys Augen brannten. Wells konnte bereits tot sein, und Tyson *machte Scherze*? Offenbar sah man ihr ihre Wut auch am Gesicht an, denn Tyson machte augenblicklich einen Rückzieher. »Ich sage bloß, dass der Angriff auf die *Decatur* beweist, dass die Chinesen rücksichtslos vorgehen, Mrs Exley. Wenn wir unsere Schiffe weit in die Gelbe See vorrücken lassen, glauben sie vielleicht, dass wir sie absichtlich provozieren wollen.«

»Sie haben zehntausende Kilometer Küste. Die können sie nicht lückenlos überwachen«, warf Shafer ein. »Sobald er die Zwölf-Meilen-Grenze überschreitet, ist er nicht mehr auf chinesischem Hoheitsgebiet. Und es gibt immer noch viel Verkehr auf dem Gelben Meer. Ich habe es überprüft.« Er hielt eine zweiseitige Aufstellung hoch, auf der Schiffsnamen und ihre Registrierungsnummern angeführt waren.

»All diese Schiffe sollen heute in Inch'on eintreffen.«

»Ich darf Sie auf etwas hinweisen, das Sie beide vielleicht nicht gern hören«, sagte Tyson. »Mr Wells hat Ihnen gesagt, dass wir warten und keine unsinnigen Dinge tun sollen.«

»Richtig. Er hat gesagt, dass er etwas habe ...«

Tyson schnitt Exley das Wort ab. »Aber er hat nicht gesagt, was es ist.«

»Es war keine sichere Telefonleitung.«

»Gleichzeitig will er, dass wir eine unglaublich aggressive Tat setzen. Meinen Sie nicht auch, dass das ein Widerspruch ist?«

»Er will, dass wir sein Leben retten«, sagte Exley.

»Vielleicht war der Anruf aber auch nur eine Täuschung der chinesischen Geheimpolizei.«

»Er war es selbst. Ich kenne seine Stimme.«

»Vielleicht haben sie ihn ja auch schon umgedreht und verwenden ihn jetzt gegen uns. Damit wir unsere Schiffe an eine verwundbare Stelle verlegen.«

»Das würde er nie tun. Da würde er eher sterben.«

»Die Menschen tun verrückte Dinge, wenn sie Schmerzen erleiden.« Das durfte nicht wahr sein, dachte Exley. Jetzt überlegten sie bereits ernsthaft, ob sie Wells dort draußen sterben lassen sollten. »Warum mobilisieren sie dann ihre Armee und setzen all die anderen

Maßnahmen?«

»Das ist Teil des Täuschungsmanövers.«

»Diesen Unsinn glauben Sie doch selbst nicht«, entgegnete sie mit erhobener Stimme, nur um sich sogleich zu mahnen, Haltung zu bewahren. Denn sie wollte ihren Gesprächspartnern keinen Vorwand liefern, ihre Meinung abzuwerten. »Das war Ihre Idee, George. Ohne Sie würde er jetzt nicht in diesen Schwierigkeiten stecken.«

»Jennifer«, sagte Duto, »mehr geht nicht. Wir können es nicht riskieren, unsere Schiffe weiter vorstoßen zu lassen. Wells muss nach Inch'on gelangen. Das ist zumindest koreanisches Gewässer.«

Shafer stieß ein dünnes, wütendes Lachen aus.

»Wollen Sie etwas sagen, Ellis?«

Shafer wartete, bis alle ihn ansahen. Üblicherweise war er voll von Ticks und überflüssigen Bewegungen. Aber nicht in diesem Augenblick. Exley hatte ihn noch nie zuvor so regungslos gesehen.

»Ich habe nicht geglaubt, dass ich je gezwungen sein würde, diese Karte auszuspielen, Vinny. Ich habe Sie unterschätzt. Sie haben ihn dorthin geschickt, und Sie wollen ihn lieber sterben lassen, als einen Finger zu rühren. Das Verrückte daran ist, dass er vielleicht wirklich einen Weg aus diesem Chaos weiß.«

»Wir wissen nicht, was er in der Hand hat, Ellis, genau darum geht es. Ich werde nicht die Empfehlung aussprechen, tausende Matrosen in Gefahr zu bringen und vielleicht sogar die Chinesen zu einem entscheidenden Schritt anzustacheln, nur um einen Mann zu retten.«

»Um einen Krieg zu verhindern.«

»Was, wenn sie ihn umgedreht haben?«

»Wo habe ich dieses Lied schon einmal gehört? Es ist nicht seine Schuld, dass er New York rettete, während Sie versuchten, ihn zu verhaften. Sehen Sie zu, dass Sie endlich darüber hinwegkommen.«

Shafer erhob sich. »Kommen Sie, Jenny. Wir gehen über den Fluss und durch den Wald. Auf zum Haus des Präsidenten.«

»Ellis ...«, sagte Duto.

»Ja, Direktor. Die Sache ist so einfach, dass selbst Sie es verstehen sollten. Sie sagen dem Präsidenten, dass wir die Möglichkeit haben, diesen Krieg zu verhindern, und dass wir Wells herausholen. Und wenn Sie es nicht tun, werde ich es tun.«

»Und was werden wir den Chinesen sagen, wenn sie uns fragen, warum die Hälfte unserer Flotte dreißig Kilometer vor der Küste liegt?«

»Darüber machen wir uns Gedanken, wenn es so weit ist.«

»Sie haben das größte Problem vergessen, Ellis«, meldete sich Tyson zu Wort. »Wir haben keine Ahnung, wie wir Mr Wells finden sollen. Schlagen Sie etwa vor, so lange im Kreis zu fahren, bis er auf einem Holzfloß zu uns paddelt, oder womit auch immer er kommt? Ich versichere Ihnen, dass dieser Plan der Navy nicht gefallen wird, vor allem nicht, solange die chinesischen U-Boote noch ungehindert kreuzen.«

Als ihn Shafer verwirrt ansah, nützte Tyson seinen Vorteil.

»Sie können gern Drohungen ausstoßen, Ellis, aber es gibt auch einige reale, praktische Probleme.«

»Ich habe eine Idee«, sagte Exley.

»Erzählen Sie uns davon«, forderte sie Tyson auf.

»Sie haben recht. Wir können ihn nicht finden. Deshalb müssen wir es ihm erleichtern, uns zu finden.«

Exley umriss ihren Plan. Duto schüttelte den Kopf, noch ehe sie bis zur Hälfte gekommen war. »Keine Chance«, sagte er. »Die Air Force wird sich nie ...«

»Sie wird, wenn es ihr der große Mann befiehlt«, sagte Shafer.

»Woher wollen Sie überhaupt wissen, dass Wells verstehen wird, was wir tun?«

»Er wird es verstehen«, sagte Exley.

Und plötzlich lächelte Duto. Es war das überlegene Lächeln eines Pokerspielers, der seine Gegner bei einem Bluff beobachtete, der zum Scheitern verurteilt war. »Sie, ich und Ellis. Wir fahren gemeinsam hinüber. Sie und Ellis können dem großen Mann erzählen, was immer Sie wollen. Mir ist es gleichgültig. Solange er weiß, dass es von Ihnen kommt.«

Wells schlief.

Dann wachte er auf ...

Und noch ehe er wusste, wo er sich befand, hatte er schon die 22er hochgerissen. Der Lagerraum. Cao stand in der Tür. Während Wells die Pistole sinken ließ, hob Cao die Hände.

»Sie okay, Time-Square-Wells?«

»Alles in Ordnung.« Wells hustete. Sein Verband war immer noch weiß, zumindest an der Außenseite.

Cao warf Wells ein blaues Sweatshirt mit Reißverschluss zu, das dieser überzog. Seine Schulter saß locker im Gelenk. Vielleicht war sie durch die Folter für immer geschädigt. Er trank einen großen Schluck lauwarmes Wasser, um seine ausgedörrte Kehle zu beruhigen.

»Bereit?«

Wells steckte die Pistole in den Hosenbund und stemmte sich mühsam hoch. Nach wenigen Schritten sackte er zusammen. Caos Männer halfen ihm aus dem Restaurant hinaus, wo ein schmutzig weißer Lieferwagen mit laufendem Motor wartete. Im Inneren des acht Meter langen Laderaums waren Holzkisten und Möbel aufeinandergestapelt.

»Sie müssen pissen?« Cao deutete auf seinen Schritt. »Dann gehen jetzt.«

»Alles in Ordnung.«

»Dann wir fahren.« Cao stieg in den Wagen und streckte Wells die Hand entgegen. An der Vorderwand des Laderaums befand sich hinter einem Bücherregal ein Hohlraum von ungefähr einem Meter Breite. Gerade groß genug, sodass zwei Männer darin sitzen konnten, wenn es ihnen nichts ausmachte, sich versehentlich zu berühren. Auf dem Boden dieses Hohlraums lagen eine Decke und weitere Ausrüstungsgegenstände: Wasserflaschen, eine Taschenlampe und zusätzliche Decken. Einige Luftlöcher sorgten dafür, dass sie nicht ersticken würden.

Wells und Cao ließen sich in dem Hohlraum nieder, der so eng war, dass Wells den grünen Tee in Caos Atem riechen konnte. Während Caos Männer die Kisten und Möbel so aufeinanderstapelten, dass sie den Hohlraum verbargen, griff Cao in seine Jacke und gab Wells einen braunen Umschlag.

»Das ist es.«

Wells öffnete den Umschlag. Drei Seiten Kontoauszüge der Banco Delta Asia, auf denen Überweisungen in Höhe von zwanzig Millionen Dollar pro Monat auf UBS-Konten in Zürich und Monte Carlo verzeichnet waren. Eine vierte Seite, die einen offiziell wirkenden Briefkopf trug, war mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt. Wells fragte sich, ob diese vier Papiere tatsächlich einen Krieg verhindern konnten.

Cao deutete auf die vierte Seite. »Das von Armee.«

»Die Vollmacht für die Überweisungen?«

»Vollmacht, ja. Sagt, dass Geld für Spezialoperation.« Cao deutete auf einen Prägestempel am unteren Ende der Seite. »Lis Stempel.«

»Ich vertraue auf Ihr Wort.«

Wells beabsichtigte nicht, Cao zu fragen, wie er an die Papiere gelangt war. Vermutlich hatte er eben Zhongnanhai seinen letzten Besuch abgestattet. Wenn Wells nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, dass Cao drei seiner Soldaten erschossen hatte, hätte er sich womöglich gefragt, ob dies alles nicht ein ausgeklügelter Schachzug war, um zu beweisen, dass Wells ein Spion war. Aber die Chinesen benötigten keine ausgeklügelten Schachzüge. Die Folter allein war wirkungsvoll genug. Cao war tatsächlich ein Überläufer.

Wells versuchte, Cao die Papiere zurückzugeben, aber dieser schüttelte den Kopf. »Sie behalten.«

Kaum hatte einer von Caos Männern etwas gerufen, wurde die Rückwand geschlossen und sie waren in der Dunkelheit gefangen. Wells machte dies nichts aus. Nach der Höhle war dieser Lieferwagen ein Kinderspiel. Zumindest befanden sie sich über der Erde.

Knirschend wurde der Gang eingelegt, und der Lieferwagen fuhr rückwärts aus der Gasse. Wenige Sekunden später erklang die Hupe als Zeichen, dass sie sich mitten in Pekings Straßenverkehr befanden.

»Jetzt wir fahren.« Cao lachte humorlos in der Dunkelheit.

»Ja, wie zwei Landstreicher«, sagte Wells. Aus irgendeinem Grund mochte er Cao sehr. Vielleicht, weil ihm der Mann das Leben gerettet hatte. »Wie steht es mit Straßenblockaden?«

»Straßenblockaden?«

Wells wusste nicht, wie er es Cao erklären sollte. »Suchen sie nach uns?«

»Schon bald.« Cao ließ seine Uhr aufleuchten: 18:10. »Vielleicht noch zwanzig Minuten. Neuer Offizier wird kommen, Tür öffnen, Leichen sehen.«

Wells glaubte zu verstehen. Im Verhörzentrum, wo man Wells festgehalten hatte, würde die Schicht wechseln. Der neue Kommandeur würde darauf bestehen, die Folterzelle zu sehen. Und sobald er die Leichen entdeckte, würde die Jagd beginnen.

»Wird sich Li Ping nicht wundern, wo Sie stecken?«

»Als wir gingen, ich zu Li sagte, ich mich um Spion kümmerge. Er mir vertraut. Außerdem beschäftigt. Sondersitzung mit Ständigem Ausschuss.«

»Ja. Es muss schwer sein, zwei Kriege gleichzeitig zu führen.« Wells schloss die Augen und versuchte, in der Dunkelheit etwas zu ruhen. Aber er hatte zu viele Fragen. »Cao, wer sind die Leute, die uns helfen?« Cao schwieg eine ganze Minute lang, ehe er antwortete: »Weiß nicht.« *Weiß nicht?* Wells wartete.

»Ich meinem Pastor gestern Nacht erzählt. Von Ihnen. Er mir geschickt diese Leute von seiner Kirche. Sie helfen, wenn Christen in Schwierigkeiten, müssen sich verstecken, müssen flüchten.« Eine christliche Untergrundbahn, dachte Wells. »Wissen sie, wer wir sind? Welches Risiko sie eingehen?«

»Ja.«

»Und Sie vertrauen Ihnen?«

Wieder lachte Cao leise und hart. »Sie haben bessere Idee?«

Einige Minuten später fuhr der Lieferwagen um eine Kurve und beschleunigte. »Dritte Ringstraße jetzt«, erklärte Cao.

»Wir kommen gut voran.«

»Viele Menschen jetzt zu Hause. Angst, was Amerika wird tun.« Und ohne Vorwarnung rumpelte der Lieferwagen über ein Schlagloch. Wells' Rippen wurden unter dem Verband durcheinandergerüttelt und stachen von innen heraus. Die Schmerzen in seiner Lunge und seinem Bauch waren unerträglich und ließen nicht nach. Wells biss sich auf die Lippen, um nicht laut zu schreien. *Rumpel, rumpel!* Noch mehr Schlaglöcher. Wells stützte sich an der

Seitenwand des Lieferwagens ab, während seine Rippen wie Bleistifte in einer Kaffeetasse klapperten. Wenn er bisher keine inneren Blutungen erlitten hatte, dann würde es jetzt bald so weit sein.

Um sich abzulenken, dachte er an Exley und ihr kleines Apartment an der Thirteenth Street NW. Wells hatte die Briefe des Präsidenten, die ihm dieser nach dem vereitelten Anschlag in New York geschrieben hatte, im Garderobeschrank in der Eingangshalle aufgehängt. »*Sie haben sich den Respekt und die Dankbarkeit einer gesamten Nation erworben ...*« usw., usw. Niemand hatte ihn je so gut verstanden wie Exley, dachte Wells. Er musste ihr nie sagen, warum ihn die überschwänglichen Worte in Verlegenheit brachten. Ja, er war stolz auf das, was er getan hatte.

Aber er hasste es, als Held bezeichnet zu werden, vor allem von Männern, die noch nie selbst Blut vergossen hatten. Der Präsident sollte sich seine glatten, bedeutungslosen Worte lieber sparen und stattdessen seine eigenen Kinder in ein Kriegsgebiet schicken, und sei es nur für einen Tag.

Wells fragte sich, ob er behaupten konnte, Exley auch nur annähernd so gut zu verstehen, wie sie ihn verstand. Sie sprach nur selten mit ihm über Heirat, eine Familie oder Kinder. Hielt sie es für selbstsüchtig, weitere Kinder zu bekommen, wenn sie schon zwei hatte, die sie nur selten sah? Oder konnte sie sich eine Zukunft mit ihm gar nicht vorstellen?

Vielleicht glaubte sie, dass sie einander zwar liebten, aber nie gemeinsam die Ziellinie überschreiten würden.

Wenn er nach Hause käme, würde er sie bitten, ihn zu heiraten.

Wenn es dann nicht schon zu spät war.

Rumpel! Wieder stieß der Lieferwagen in ein Schlagloch, härter als je zuvor. Diesmal war es zu viel für Wells. Er schrie auf, während die Dunkelheit um ihn mit der Leere in seinem Kopf verschmolz und er die Besinnung verlor.

Irgendwann später öffnete er wieder die Augen. In seinem Bauch pochte es, und er fühlte einen unangenehmen Druck. Jetzt hatte er sicher innere Blutungen, daran bestand kein Zweifel. Er hob die Wasserflasche an die Lippen und zwang sich, so viel wie möglich zu trinken.

Der Lieferwagen hatte angehalten, und der Motor war ausgeschaltet.

Wells hörte Stimmen und knirschende Schritte auf Kies. Im Hohlraum war es vollkommen dunkel. Nicht einmal durch die Luftlöcher fiel Licht herein. Offenbar war es mittlerweile Nacht. Wie lange war er ohnmächtig gewesen?

Die Schritte näherten sich knirschend der Rückseite des Lieferwagens und ...

Dann öffnete sich die Ladeklappe. Cao fasste nach Wells Bein, um ihn zu warnen, still zu bleiben. Der Schein einer Taschenlampe fiel in den Laderaum und zog langsame Schleifen rund um den Hohlraum.

Eine barsche Männerstimme brüllte einige Fragen.

Die Antworten wurden leise und ehrerbietig gegeben.

Dann quietschten die Federn des Lieferwagens. Jemand war auf die rückwärtige Stoßstange gestiegen.

Wells zog seine kleine Pistole aus dem Hosenbund und löste lautlos die Sicherheitssperre.

Wieder kreiste der Strahl der Taschenlampe, doch diesmal näher.

Aber er fand den Hohlraum nicht.

Als der Mann wieder auf die Erde sprang, hoben sich die Federn des Lieferwagens.

Die Rückwand wurde geschlossen, die Türen zur Fahrerkabine geöffnet und wieder ins Schloss geworfen. Dann knirschte der Motor, und der Wagen setzte sich in Gang. Erst langsam und dann schneller.

Erst als sie den Highway erreichten, sprach Cao. »Das war nahe.«

»Im Ernst?«, gab Wells zurück. »Wie spät ist es?«

Cao ließ seine kleine Digitaluhr aufleuchten und zeigte sie Wells: 21:15. Er hatte mindestens zwei Stunden geschlafen.

»Wie lange noch?«

Cao leuchtete mit der Taschenlampe über Wells. »Fünf Stunden vielleicht. Okay?«

»Ich werde es schaffen.« Wells hustete einen kleinen schwarzen Klumpen Blut und Speichel in seine Hand. »General, was hat Sie ...«

Wells brach ab. Vielleicht reagierte er ja zu heftig. Er versuchte es erneut mit einer neutraleren Formulierung. »Warum haben Sie sich entschlossen zu fliehen? Nach all diesen Jahren.«

Cao leuchtete sich nun selbst mit der Taschenlampe ins Gesicht, als würde er sich verhören. »Warum ich verrate General Li, Sie meinen?«

Wells schwieg. »Ich habe versucht, einmal zu sagen.«
»Was Sie sich gedacht haben.«
»Was ich habe gedacht. Er nie hört zu.« Cao klopfte mit der Taschenlampe auf seinen Beinstumpf. »Li vergessen hat, was ist Krieg. Ich nicht vergessen habe.«
»Einige Kriege muss man führen«, sagte Wells.
»Nicht diesen.«
»Nicht diesen.«

Während der Lieferwagen weiterfuhr, wurde die Straße allmählich ruhiger, was ein Segen war. Zusätzlich kühlte die eindringende Nachtluft den Hohlraum. Vermutlich versuchten sie ihr Glück auf der Schnellstraße, sagte Cao. Dadurch dass sie nun die Provinz Shandong erreicht hatten, hatte die Gefahr abgenommen.

»Aber warum hat Li nicht alle Straßen gesperrt?«, fragte Wells. »Warum hat er nicht eine landesweite Ausgangssperre verhängt?«

Caos Erklärung überstieg seine Englischkenntnisse, aber schließlich verstand Wells, was er meinte: Li fürchtete sich davor, dem Ständigen Ausschuss mitzuteilen, dass Cao übergelaufen war. Cao war Lis engster Vertrauter. Ein Verrat Caos würde auch ihm angelastet werden. Lis Gegner könnten diese Information verwenden, um Lis Griff nach der Macht zu vereiteln, die noch auf wackeligen Beinen stand.

Ohne Zustimmung des Ständigen Ausschusses konnte Li jedoch keine allgemeine Ausgangssperre über ganz China verhängen. Deshalb waren die Straßen immer noch offen. Li musste auf die Straßensperren vertrauen, um sie zu fassen, und auf die Marine, sofern es ihnen irgendwie gelang, das Gelbe Meer zu erreichen.

»Das heißt, es gibt ein Fenster.«

»Ja. Fenster.«

In diesem Wissen schloss Wells beunruhigt die Augen. Er versuchte, sich vorzustellen, was geschehen würde, sobald er die Papiere übergab und erklärte, was sie bedeuteten. Das Finanzministerium würde die Konten der Banco Delta Asia mit den Konten von Kowalski in Zürich und Monte Carlo in Verbindung bringen. Das Pentagon würde dem Außenministerium das Geständnis des russischen Spetsnaz Sergej

übergeben, den Wells in der Höhle gefangen genommen hatte.

Dann würde der amerikanische Botschafter Lis Feinde im Ständigen Ausschuss um ein Geheimgespräch ersuchen. Dabei würde er Minister Zhang den Beweis für Lis Machenschaften präsentieren.

Zhang und die übrigen Mitglieder des Ausschusses würden wissen, dass sie handeln mussten. Sie würden wissen, dass sich die Welt auf die Seite der USA stellen würde, sobald Chinas Unterstützung für die Taliban an die Öffentlichkeit gelänge. Immerhin kämpften in Afghanistan nicht nur amerikanische Soldaten gegen die Taliban. Durch die Unterstützung der Aufständischen hatte China eine kriegerische Handlung gegen die NATO begangen.

Zhang würde nicht allzu viel Überzeugungsarbeit leisten müssen. Denn er und die anderen Feinde Lis im Ausschuss suchten ohnehin nur nach einem Vorwand, um Li zu stürzen. Und dies war ein ausgezeichneter Vorwand. Es würde ihnen auch gewiss nichts ausmachen, dass er ihnen von den USA zugespielt worden war.

Zum ersten Mal gestattete sich Wells, daran zu glauben, dass sie tatsächlich aus diesem Chaos herauskommen könnten. Er presste die Hände vor seinem Gesicht zusammen. *Here's the church and here's the steeple. Open the door and there's the people.* Exley und er würden weder eine kirchliche Hochzeit feiern, noch in einer Moschee heiraten. Sie würden ins Rathaus gehen, und es kurz und schmerzlos hinter sich bringen. Exley liebte es kurz und schmerzlos ...

Er wusste, dass sich seine Gedanken selbstständig machten. Aber das war ihm gleichgültig, denn es besänftigte die quälenden Schmerzen in seinem Bauch. Und so trieb er dahin, schlief immer wieder ein, wachte auf und trieb weiter. Und die ganze Zeit über rollte der Lieferwagen vorwärts.

Schließlich verließ der Lieferwagen die Schnellstraße und passierte einige enge Serpentinien, die stiegen und fielen. Man konnte dies kaum Berge nennen, wohl eher ausgewachsene Hügel. Als der Lieferwagen eine Kurve zu schnell nahm und sein linkes Hinterrad für einen kurzen Moment den Halt auf der Straße verlor, wachte Wells schlagartig auf.

»Shandong«, erklärte Cao. »Nebenstraßen.«

»Wie lange noch?«

Cao ließ seine Uhr aufleuchten: 00:45. »Eine Stunde, vielleicht zwei.

Nicht mehr.«

In Washington war es nun 13:15, dachte Wells. Der Angriff auf die *Decatur* war vor ungefähr zwölf Stunden erfolgt. Er fragte sich, ob es Exley gelungen war, Duto und das Weiße Haus zu überreden, nichts zu unternehmen. Gewiss würde sich der Präsident heute Abend in einer Ansprache an das Volk wenden, und Politiker beider Lager würden ihn drängen zu handeln. Himmel. Bisher hatte er nicht an die Möglichkeit gedacht, dass sie es bis nach Südkorea schaffen und dennoch zu spät kommen könnten.

Dann bremste der Lieferwagen abrupt ab, sodass er in seinen Federn vorwärtsschwankte und hielt an.

Wieder wurde der Motor ausgeschaltet. Wieder erklangen Stimmen, die etwas auf Chinesisch brüllten. Wieder wurde die Rückklappe geöffnet. Aber diesmal stiegen zwei Männer in den Lieferwagen. Und diesmal suchten die Taschenlampen den Innenraum wesentlich sorgfältiger ab als zuvor.

Diesmal rochen die Polizisten, dass hier etwas faul war, dachte Wells. Vielleicht weil der Lieferwagen zwei Fahrer hatte. Vielleicht weil sie eine Route nahmen, die sie um 1:00 Uhr nachts auf Nebenstraßen durch das Nirgendwo führte. Vielleicht weil die Cops ein wenig Spaß haben wollten und nach einem Fernsehapparat suchten, oder nach etwas anderem, das sie stehlen könnten. Auf jeden Fall gaben diese Männer nicht auf, bis sie im Laderaum alles auf den Kopf gestellt hatten.

Wells fragte sich, wie viele es sein mochten. Wie viele er würde töten müssen. Eine Straßensperre mitten in der Nacht auf dem Land. Vielleicht zwei Cops? Oder zwei Cops und ein paramilitärischer Offizier? Zwei im Wagen und zwei draußen? Höchstens vier.

Unter den Protestschreien der Fahrer warfen die Polizisten nun die Möbelstücke aus dem Lieferwagen. Cao beugte sich vor und flüsterte Wells etwas zu.

»Sie sagen, ›ihr vier nicht habt das Recht‹. Vier. Verstanden?«

»Vier.« Vier weitere Männer würden sterben.

Krach! Eine Couch landete auf der Erde. Während sich der Schein der Taschenlampe näherte, zog Wells die 22er, löste die Sicherung, ging in

die Hocke und stützte sich an der Seitenwand ab. Das leere Bücherregal neigte sich seitwärts und begann zu stürzen. Im Laderaum hallten die Schreie der Chinesen wider. Wells vermutete, dass er wusste, was sie bedeuteten: »Kommt heraus! Hände hoch!« Vor nicht allzu langer Zeit hatte er Exley das Geheimnis verraten, wie man einen solchen Augenblick überlebte: *Schieß zuerst. Warte nicht.* Jetzt würde er seinen eigenen Rat befolgen.

Ohne auf die Schmerzen in seinem Bauch zu achten, stieß er sich hoch. Als das Bücherregal umkippte, sah Wells die Polizisten, kaum zwei Meter entfernt, wie sie an dem Regal zogen. Sobald sie ihn erblickten, griffen sie nach ihren Waffen. Zu spät. Er drückte zweimal ab.

Und dann waren sie tot.

Während das Regal zu Boden stürzte, ließ sich Wells dahinterfallen. Die anderen beiden Polizisten standen an der Rückseite des Lieferwagens. Sie hätten in Deckung gehen sollen. Stattdessen schossen sie wild und viel zu hoch. Ein Fehler. Der letzte, den sie je machen würden. Wells konzentrierte sich und drückte ab. Gleichzeitig hörte er das Zischen von Cao schallgedämpfter Pistole neben sich. Einer der beiden Polizisten wirbelte herum, sein Kopf kippte in einem unnatürlichen Winkel zur Seite, und er fiel. Der andere klappte, die Hände auf den Bauch gepresst, zusammen und begann zu schreien. Wells korrigierte die Pistole um den Bruchteil eines Zentimeters und schoss nochmals. Diesmal traf er den Cop in die Schulter. Immer noch schreiend, ließ der Mann die Pistole fallen und stürzte zu Boden.

Wells taumelte aus dem Laderaum, zielte auf den stöhnenden Cop zu seinen Füßen und ließ die 22er wieder sinken, ohne geschossen zu haben. Cao sollte es tun. Ein anderer sollte es tun. Irgendjemand. Dann hob er erneut die Pistole und zielte. Er war der, der er war. Es hatte keinen Sinn, etwas anderes vorzutäuschen. Es hatte keinen Sinn, einen anderen seine Schmutzarbeit erledigen zu lassen. Er drückte ab. Der Körper des Polizisten wirbelte herum und blieb dann regungslos liegen. Die Straßensperre war vor einer Brücke über einen schmalen Kanal errichtet worden. Ein Polizeiwagen und ein Jeep standen mit immer noch eingeschalteten Blinklichtern am Straßenrand. Wells lehnte sich an die Seitenwand des Lieferwagens und sah sich um. Die Hügel hinter ihm waren bewaldet und wirkten unbewohnt. Aber einige Kilometer vor

ihnen erkannte Wells die Anfänge einer Stadt. Die roten Lichter eines Schlot es blinkten in der Nacht. Glücklicherweise war es auf der zweispurigen Straße still. Zumindest im Augenblick.

Cao sprang aus dem Lieferwagen und brüllte die zwei Männer an, die den Wagen gefahren hatten. Wells verstand seine Enttäuschung, aber dafür war nun keine Zeit. Diese Sperre ließ sich nicht verbergen. Sie hatten nur eine Chance.

»Cao.« Wells fasste den kleineren Mann an der Schulter. »Sagen Sie ihnen, dass sie die Polizisten in den Lieferwagen legen sollen. Alles andere lassen wir hier. Los jetzt.«

Cao sah sich um und nickte. Er sagte etwas zu den Männern, und schon warfen sie die Leichen mit derselben Gleichgültigkeit in den Wagen, mit der sie ein paar Säcke Mehl hineingeworfen hätten. Als Wells wieder in den Lieferwagen steigen wollte, stolperte er über eine der Leichen. Der Körper war immer noch warm. Praktisch noch am Leben. Nur dass er eben nicht mehr lebte.

Während der Lieferwagen davonrollte, ließ sich Wells auf den Boden des Laderaums fallen und versuchte nachzudenken, was als Nächstes geschehen würde. Angenommen, die Chinesen besaßen tatsächlich so etwas wie ein Führungs- und Kontrollsystem. Dann würden sie noch vor Tagesanbruch entdecken, dass die Polizisten fehlten. Vermutlich innerhalb von zwei Stunden.

Li würde zwar nicht genau wissen, was passiert war, aber er könnte sich einiges vorstellen. Er würde annehmen, dass Cao und Wells versuchten, per Boot zu entkommen. Er würde die Osthälfte der Provinz und das umgebende Meer mit jedem Soldaten und jedem Schiff überwachen lassen, derer er habhaft werden konnte. Er würde in der Provinz und an der Küste den Notstand ausrufen und allen Zivilisten befehlen, ihre Boote an diesem Tag am Dock vertäut zu lassen. Ganz China würde sie jagen. Sie mussten so schnell wie möglich das Festland verlassen. Selbst wenn sie die Möglichkeit hatten, sich irgendwo zu verbergen, glaubte Wells nicht, dass er noch einen weiteren Tag ohne Krankenhaus überstehen würde. Er fühlte sich leer und schwach und sein Bauch war gefährlich empfindlich durch den Blutverlust. Ein Arzt würde ihn rasch wieder in Ordnung bringen, daran zweifelte er nicht. Ohne Arzt würde er jedoch verbluten, oder an einer inneren Infektion sterben, sobald die

Bakterien in seinen Eingeweiden in seinen Blutkreislauf eindringen.

»Cao.«

»Time-Square-Wells.« Cao entzündete ein Feuerzeug und berührte mit der schwachen gelben Flamme eine dicke Zigarette, die er zwischen den Zähnen hielt. Dann streckte er ihm die Packung entgegen. Wells schüttelte den Kopf. Erst jetzt fiel ihm auf, dass Cao vorher nicht geraucht hatte, um nicht dadurch ihre Anwesenheit in dem Hohlraum zu verraten. Jetzt war diese Diskretion nicht mehr nötig. Ihr Versteck war zu einem Schlachthof geworden.

»Wie weit noch?«

Cao ließ seine Uhr aufleuchten. »Vielleicht eine Stunde. Hundertzehn Kilometer. Keine Nebenstraßen mehr.«

Als wolle der Lieferwagen seine Worte beweisen, beschleunigte er plötzlich, sodass Wells gegen die Seitenwand des Laderaums geschleudert wurde. Stöhnend rang er nach Atem. »Führt der Highway bis nach Yantai?«

»Ja. Dann nach Osten, zwanzig Kilometer, Chucun. Dort Boot.«

»Und das Boot, welche Art von Boot ist es?«

Die Spitze von Caos Zigarette glühte hell auf. »Wir sehen werden.«

Wells lachte. Das war alles, was er tun konnte.

Es war 2:20 Uhr. Sie waren gut vorangekommen. Die kleine Bucht war eine angenehme Überraschung. Der schmale, halbkreisförmige weiße Sandstreifen wurde von einem dichten Wald geschützt. Das Boot selbst war eine andere Geschichte. Es war kaum mehr als ein überdimensionales Ruderboot von ungefähr sieben Metern Länge, mit einem großen Außenbordmotor. Es lag tief im Wasser, die schwarze Farbe blätterte vom Holz ab, Fischernetze hingen vom Rumpf herunter und unter den breiten Holzplanken, die als Sitze dienten, lagen vier rote Plastikkanister mit Benzin. Neben dem Boot saß ein etwa fünfundsiebzighjähriger Chinese.

Obwohl Wells wusste, dass das Gelbe Meer außergewöhnlich ruhig war, konnte er nicht glauben, dass sie Inch'on in dieser Badewanne mit Motor erreichen konnten. Immerhin lagen dazwischen vierhundertachtzig Kilometer offenes Wasser. Und selbst wenn es ihnen gelang, würden sie

zwölf oder mehr Stunden benötigen, in denen sie von der chinesischen Marine gejagt würden. Plötzlich sah ihre Lage mehr als hoffnungslos aus.

»Keine Chance«, sagte Wells.

»Keine Wahl«, erwiderte Cao. Dann umarmte er die Männer, die sie gefahren hatten, und wechselte ein paar Worte auf Chinesisch mit dem alten Mann neben dem Boot. Wells fragte sich, was ihre Helfer als Nächstes tun würden. Vermutlich würden sie den Lieferwagen so gut wie möglich in einem Graben verstecken und verschwinden.

Cao stieg in das Boot, wobei sein Plastikbein gegen die Seitenplanken schlug. Als ihm Wells folgte, stürzte er beinahe. Cao hatte recht. Sie hatten keine andere Wahl. In der Ferne hörte er einen Hubschrauber, der zweifellos nach ihnen suchte. Er ließ sich schwer auf die Holzbank fallen und strich über den Verband, der seine gebrochenen Rippen bedeckte. Trotz der kühlen Nachtluft fühlte er sich schwindlig und fiebrig. Allmählich fragte er sich, ob er auch nur die nächsten zwölf Stunden durchhalten würde.

Die Fahrer und der Fischer traten an das Boot heran und schoben es vom Sand. Es glitt leicht dahin und schaukelte auf den flachen Wellen. Sobald Cao auf den roten Knopf an der Seite des Außenbordmotors drückte, setzte sich die Maschine grollend in Gang. Dann drehte er die Pinne etwas zur Seite und fuhr in die Bucht hinaus. Die Männer am Strand winkten ihnen nach.

»Cao, haben wir überhaupt einen Kompass?«

Cao reichte Wells einen Kompass. »Direkt nach Osten. Einfach.«

»Einfach. Inch'on oder Untergang.«

Osan Air Base, Südkorea

Die C-130 J Hercules rumpelte über die Rollbahn und beschleunigte langsam, während sie über den Asphalt hüpfte. Nicht weit entfernt von dem mit Gras bedeckten Auslauf am Ende des zweitausendsiebenhundert Meter langen Asphaltbandes hob sie schließlich die Nase in die Luft. Im Cockpit atmete Lieutenant Colonel Paul Bosarelli erleichtert auf. Die C-130 war ein kräftiges Biest, dennoch wäre er mit diesem speziellen Flugzeug nicht gern ins Schleudern geraten.

Niemand ging zur Air Force, um eine C-130 zu fliegen. Aber während der zwölf Jahre, die er nun schon Hercules-Pilot war, hatte Bosarelli diese hässlichen alten Vögel lieben gelernt. Die mit vier Propellern ausgestatteten Arbeitstiere der Air Force waren gewiss nicht so sexy wie eine F-22 oder B-2, dafür jedoch meist wesentlich nützlicher. Sie konnten selbst mit schweren Schäden immer noch überall abheben und landen. Abgesehen davon, dass sie Lasten transportierten und bei Spezialoperationen als Fallschirmabsprungbasis für die Einheiten dienten, fungierten sie als Tankflugzeuge, Feuerwehr und in Form der AC-130 Spectre sogar als Kampfflugzeug.

Dennoch vermutete Bosarelli, dass in den fünf Jahrzehnten, seit die Air Force das erste Flugzeug dieses Typs in Betrieb genommen hatte, keine C-130 je eine Ladung wie diese transportiert hatte.

Und das war vermutlich auch gut so.

Drei Minuten nachdem der chinesische Torpedo den Rumpf des Zerstörers durchschlagen hatte, waren die ersten Berichte vom Angriff auf die *Decatur* im Führungszentrum in Osan eingetroffen. Weil niemand abschätzen konnte, ob der Angriff eine Einzelaktion oder Teil eines groß angelegten chinesischen Vorstoßes war, hatte Brigadier General Tom Rygel, der Leiter des Zentrums, für den Luftstreitkräftestützpunkt Alarmstufe Charlie-Plus ausgerufen. Dies war die zweithöchste Alarmstufe hinter Delta, die einen unmittelbaren Angriff ankündigte. Rygels Entscheidung war nur allzu verständlich,

denn Osan war die nächstgelegene amerikanische Basis zu China. Die Grenze zwischen der Volksrepublik und Nordkorea lag nur vierhundertachtzig Kilometer weiter nördlich. Diese Distanz konnten die neuesten chinesischen Kampffjets vom Typ J-10 mit Nachbrenner in fünfzehn Minuten zurücklegen.

Innerhalb einer Stunde nach dem Angriff auf die *Decatur* hatte die 51st Fighter Wing von Osan zusätzlich sechs F-16 in die Luft geschickt, die sich den beiden bereits patrouillierenden Jets anschlossen. Weitere acht Jets standen in Bereitschaft. Selbstverständlich waren die sechzehn Kampffjets den vielen Hundert chinesischen Jets, die jenseits der Grenze warteten, zahlenmäßig bei Weitem unterlegen. Aber die amerikanischen Flugzeuge übertrafen die neuesten J-10s in ihren technischen Fähigkeiten so deutlich, dass es von den Chinesen unvernünftig gewesen wäre, sie herauszufordern. Vermutlich hatte der Kapitän der *Decatur* Ähnliches angenommen, dachte Bosarelli.

Während die Kampffjets davonflogen, blieb Bosarelli nichts anderes zu tun, als im Bereitschaftsraum Kaffee zu trinken und den beißenden Schmerz in seinem Magen zu ignorieren. Während neunzig Prozent der Zeit – verdammt, fünfundneunzig – hatte er mehr zu tun als diese eingebildeten Jungs. Aber in Augenblicken wie diesen fühlte er sich wie ein Versager. Im Vergleich zu einem Kampffjet – und zwar wirklich *jedem beliebigen* Kampffjet – war seine C-130 nur eine fliegende Zielscheibe.

Dann ging die Tür zum Bereitschaftsraum auf. Ein Lieutenant sah sich um und steuerte dann direkt auf Bosarellis Tisch zu. »Colonel Bosarelli.« »Ja.« Bosarelli kannte den Mann vom Sehen, aber nicht seinen Namen. Er war einer von Hansells Laufburschen. Lieutenant General Peter Hansell war der Kommandeur der 7th Air Force und somit der höchste Offizier in Osan.

»Colonel, General Hansell möchte Sie gern sehen.«

Hansells Büro befand sich im Luftkontrollzentrum, einem gedrungenen Bauwerk, das alle in Osan aufgrund seiner drei Meter dicken Betonwände in Anlehnung an das amerikanische Luftverteidigungszentrum »Cheyenne Mountain East« nannten. Während

sie durch die engen Gänge des Zentrums schritten, fragte sich Bosarelli, was er falsch gemacht hatte – oder richtig.

Bevor Bosarelli dahinterkam, erreichten sie Hansells Büro. »Hier verlasse ich Sie«, sagte der Lieutenant. »Gehen Sie gleich hinein. Er erwartet Sie.«

Bosarelli hätte gern noch ein bis zwei Minuten Zeit gehabt, um seine Schuhe zu polieren und seine Uniform zu prüfen. Aber er würde Hansell gewiss nicht warten lassen. Er straffte die Schultern, trat ein und salutierte so knapp und zackig, wie er es seit seinem ersten Jahr als Kadett in Colorado Springs nicht mehr getan hatte.

»Sir.«

»Colonel. Bitte nehmen Sie Platz. Sie fliegen nun schon seit zwölf Jahren die Hercules, richtig?« Das war keine Frage. Bosarelli nickte.

»Ihre Akte ist makellos. Vor zwei Jahren landeten Sie nur mit einer einzigen Maschine in Bagram.«

Nun war Bosarelli wirklich nervös. Ein Dreisternegeneral schmeichelte einem Lieutenant Colonel nur, wenn er etwas wollte.

»Und Sie haben letztes Jahr Ihre Fallschirmausbildung bestätigt.«

»Das ist korrekt, Sir.«

»Ich habe mit Ihnen eine Mission zu besprechen, Colonel. Eine ungewöhnliche Mission. Und Sie sind der erste Hercules-Pilot, dem ich sie anbiete. Aber ich will, dass Sie eines verstehen. Dies ist eine Anfrage. Kein Befehl. Nichts für ungut, wenn Sie Nein sagen.«

»Ja, Sir. Akzeptiert, Sir.«

»Danke«, sagte Hansell. »Zunächst muss ich jedoch wissen, ob dies überhaupt möglich ist.«

Während der nächsten fünf Minuten, in denen Hansell seinen Plan umriss, schwieg Bosarelli.

»Und? Können wir es schaffen?«, erkundigte sich Hansell, als er fertig war. »Ich hätte lieber eine Predator eingesetzt« – eine leichtgewichtige unbemannte Drohne – »aber sie hat nicht genug Tragkraft, damit es funktioniert.«

Bosarelli hätte gern gefragt, wer diesen verrückten Einfall bewilligt hatte, und warum. Nach nochmaliger Überlegung wollte er es gar nicht wissen. Irgendjemand hoch oben in der Befehlskette, so viel stand fest. Und zwar sehr hoch oben. Vielleicht sogar an der Spitze. Er sah zur

Decke empor, um Hansells eisblauen Augen zu entgehen, und stellte sich die einzelnen Schritte vor, die er unternehmen müsste.

»Und wann wollen wir es tun ...«

»Heute Nacht. Zielzeit vier Uhr früh.«

»Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.« Nie zuvor hatte Bosarelli etwas so Verrücktes gehört. Aber das sagte er nicht. Schon immer hatte er sich gewünscht, mittendrin zu sein. Jetzt war er es. *Sei vorsichtig, was du dir wünschst.* »Ich halte es für durchführbar, Sir. In gewisser Weise ist es ein Rückschritt, eine große Freifallbombe. Ich werde einen zweiten Officer benötigen. Jim Keough sollte mit von der Partie sein.« Bosarelli hielt inne. »Angenommen, er macht mit. Dann benötigen wir Höhenzünder. Die JPfs, die programmierbaren. Und, ah ...« Bosarelli brach ab, denn er wusste nicht, wie viel der General hören wollte.

»Fahren Sie fort, Colonel.«

»Vermutlich sollten wir die klugen Jungs vom JPL und AFRL« – die Ingenieure des Jet Propulsion Laboratory der NASA in Kalifornien und des Air Force Research Laboratory in Ohio – »bitten, ein paar Simulationen laufen zu lassen, um unsere Flugbahn zu berechnen für die Zeit nachdem wir die Schalter umgelegt haben.«

»Wir bekommen die Projektionen innerhalb einer Stunde.«

»Dann, ja, wenn Sie es abzeichnen, dann können wir es tun. Und Sie können verdammt noch mal sicher sein, dass man es weithin sehen wird.«

»Sind Sie immer noch dazu bereit, jetzt, wo Sie wissen, worum es geht? Nehmen Sie sich eine Minute Zeit und denken Sie nochmals darüber nach.«

Bosarelli konnte nicht ableugnen, dass er nervös war. Jeder vernünftige Mann wäre nervös. Das Risiko war enorm. Aber im Irak und in Afghanistan gingen Soldaten und Marines tagtäglich ein derartiges Risiko ein. Er würde den Auftrag keineswegs ablehnen. Bevor er es sich noch anders überlegen konnte, stimmte er zu. »Das ist nicht notwendig, Sir. Es ist mir eine Ehre. Solange Sie versprechen, uns rasch aufzufischen.«

»Abgemacht. Darauf haben Sie mein Wort.« Diesmal salutierte Hansell als Erster. »Danke, Colonel.«

Vier Stunden später befanden sich Bosarelli und sein Flugingenieur Major Jim Keough auf sechstausendsiebenhundert Meter Höhe. Sie flogen langsam in ostsüdöstlicher Richtung über den Pazifik, um Keough Zeit zu geben, die Zünder zu installieren, die aus der C-130 eine fünfundsechzig Tonnen schwere Bombe machen würden.

Was sie planten, unterschied sich kaum von dem, was Mohamed Atta am elften September getan hatte, dachte Bosarelli. Aber einen großen Unterschied gab es.

Anstatt der üblichen Humvees hatte Bosarellis C-130 zwanzig GBU-29-Bomben an Bord, die verbesserte Version der alten MK-82. Jede Bombe enthielt ihre Standardladung von achtundsechzig Kilo hochexplosiven Sprengstoffs. Die Bomben waren zwischen Einhundertfünfzigliterfässern verteilt, die zu annähernd gleichen Teilen mit Benzin, Benzol und Polystyrol gefüllt waren – den Grundbestandteilen von Napalm.

Offiziell hatten die USA im Jahr 2001 all ihre Napalmbomben vernichtet. Die steigende Tötungskraft konventioneller Bomben hatte Napalm – eine gelierte Form von Benzin, die bei mehr als fünftausend Grad brannte – überflüssig gemacht. Seit Vietnam war der Stoff zu einem Albtraum für die Öffentlichkeitsarbeit geworden, und vor allem seit 1972, als ein Fotograf der Associated Press mit seiner Kamera die Todesqualen eines neunjährigen Mädchens einfing, das von einer Napalmbombe überrascht worden war.

Aber obwohl man die vorgemischten Bomben vernichtet hatte, lagerte die Air Force immer noch die Rohmaterialien, die für die Herstellung von Napalm benötigt wurden. Trotz seines erschreckenden Rufs war an diesem Stoff nichts Magisches. Das Polystyren machte das Benzin nur deutlich klebriger, sodass man es schwieriger abkratzen konnte. Sobald es etwas berührte – die Uniform eines feindlichen Soldaten, oder das Gesicht eines Mädchens -, haftete es daran und brannte, bis es aufgezehrt war. Für diese Mission war es jedoch wichtig, dass Napalm bedeutend langsamer brannte als Benzin.

Keough trat ins Cockpit. »Zeit zu gehen.«

Bosarelli steuerte die C-130 in eine Rechtskurve, sodass er einen langen langsamen Halbkreis über den Pazifik zog, bis er wieder nach Westen flog, zurück nach Südkorea. Es war kurz nach 3:00 Uhr Lokalzeit – 15:00 Uhr in Washington – und die Zivilflüge nach Seoul hatten für diese Nacht bereits geendet. Alle anderen Flugzeuge in einem Radius von fünfzig Kilometern waren freundlich. Ohne es allzu offensichtlich werden zu lassen, hatte die Air Force Bosarellis Flugzeug in eine Schutzhülle aus Kampffjets verpackt. Vier F-16 patrouillierten entlang der nordkoreanischen Küste und vier weitere im Westen über dem Gelben Meer, wobei sie sorgfältig darauf achteten, den chinesischen Jets genug Raum zu überlassen, die westlich von ihnen kreuzten.

Inzwischen hatte man die südkoreanische Marine ersucht, jedes verfügbare Schiff in das Gelbe Meer zu entsenden. Eine Flotille von Kuttern und Fregatten schwärmte von Inch'on aus und steuerte nach Westen auf die Halbinsel Shandong zu. Jedes Boot war mit Lautsprechern ausgerüstet und hatte zumindest einen amerikanischen Militärbeobachter an Bord. Den Booten war es jedoch absolut untersagt, sich der Spitze der Halbinsel weiter als auf eine Entfernung von einhundertdreißig Kilometern anzunähern. Gleichzeitig hatte man sämtliche verfügbaren südkoreanischen und amerikanischen Hubschrauber für den Start vorbereitet, auch wenn noch keiner davon in der Luft war.

In der C-130 gestattete sich Bosarelli einen kurzen Blick durch die dünnen Wolken auf die schlafenden Länder darunter. Der Unterschied war buchstäblich wie Tag und Nacht. Südkorea schimmerte hoffnungsvoll, während Nordkorea in völliger Finsternis lag. Irgendwie wirkte der Anblick beruhigend auf Bosarelli. Möglicherweise würde er nie wissen, worauf diese Mission abzielte. Aber er glaubte, und musste einfach daran glauben, dass er für die richtige Seite kämpfte.

In Langley erhielten Exley und Shafer stündlich die neuesten Berichte. Bisher war die Mission in Gang – auch wenn noch nicht wirklich etwas passiert war. Exley konnte es immer noch nicht glauben, dass der Präsident ihrem Vorschlag zugestimmt hatte.

Nach der Konfrontation mit Duto war die Besprechung im Weißen Haus seltsam banal verlaufen. Sie waren mit dem Hubschrauber zum Rasen vor dem Weißen Haus geflogen worden, wo man sie sogleich in das Oval Office geleitet hatte. Dort wurden sie bereits vom Präsidenten und dem Nationalen Sicherheitsberater erwartet. Exley hatte erneut ihr Gespräch mit Wells wiederholt und ihren Plan für seine Rettung erläutert.

Dann hatte Duto klargemacht, was er dachte.

»Um die Sache nicht zu beschönigen, Sir: Die Chance auf Erfolg ist gleich null. Ginge es nicht um das, was Mrs Exley und Mr Wells in New York getan haben, hätte ich Sie damit gewiss nicht belästigt.«

Der Präsident murmelte seinem Nationalen Sicherheitsberater etwas zu, und dieser nickte. Exley waren beide Männer nicht sympathisch, allerdings bewunderte sie ihre gefasste Haltung. Den Männern war in keiner Weise anzusehen, ob sie ihre Idee ablehnten oder sich bloß kühl gaben.

Dann wandte sich der Präsident an Duto. »Welches Risiko gehen wir ein, wenn es nicht klappt?«

»Nun, Sir, angesichts der derzeitigen Spannungen besteht das größte Risiko darin, dass die Chinesen die Sache als kriegerische Handlung betrachten.«

»Das ist möglich«, gestand Shafer ein. »Aber es wird sich nicht auf chinesischem Hoheitsgebiet abspielen.«

»Sir«, vervollständigte Duto.

»Es wird sich nicht auf chinesischem Hoheitsgebiet abspielen, Sir«, wiederholte Shafer. »Wir wissen nicht, was Wells in der Hand hat, Sir. Aber ich vertraue ihm. Wenn er sagt, dass es wichtig ist, ist es wichtig.«

»Denn heute Abend muss ich aufstehen und dem amerikanischen Volk sagen« – Exley zuckte innerlich zusammen, als sie diese Worte hörte; sie hasste es, wenn Politiker vom amerikanischen Volk sprachen – »was wir im Hinblick auf diesen Angriff unternehmen werden. Und Sie alle wissen, dass wir unter großem Druck stehen, hart zurückzuschlagen.«

»Sir. Diese Sache beschränkt Ihr weiteres Handeln in keiner Weise. Ihnen stehen nach wie vor alle Optionen offen. Ich stimme überein, dass die Sache ein gewagtes Unternehmen ist, aber wenn die Chance auf Erfolg auch nur bei einem Prozent liegt ...«

Bei diesen Worten nickte der Präsident. »In Ordnung. Holen Sie mir eine Befugnis« – die offizielle schriftliche Ermächtigung, die für diese Art von Geheimoperationen erforderlich war. »Ich werde sie unterzeichnen.« »Sir ...«, warf Duto ein.

»Direktor Duto, Ihre Einwände wurden für die Akten registriert. Aber wenn es uns möglich ist, werden wir versuchen, einen Krieg zu verhindern. Seit 2003 haben wir alle ein wenig dazugelernt.«

Mittlerweile war alles an Ort und Stelle, zumindest lauteten so die Berichte. Viel Zeit blieb ihnen nicht. In kaum drei Stunden würde die Sonne über dem Gelben Meer aufgehen, und wenn sich Wells dann noch nicht in Freundeshand befand, würde er es vermutlich nicht schaffen. Das wussten Exley und Shafer. Die Chinesen besaßen nur eine schlechte Nachtsichtausrüstung – in diesem Bereich lagen sie noch einige Generationen hinter den USA zurück -, aber bis zum nächsten Morgen würden sie das gesamte Gelbe Meer mit ihrer Marine abdecken. Jedes zivile Boot, das sich dann noch auf dem Wasser befand, würde von Bug bis Heck durchsucht oder einfach in die Luft gejagt werden.

Es verstand sich von selbst, dass der gesamte Plan davon abhing, dass Wells rechtzeitig das Festland verlassen hatte. Sollte er immer noch in Peking festhängen, würden sie umsonst ein ganzes Flugzeug voll Benzin vergeuden – und ein paar mutige Piloten in Gefahr bringen.

Shafers Telefon läutete. Er hob ab und hörte einen Augenblick lang zu.

»Gut«, sagte er schließlich, ehe er auflegte. »Wir sind immer noch im Rennen. Unsere Boote nähern sich der Sperrzone. Sie rechnen noch mit ungefähr einer Stunde.«

»Ich wünschte, die Sonne ließe sich aufhalten«, sagte Exley. »Wenn es nur hier Nachmittag und drüben Nacht bleiben könnte, bis wir ihn finden.«

»Wären Sie gern ...« Shafer brach ab und räusperte sich. Exley wartete. Schließlich hielt sie es nicht länger aus. »Was?«

»Wären Sie gern dort, Jennifer? Bei ihm? Ich meine, wo Sie wissen, wie die Chancen stehen ...« Shafer verstummte. »Ich meinte es nicht so, wie es klang.«

Exley lächelte ein dünnes, trauriges Lächeln. Shafer sollte ruhig darüber

nachgrübeln. Allerdings hatte sie nicht vor, seine Neugier zu befriedigen. Sie selbst kannte die Antwort genau: Ja, natürlich.

Das Boot flog mühelos über die niedrigen, sanften Wellen. Dennoch fühlte Wells jedes Mal, wie seine Rippen rasselten, wenn das Meer gegen die Bootsseite schlug. Er saß auf der vorderen Bank und umklammerte das Holz so fest, als wären seine Hände damit verschmolzen. Vermutlich gab es eine bessere Methode, sich festzuhalten, aber die kannte er nicht.

Mehr als eine Stunde waren sie in ungefähr achthundert Metern Entfernung parallel zur Küste gefahren. Während Cao das Ruder bediente, hatte Wells nicht viel zu tun. Mehrmals hatten sie über sich Hubschrauber gehört und die Lichter eines Bootes in der Ferne gesehen, aber keines kam auf Rufnähe heran. Sie ließen den Motor mit voller Kraft laufen, und trotz der abblätternden Farbe und des rostigen Motors schien das Boot tatsächlich seetüchtig zu sein. Auf jeden Fallleckte es nicht, denn das war das Einzige, was Wells beurteilen konnte. Seine seefahrerischen Erfahrungen beschränkten sich auf ein gelegentliches Bad mit Exley.

Im Süden wurde die Küste felsiger und rauer. Tagsüber war die Entwicklung vermutlich offensichtlicher. Nachts hingegen, nur beleuchtet vom schwachen Schein eines Viertelmondes, wirkte das Land überraschend unberührt. Vermutlich besaß sogar China ein paar Orte, die nicht überlaufen waren, dachte Wells.

Die Lichter an der Küste wurden spärlicher und spärlicher, bis sie vollständig verloschen.

»Tianjintou«, sagte Cao, wobei er nach Süden deutete. In der Ferne endete das Land in einem Felsenvorsprung, an dem die Wellen wie schmale weiße Zungen hochschlugen.

»Tianjintou?«

»Bedeutet ›Ende von Welt‹. Östlichster Punkt in Shandong. Ab jetzt nur Wasser.«

»Bleibt zu hoffen, dass wir nicht schwimmen müssen.«

Eine halbe Stunde später wirkte Wells' Ausspruch eher wie eine Prophezeiung denn wie ein Scherz. Zwei Hubschrauber strichen hinter

ihnen mit ihren Scheinwerfern die Küste entlang. Und im Westen sah Wells in einiger Entfernung die Lichter von drei Booten. Zumindest eines davon war ein Zerstörer oder eine Fregatte – auf jeden Fall etwas Großes. Die Boote fuhren nach Osten, auf das offene Meer hinaus. Sie jagten Wells und Cao, obwohl sie noch nichts davon wussten.

Dann tauchten im Süden zwei weitere Boote auf. Diesmal waren es kleine, schnelle Boote. Wells konnte sie noch nicht hören, aber er sah ihre Scheinwerfer. Als er Cao an der Schulter antippte und in die Richtung deutete, zuckte dieser nur die Achseln.

Diese beiden würden sie nicht schnappen, dachte Wells. Die schweren niedrigen Wolken halfen ihnen, zumindest bis Sonnenaufgang. Aber sobald es hell würde, könnten sie sich nirgendwo verbergen. Man würde sie weit vor Inch'on zur Strecke bringen.

Wells konzentrierte sich auf das rollende dunkle Wasser, das schal und brackig vor ihnen lag. Im College war er ein halbwegs guter Schwimmer gewesen. Schwimmen zählte zwar nie zu seinen Lieblingssportarten, aber im Winter baute er damit seine Muskeln wieder auf, die unter den Schlägen der Football-Saison gelitten hatten. Allerdings war es eine hoffnungslose Fantasie, die dreihundertsechzig Kilometer bis Korea schwimmend zurückzulegen, selbst wenn er keine gebrochenen Rippen hätte. Ebenso hoffnungslos wie die übrige Mission, dachte Wells. Er bedauerte es nicht, das Risiko eingegangen zu sein. Denn nun kannte er das Geheimnis und damit den Grund für diesen Krieg. Wenn es Cao und ihm nur gelingen würde, zu überleben, könnten sie ihn verhindern.

Seit ihn Exley in New York gerettet hatte, hatte er mit seinem geschenkten Leben gespielt. Er wollte nicht sterben, nicht auf diese Art, aber ein Teil von ihm hatte die Tatsache akzeptiert, dass er sterben *würde*. Wenn nicht heute, dann bald. Er würde sein Glück so lange herausfordern, bis es zerbrach. Dass er diesmal ein so großes Risiko eingegangen war, konnte er mit der Bedeutung dieser Mission rechtfertigen.

Aber welche Ausrede hatte er, wenn er mit 200 km/h über die I-95 jagte? Wie konnte er Exley bitten, ihm noch zu vertrauen?

Er erinnerte sich an einen alten Scherz aus dem Philosophieunterricht am College: *Ich bin ein Optimist und kein Fatalist. Aber wenn ich ein Fatalist wäre, was könnte ich dagegen tun?* Oder um es mit den Worten des großen Philosophen Bruce Springsteen zu sagen: *Everything dies*,

baby, that's a fact. Wieder machte sich Wells' Verstand selbstständig. Tianjintou. Das Ende der Welt. Erneut sackte er in sich zusammen, und die Dunkelheit umfing ihn.

In sechstausendsiebenhundert Metern Höhe war die Nachtluft ruhig, auch wenn sich die Wolken unter der C-130 rasch verdichteten. Bosarelli nahm die Maschinenleistung zurück und verringerte die Geschwindigkeit des Flugzeugs auf 330 km/h. Der Luftstreitkräftestützpunkt in Osan hatte ihn ersucht, die Geschwindigkeit zu drosseln, um der Flotille auf dem Wasser eine Chance zu geben, noch einige Kilometer weiter nach Westen vorzustoßen.

»Neuntausendfünfhundert Umdrehungen pro Minute«, sagte Keough.
»Dreihundertdreißig km/h, Richtung zwei-siebzig.« Direkt nach Westen.
»Ich gehe auf sechzehnhundert hinunter.« Bosarelli fuhr die Landeklappen auf fünfzig Prozent aus, um mit dem Sinkflug zu beginnen. Sobald er das tat, erklang ein kurzer Alarm und der Flachbildschirm vor ihm blinkte rot auf, ehe er zu seinem schwarzen Hintergrund zurückkehrte. Die chinesischen J-10 waren nun nur noch einhundertfünfundachtzig Kilometer entfernt – fünf Minuten mit Nachbrenner.

Vorerst machte sich Bosarelli ihretwegen keine Sorgen. Er befand sich über internationalem Gewässer und flog langsam und in gerader Linie – was kaum auf eine feindselige Absicht schließen ließ.

Als er durch die verglasten Fenster des Cockpits hinuntersah, entdeckte er durch die Wolken hindurch die Lichter eines Schiffes, das direkt unter ihm nach Westen fuhr. Hoffentlich war es ein befreundetes Schiff.

»Alles bereit?«

»Das hoffe ich«, gab Keough zurück.

In einer Höhe von viertausendneunhundert Metern fing Bosarelli den Sinkflug ab, und das Flugzeug flog weitere fünfzehn Minuten beständig dahin. Bosarelli und Keough sprachen kaum miteinander. Nach Tausenden Stunden in diesen Hercules-Maschinen konnte sie Bosarelli buchstäblich im Schlaf fliegen. Außerdem gab es nicht viel zu sagen. Unter ihnen verdichteten sich die Wolken zu einer einheitlichen weißen Masse, deren Oberfläche im Licht des Mondes und der Sterne glitzerte

wie im Traum eines kleinen Mädchens. Bosarelli hatte jedoch wenig übrig für diese Schönheit. Er hätte viel lieber das Wasser unter sich gesehen. Ein Seitenwind kam auf, der das Flugzeug leicht durchrüttelte. »Einhundertfünfundachtzig Kilometer in westlicher Richtung bis Inch'on«, sagte Keough. »Zwei Minuten bis zur Mittellinie.« Inch'on lag etwa dreihundertneunzig Kilometer westlich der Spitze der Halbinsel Shandong. In zwei Minuten würde das Flugzeug China näher sein als Korea, was bei den chinesischen Jets Alarm auslösen könnte. »Zwei Minuten bis zur Mittellinie, zwölf Minuten bis zum Zielpunkt.« Bosarelli drosselte die Maschine auf 280 km/h, das war nur eine Kleinigkeit mehr als die Mindestgeschwindigkeit des Flugzeugs. Nun verließen sie auch die letzten beiden F-16 ihrer Eskorte, wobei einer der zwei Kampffjets nach Norden und der andere nach Süden schwenkte, um in einem Bogen nach Osan zurückzufliegen. Jetzt hatten Bosarelli und Keough keinerlei Begleitschutz mehr. Aus irgendeinem Grund – vielleicht sogar demselben, aus dem sie diese Mission unternahmen – hatten die chinesischen J-10 nach Westen abgedreht und sich auf eine Höhe von zwölfhundert Metern sinken lassen, während sie wieder auf die Küste von Shandong zustrebten. Bosarelli wusste jedoch, dass die chinesischen Kampffjets jederzeit erneut den Kurs wechseln und die C-130 ins Visier nehmen konnten, die vor allem mit dieser Ladung keine Chance hätte. Hercules-Piloten scherzten gern, dass ihr Raketenabwehrsystem hauptsächlich aus einem Alarm bestand, der ihnen sagte, wann ihr flugfähiger Untersatz explodieren würde. Seit seiner ersten Fahrt in der Achterbahn in Six Flags im texanischen Arlington hatte er sich nicht mehr so gefürchtet. Damals war er acht gewesen. Sein älterer Bruder hatte ihm eine ganze Woche vorgeschwärmt, wie toll es sei, bis Bosarelli es selbst unbedingt erleben wollte. Daraufhin hatte er seinen Vater so lange angefleht, bis er ihn endlich mitnahm. Als der Wagen langsam über die flachen texanischen Ebenen hochkroch und sich auf seinen ersten Absturz vorbereitete, hätte sich Bosarelli am liebsten übergeben. Aber er tat es nicht. Sobald sie den Hügel hinuntersausten, explodierte er geradezu vor Vergnügen – auch wenn das für seine jetzige Situation vielleicht nicht die geeignete Wortwahl war.

»Fünf Minuten«, sagte Keough.

»Fünf Minuten.« Wieder fuhr Bosarelli die Klappen aus. »Ich gehe auf dreitausendsiebenhundert Meter hinunter.«

In dreitausendsiebenhundert Metern fing Bosarelli den Sinkflug ab.

»Fallschirme und Helme auf.«

Bosarelli griff nach seinem Fallschirm und zog ihn über die Schultern.

Keough tat dasselbe. Sie hatten die Fallschirme in Osan selbst zusammengelegt, unter der Aufsicht eines Majors der Special Forces, der schon zweihundertfünfzig Sprünge absolviert hatte. Nun konnte Bosarelli lediglich vor dem Armaturenbrett stehen, weil er nicht mehr in den Sitz passte. Die Designer der C-130 hatten nicht erwartet, dass die Piloten des Flugzeugs Fallschirme tragen würden.

»Kontrollier deinen Tansponder.« Beide hatten Notleuchtstäbe bei sich, die in schwarzen Plastikboxen an ihrer Taille befestigt waren.

»Geprüft.«

»Zweihundertdreißig Kilometer bis Inch'on«, sagte Bosarelli. »Vierzig Kilometer westlich der Mittellinie.«

»Zwei Minuten«, meldete Keough. Sein Bildschirm leuchtete rot auf und in seinem Kopfhörer ertönte ein lautes, schnelles Alarmsignal. In den letzten fünfzehn Minuten hatten die Chinesen sechs weitere Kampffjets in die Luft geschickt. Zwei von ihnen hatten beschlossen, sich die C-130 näher anzusehen.

Jetzt ging ein weiterer Alarm los, höher und drängender als der vorige. Einer der chinesischen Kampffjets hatte die Hercules mit seinem Zielradar erfasst. Dies war eine wortlose Warnung, dass sie augenblicklich mit einer Luft-Luft-Rakete rechnen mussten, sobald sie in den chinesischen Luftraum eindringen würden.

»Eine Minute bis zum Zielpunkt«, sagte Keough.

»Eine Minute.« Bosarelli schaltete den Tansponder der Hercules auf 7700, das Signal für einen Flugzeugnotfall. Dann drehte er sich um und streckte Keough die behandschuhte Faust entgegen. Dieser hob ebenfalls die Hand und schlug Knöchel gegen Knöchel ein.

»Bereit, Jim?«

»Bereit.«

Wieder erklang der Radaralarm. Diesmal sogar volle fünfzehn Sekunden lang. »Ich kümmere mich darum«, sagte Bosarelli. Er schaltete das Funkgerät der Hercules auf die militärische Notfallsfrequenz von 243,0 MHz. Die Warnung, die zwar auf Englisch, aber mit schwerem Akzent, ausgesprochen wurde, entsprach seinen Erwartungen: »Sie nähern sich dem chinesischen Luftraum. Drehen Sie ab, ansonsten müssen Sie mit sofortigen Maßnahmen rechnen.« Pause. »Sie nähern sich dem chinesischen Luftraum. Drehen Sie ab ...«

»Ich werde es berücksichtigen«, murmelte Bosarelli, während er das Funkgerät ausschaltete.

»Dreißig Sekunden bis zum Ziel.«

»Dreißig Sekunden. Klappen auf fünfzig.« Wieder fuhr Bosarelli die Klappen des Flugzeugs aus. »Jetzt, Jim. Los.«

Keough verließ das Cockpit. Dann hörte Bosarelli ein lautes Zischen, als er die Mannschaftsluke knapp hinter dem Cockpit öffnete. Das Flugzeug begann zu rütteln. Wieder erklang in seinem Kopfhörer der Radaralarm. *Jetzt.* Bosarelli drückte den Schubhebel über den Leerlauf hinaus, um die Maschinen abzuschalten. Dann griff er zu Keoughs Platz hinüber und drehte die Treibstoffpumpen ab.

Einfach so verwandelte sich die C-130 in einen fünfundsechzig Tonnen schweren Gleiter. Während die Maschine an Schub verlor, schrillten sowohl in seinem Kopfhörer als auch im Cockpit verschiedene Alarme. Die Propeller hatten immer noch ein wenig Drehmoment, sodass das Flugzeug nicht augenblicklich in den Sturzflug ging. Aber Bosarelli wusste, dass es nicht mehr lange dauern konnte. Es war Zeit, zu gehen. Er verließ das Cockpit und sah zu Keough hinüber, der an der offenen Tür des Flugzeugs wartete. Dieser nickte und trat mit angelegten Händen aus dem Flugzeug. Im selben Augenblick war er verschwunden.

Bosarelli zog die Schutzbrille über die Augen und trat an die offene Luke. Statt des normalen Geräusches der Turboprops hörte er nur die Sirenen im Cockpit und das Rauschen des Windes. Während er in den Nachthimmel hinausblickte, verlor er für einen Moment die Nerven. Am liebsten wäre er ins Cockpit zurückgerannt und hätte versucht, die Maschinen neu zu starten. Aber er wusste, dass es nur einen Ausweg gab. Hinunter.

Und noch ehe er seine Meinung ändern konnte, hatte er sich abgestoßen

und war in die kühle Nachtluft hinausgestiegen. Unter normalen Umständen, das heißt mit ausgestreckten Armen und Beinen, fiel der menschliche Körper mit einer Maximalgeschwindigkeit von 200 km/h – ungefähr zweihundertfünfzig Meter in fünf Sekunden. Bosarelli presste die Arme fest an die Brust und streckte die Beine abwärts, weil er hoffte, auf diese Weise auf 300 km/h zu kommen. Er wollte so schnell wie möglich von der Hercules wegkommen, um nicht von der Explosionswelle des Flugzeugs erfasst zu werden.

Dann traf ihn eine Böe in die Seite, verdrehte seinen Rücken und schleuderte seine Schultern auswärts. Als er die Arme hob, um das Gleichgewicht wiederzufinden, begann er stattdessen, um die eigene Achse zu wirbeln und in der Luft umherzuspringen, wie ein Kiesel, der von einer Welle erfasst worden war. Plötzlich war er nicht mehr in der Lage, den Fallschirm zu öffnen. Während die Sekunden weiterliefen, atmete er tief durch und versuchte, sich zu erinnern, was er im Training gelernt hatte. Dann erreichte er die Wolkenschicht, und die Luft um ihn wurde weiß und drohte, ihn zu ersticken.

Entspann dich. Er breitete Arme und Beine aus, so weit er konnte, und bog den Rücken durch, um maximalen Luftwiderstand zu erzielen. Als er wieder aus den Wolken auftauchte, wirbelte er zwar nicht mehr um die eigene Achse, aber das Meer war ihm schon sehr nahe. Nur noch wenige Hundert Meter unter ihm lag das Wasser dunkel und nichts sagend. Er konnte bereits zwei Boote sehen, die nach Westen tuckerten. Sie würden ihn finden. Sofern er an seinen Fallschirm gelangte. Während Bosarelli quer über seine Brust nach der Schnur griff, betete er, dass er sich sanft öffnen möge. Er war nicht sicher, ob ihm noch genug Zeit bleiben würde, um den Reserveschirm zu öffnen.

Dann ...

Als ihn der Fallschirm dem Griff der Gravitation entriss, wurde sein Körper mit einem Ruck aufwärtsgezogen. Über sich sah er einen offenen Baldachin, der sich wie die Flügel eines Engels über ihm ausbreitete.

Eineinhalb Kilometer entfernt stürzte die leere C-130 mit der Nase voran auf das Gelbe Meer zu. Im Cockpit hallten die nun nutzlosen Alarme wider. Zwölfhundert Meter. Die Bomben und Benzinfässer spannten das

Sicherheitsnetz, mit dem sie am Boden des Laderaums festgebunden waren, aber die dicken Nylonfäden hielten stand.

Eintausend Meter. Die C-130 näherte sich der Schallgeschwindigkeit von dreihundertdreißig Metern pro Sekunde. Als sich die Geschwindigkeit des Flugzeugs weiter erhöhte, entstanden durch den Sturzflug so große Beschleunigungskräfte, dass die linke Tragfläche vom Rumpf abgerissen wurde ...

Achthundert Meter. Das Geisterflugzeug begann auseinanderzubrechen. Aber in diesem Augenblick waren die strukturellen Mängel nicht mehr von Bedeutung. Die Hercules hatte ihre Aufgabe erfüllt.

Sechshundert Meter ...

Dreihundert Meter ...

Die Höhenzünder der GBU-29 gingen los und brachten eintausendvierhundert Kilogramm Sprengstoff zur Explosion. In einem Sekundenbruchteil verwandelte sich der Transportraum in ein Inferno und die mit geliertem Benzin gefüllten Ölfässer gingen in die Luft.

Bosarelli sah die Explosion, ehe er sie fühlte. Die Nacht erhellte sich durch eine zweite Sonne, eine goldgelbe Wolke, die nach oben und nach außen explodierte und die klassische, pilzförmige Wolke einer Miniaturatombombe bildete. So strahlend und so wunderschön. Einige Sekunden später erfasste ihn die Explosionswelle, die heißer war, als er erwartet hatte, und erfüllt von Benzin- und Benzoldämpfen. Aber in diesem Augenblick war er dem Wasser schon so nahe, dass er wusste, er würde überleben.

Er konnte nur hoffen, dass die Bombe ihren Zweck erfüllt hatte.

Als sich der Himmel weiß färbte, glaubte Wells zu träumen. Dann hörte er, wie Cao einen Schrei ausstieß, und wusste, dass er doch nicht träumte. Er begann zu zählen: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig ... während er darauf wartete, dass der Knall der Explosion sie erreichen würde, um abzuschätzen, wie weit sie entfernt war. Dann erfüllte die Druckwelle seine Ohren – fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer. Innerhalb der letzten Stunde hatten die Chinesen mehr und mehr Hubschrauber in die Luft geschickt. Erst vor wenigen Minuten durchlebten sie eine Schrecksekunde, als ein Hubschrauber an ihnen vorüberstrich und sein Suchlicht sie nur um wenige hundert Meter verfehlte. Jetzt diese Explosion. Das konnte kein Zufall sein. War ein chinesischer Jet oder Hubschrauber explodiert? Nein, das Feuer war zu groß. Es leuchtete ein wenig südöstlich von ihnen und erhellte die Nacht wie eine Leuchtfackel.

Wie eine Leuchtfackel.

Cao steuerte das Boot nach Norden, weg von der Explosion. Wells berührte ihn an der Schulter und deutete auf den weißen Feuerball, der allmählich seine Form verlor und immer noch hell brennend mit den Wolken verschmolz. »Fahren Sie dorthin.«

»Dorthin?«

»Das ist für uns.«

Unglücklicherweise waren die Chinesen offensichtlich zu derselben Schlussfolgerung gelangt. Die Hubschrauber flogen dröhnend auf den Ort der Explosion zu und ließen ihre Scheinwerfer über die Wellen gleiten. Auch Jets kamen hinzu. Wells konnte sie zwar nicht sehen, aber er hörte das Heulen ihrer Motoren. Während sie nach Westen fuhren, erhellte sich der Himmel, denn das gigantische Feuer erzeugte einen trübgelben Schein. Ein Hubschrauber hätte nie so eine gewaltige Explosion bewirken können. Vielleicht hatte man irrtümlich eine 747 abgeschossen. Vielleicht war es auch kein Flugzeug, sondern eine Art Öltanker.

Die gute Nachricht war, dass die Chinesen anscheinend keine Boote vor ihnen hatten. Durch die Hitze der Explosion wurde es auch für die Hubschrauber schwierig, sich allzu weit anzunähern.

Auch Wells wollte dem Feuerball nicht zu nahe kommen. Während sie auf die brennende Säule zufuhren, verstärkte sich der Gestank nach brennendem Benzin in der Luft. Da war aber noch etwas anderes, eine Art Plastik, etwas, das Wells nicht genau definieren konnte. Weiter vorn flogen brennende Glutteilchen durch die Luft wie Funken, die von einem Grill wegspritzten. Seltsamerweise brannten sie weiter, auch wenn sie auf dem Wasser landeten. Wells hielt sich die Hand schützend vor die Augen, während er zu dem Feuerball hinübersah. Er entdeckte sogar größere Flächen, wo das Meer selbst Feuer gefangen zu haben schien. »Napalm«, sagte er laut.

Cao riss das Boot hart nach Norden herum. Wells stützte sich an den Seitenwänden ab und biss die Zähne zusammen. Seine Rippen hatten ihn erneut daran erinnert, dass sie gebrochen waren.

Dann erhellte eine gewaltige zweite Explosion die Nacht – vielleicht ein Treibstofftank. Während die Druckwelle das Boot zum Schwanken brachte, legte Wells die Hand auf den Mund, um sich vor dem Rauch zu schützen. Er wusste, dass sie in dem plötzlichen Licht wie auf einem Präsentierteller zu sehen waren. Gerade als das Leuchtfeuer verlosch, sauste ein Jet schnell und tief mit rot blinkenden Begrenzungsleuchten an ihnen vorüber. Der Ausstoß seiner Düsen wirbelte Wellen auf, die das Boot durchrüttelten.

»Nahe«, sagte Cao.

Der Kampfjet schoss heulend davon.

Ungefähr drei Minuten später kehrte er für einen nächsten Überflug zurück. Diesmal warf er von den Tragflächen rote Leuchtraketen ab. Auch wenn er sie nicht direkt traf, war er zu nahe, denn die Lichter waren auch durch den dichten schwarzen Rauch schwach zu erkennen, der in der Luft schwebte. Zwei Hubschrauber – einer aus dem Norden, der andere aus dem Süden – näherten sich den Leuchtraketen wie die Schneiden einer Schere, die sich schloss.

In diesem Augenblick entdeckte Wells die Lichter eines Schiffes, auch wenn sie durch den Rauch kaum zu erkennen waren. Im Osten, nicht im Westen. In Richtung Südkorea.

»Cao.« Wells deutete auf die Lichter.

»Könnten sein Chinesen.« Dennoch schwang Cao das Ruder herum und wendete das Boot nach Osten, direkt hinein in den schmutzig schwarzen

Ruß. Die Hubschrauber kamen näher, konnten jedoch nicht blind fliegen. Wells schloss die Augen und versuchte, nicht zu atmen. Dann drehte sich der Wind, der Rauch lichtete sich und die Hubschrauber kamen wieder näher. Die Scheinwerfer strichen über sie, und trafen den Rumpf des Bootes mit ihrem Licht. Hinter ihnen eröffnete ein schweres Maschinengewehr das Feuer auf sie. Erst rechts, dann links vom Boot spritzte das Wasser hoch. Cao machte eine scharfe Kehre nach backbord, mitten in das Zentrum des Infernos, wo der Rauch am dichtesten war. Wells blieb nichts übrig, als sich zu ducken.

Die Scheinwerfer strichen erneut über sie, und wieder wühlte das Maschinengewehr rund um sie Wellen auf. Es war ein wütendes, hartes Rasseln, das jedes andere Geräusch ausblendete. Bis Cao aufschrie. Ein kurzer, scharfer Schrei. Dann stürzte er zusammen. Sein Körper sank über den Außenbordmotor.

Dadurch wurde der Motor aus dem Wasser gehoben, sodass das Boot jetzt nur noch dahinkroch. Eine glückliche Pause, denn nun befanden sich die Hubschrauber vor dem Boot, und auch der Wind hatte erneut gedreht und hüllte die Hubschrauber mit Rauch ein. Wells kroch quer über das Boot zu Cao hinüber. Der General war tot, sein Hals und seine Brust waren aufgerissen. »Verdammt«, sagte Wells in dem Wissen, dass er Cao schon bald folgen würde. Sobald der Wind genug drehte, um den Hubschraubern klare Sicht für einen Schuss zu bieten. Er stieß Cao zur Seite und tauchte den Motor wieder in das Wasser. Dass er nicht erkennen konnte, wohin er fuhr, war mittlerweile wohl gleichgültig.

Dann hörte er über sich das Knirschen von Metall auf Metall, augenblicklich gefolgt von einer gewaltigen Explosion. Kaum zweihundert Meter entfernt, und sie kam von Sekunde zu Sekunde näher. Wells zog den Kopf ein, während Splitter verbogenen Metalls an ihm vorüberschossen.

Sie waren kollidiert. Dadurch, dass der Wind gedreht hatte, waren die Hubschrauber blind geflogen. Und in ihrer Gier, ihn zu töten, waren sie einander zu nahe gekommen, in der Dunkelheit zusammengekracht und beide abgestürzt. Diese rußige Wolke hatte ihm das Leben gerettet. Wells hob den Motor aus dem Wasser und sah sich um. Er versuchte,

sich in der dunklen stickigen Luft zu orientieren. Weit hinter sich hörte er Hubschrauber. Irgendwo über sich einen Jet.

Und vor sich eine Stimme. Durch einen Lautsprecher. Auf Englisch. Jemand rief seinen Namen.

Er schloss die Augen, tauchte den Motor ins Wasser und steuerte auf die Stimme zu.

Epilog

Einen Monat später

»*Cerveza, por favor*. Nein, gleich zwei. *Dos*.« Keith Robinson hielt zwei Finger hoch und beobachtete, wie sie in der dumpfen Luft der Bar zu schweben schienen, als wären sie gar nicht mit seinem Körper verbunden. Keith Edward Robinson, ehemaliger Mitarbeiter der Central Intelligence Agency. Jetzt in Freiheit und auf Jobsuche.

»Braucht hier jemand einen Spezialisten für Gegen-Gegenspionage?«, murmelte er in den leeren Raum. In der Ecke lief die Fernsehübertragung eines Fußballspiels zweier lokaler Mannschaften, die den Ball lustlos hin und her kickten.

Der Barkeeper, ein massiger dunkelhäutiger Mann mit einer langen weißen Narbe an seinem rechten Arm, knallte die zwei Polar-Bier vor ihm auf den Tresen. Sie gesellten sich zu dem halben Dutzend weiterer Flaschen, die – mittlerweile geleert – vor Robinson standen. »Zehn Dollar«, sagte er auf Englisch.

»Zehn Dollar? Das letzte Mal waren es noch zwei Bolivar« – etwas weniger als ein Dollar.

»Zehn Dollar.«

»Okay, okay. Ich bin ein Lover, kein Kämpfer.« Vor allem drängte es Robinson jedoch, etwas gegen den Druck auf seiner Blase zu unternehmen. Die Hauptader zu entleeren, wie man in der Branche sagte. In welcher Branche? Als er aus dem Bündel Dollar- und Pesonoten, die er in seine Geldbörse gestopft hatte, einen zerknitterten Zwanzigdollarschein herauszog, verschwamm der Raum vor seinen Augen. Jetzt wünschte Robinson, er hätte nicht so viel Geld mitgenommen. Der Anblick der Scheine hatte zweifellos die plötzliche Preissteigerung bewirkt. Der Barkeeper zog die Banknote aus Robinsons schwankenden Fingern und ging davon.

»Vergiss mein Wechselgeld nicht«, rief ihm Robinson hinterher, während er auf die Bar trommelte. »Hey, ich meine es ernst.« Aber der kleine braune Mann war schon verschwunden. »Mir gefallen deine Manieren gar nicht«, murmelte er. »Weine nicht um mich, Venezuela.« Er hob das Bier an die Lippen und nahm einen langen Zug. Besser. Er

war betrunken, so betrunken wie das betrunkenste Stinktier. Mittlerweile wusste er nicht einmal mehr, warum er trank. Durch mehr Alkohol konnte er gar nicht noch betrunkenener werden. Aber er war immer noch wach, und bei Bewusstsein zu sein, genügte ihm derzeit schon als Grund, um sich zu betrinken.

Allerdings machte es nicht einmal mehr Spaß. Im Gegenteil, sich zu betrinken, war schon regelrecht Arbeit. Jeden Morgen hatte er das Gefühl, als hätte ihn jemand mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen. Und in nicht allzu ferner Zukunft würde dieses Gefühl nicht mehr rein metaphorisch sein, so viel wusste er. Er hatte die falsche Bar, die falsche Hure und das falsche Hotel gewählt. Irgendwann würde er mit gebrochener Nase und einem Messer zwischen den Rippen enden. Als ob ihm das noch etwas ausmachte. Er war ein gesuchter Verbrecher. Selbst hier im Süden hatte man in den Zeitungen über ihn geschrieben. Vor ein paar Tagen hatte er den Schock seines Lebens, als er sein Bild im Fernsehen sah. Zumindest war er jetzt endlich eine Berühmtheit. Er würde lieber in einem Hotelzimmer in Caracas sterben, als in einer Einzelzelle im Supermax zu verrotten.

Selbstverständlich spukte in seinem Gehirn immer noch ein Plan herum. Nicht wirklich ein Plan, wohl eher ein einziges Wort: Kuba. Die Kubaner würden ihn lieben. Sie liebten alles, womit sie der amerikanischen Regierung eins auswischen konnten. Zum Teufel, Venezuela würde ihn ebenfalls nicht ausliefern. Auch hier hasste man die Amerikaner. Aber sobald er seine Anwesenheit offiziell bekannt gäbe, könnte er sich nicht mehr nach Lust und Laune frei bewegen. Er wäre ein Tauschobjekt, das in dem Augenblick eingesetzt würde, wenn seine Gastgeber die Beziehungen zu Washington wieder verbessern wollten. Deshalb hatte er sich entschieden, vorerst den Kopf einzuziehen. Bei diesem Gedanken verlor er das Gleichgewicht, taumelte zur Seite und stieß dabei die beiden Bierflaschen um. Ein goldenes Rinnsal aus Bier lief an der Bar hinunter.

»¡Putá!«, rief der Barkeeper. »Hinaus!«

»Haben Sie doch ein wenig Mitgefühl, *hombre*«, gab Robinson zurück.

»Ich wollte doch nur einen Cocktail.«

Der Barkeeper zeigte jedoch bloß schweigend erst auf Robinson und dann auf die Tür, wie Gott, der Adam aus dem Garten Eden verwies.

Robinson taumelte in die enge Gasse hinaus. Er sah auf die Uhr: 9:40. Wie war es möglich, dass es erst 9 Uhr 40 war? Er musste noch viele Stunden trinken, ehe er genügend erschöpft sein würde, um einzuschlafen.

Eine Hand berührte ihn an der Schulter. Rechts von ihm stand eine dunkelhäutige Frau in einem kurzen Jeansrock. Sie hatte Beine wie ein Linebacker. Ein verblassendes Veilchen schimmerte durch das Make-up unter ihren müden Augen. Das Mädchen seiner Träume.

»Date, Mister?« Ihr Atem stank nach Pisco, einem Weinbrand, der wie Terpentin brannte. Selbst Robinson versuchte, ihn zu meiden.

»Du hast mich schon beim ersten Wort eingefangen.« Er nahm sie am Arm und ging mit ihr davon.

Der Stylist strich mit der Hand über Pierre Kowalskis Kopf. »Sehen Sie, Monsieur Kowalski«, sagte er. »Ich habe Ihnen versprochen, dass der Makel nur vorübergehend sein wird. *Et voilà*. Wenn Sie diese Salbe verwenden, wird alles wieder gut.«

Und tatsächlich wuchs Kowalskis Haar wieder nach, schütter und vorsichtig wie Gras nach einem langen Winter. Als Junge war er hübsch gewesen. Er selbst sah sich immer noch so, trotz seines Dreifachkinns, seinen Brüsten, die in C-Cups gepasst hätten, und seiner Taille von einhundertdreißig Zentimetern. Aber niemand konnte ihn überzeugen, dass sein Kopf derzeit gut aussah. Als man das Isolierband abnahm, hatte man auch Hautstücke und Haar mitgerissen. Er sah aus wie ein Patient, der eine Chemotherapie machte, nur fatter und weniger sympathisch.

»Ausgezeichnet, J. P.«, sagte Kowalski, während er ihm mit der Hand bedeutete zu gehen. Der Stylist stürmte augenblicklich aus Kowalskis Büro, einem quadratischen Raum, der mit einer Holztäfelung ausgestattet und berühmten Waffen geschmückt war. Rommels private Luger. Ein Säbel, den Napoleon getragen hatte.

Jetzt, wo er allein war, sah Kowalski auf den Zürichsee hinaus und die Berge dahinter. Endlich Frieden.

Aber dieser Zustand hielt nicht lange an. Vor seinem Büro hörte er Schritte. Schnelle, junge Schritte auf hohen Haken. Natalia, seine derzeitige Favoritin. »Nicht jetzt«, sagte er, ohne sich überhaupt die

Mühe zu machen, sich umzudrehen, als sie hereinkam.

»Pierre ...«

»Nicht jetzt. Wenn du einen Scheck brauchst, sag es Jacques.«

Sie verschwand.

Nachdem die Chinesen vor ein paar Tagen verkündet hatten, dass Li Ping aufgrund nicht näher definierter »Verbrechen gegen den Staat« verhaftet worden war, hatte er sich mehr oder weniger versteckt.

Er hatte zu Recht vermutet, dass die USA dahintergekommen waren, dass Li ihn benützt hatte, um den Taliban zu helfen, und dass sie die entsprechenden Beweise an Lis Feinde im Ständigen Ausschuss weitergegeben hatten.

Zwei angsterfüllte Tage lang hatte sich Kowalski gefragt, ob die USA nun auch hinter ihm her waren. Dann hatte er von Freunden in Langley und dem Pentagon gehört, dass er sicher war. Sowohl die USA als auch China hatten sich entschlossen vorzugeben, dass ihre Konfrontation nicht stattgefunden hatte. China entschuldigte sich für den Torpedoangriff auf die *Decatur* – Peking bezeichnete den Angriff als »tragischen und unnötigen Unfall« – und stimmte zu, eine Milliarde Dollar als Entschädigung an die USA und die Matrosen auf dem Schiff zu bezahlen. Zudem beendeten die Chinesen stillschweigend ihre Atomunterstützung für den Iran und übergaben der amerikanischen Navy einen voll funktionsfähigen Typhoon-Torpedo zur Rückwärtsentwicklung – ein ironischer Beweis für den neuen militärischen Fortschritt Chinas. Im Gegenzug zahlten die USA den Familien der Studenten, die bei der Kollision der *Decatur* mit dem Fischkutter ertrunken waren, mehrere Millionen Dollar. Keine der beiden Seiten wollte auf Kowalskis Beteiligung hinweisen oder eingestehen, dass Li die Taliban finanziert hatte. Immerhin hatte Li die USA ebenso manipuliert wie seine eigene Regierung. Weitere Enthüllungen hätten nur weiteren Gesichtsverlust auf beiden Seiten bedeutet.

Kowalski wusste, dass er die Sache ruhen lassen sollte. Er war der Strafe entkommen. In der Regel war er stolz darauf, nicht in Auseinandersetzungen verwickelt zu werden. Seine prahlerischen Kunden fochten die Kämpfe aus. Er verkaufte ihnen nur das

entsprechende Gerät, nicht mehr. Aber diesmal ließ ihn seine Vernunft im Stich. Präsidenten und Generäle baten ihn um die Waffen, die sie brauchten. Er war niemandes Diener, niemandes Nutte. Niemand berührte ihn ohne Erlaubnis.

Aber jede Nacht, wenn er die Augen schloss, fühlte er das dicke silberfarbene Band quer über seinem Gesicht und die Hände, die seinen Hals zudrückten. Was für eine Frechheit. Das war schon jenseits von Frechheit. Es war wie ein Stein im Schuh, der ihn bei jedem Schritt störte. Er durfte es nicht zulassen. Er musste den Namen des Mannes und der Frau erfahren, die ihm das angetan hatten.

Selbstverständlich arbeiteten sie für die USA. Li Pings Verhaftung war der Beweis dafür. Aber sogar seine beiden besten Informationsquellen, zwei ehemalige CIA-Agenten, die nun eine PR-Agentur in Reston leiteten, waren nicht imstande gewesen, das Geheimnis rund um die China-Sache zu lüften. Jeden Morgen nagte die Frage an Kowalski. Dann fand Anatoli Tarasow, ein ehemaliger KGB-Agent, der seinen Sicherheitsdienst leitete, die Antwort.

»Wir wollen wissen, wer dich in East Hampton überfallen hat. Warum fragen wir dazu in Washington nach? Sprechen wir doch lieber mit der Polizei in East Hampton.«

Kowalski wusste, dass Tarasow recht hatte. Es hätte ihnen schon früher auffallen müssen. *Selbstverständlich* war die Polizei informiert. Warum war sie ansonsten in jener Nacht so spät bei seinem Haus aufgetaucht? Warum hatten sie nicht stärker darauf gedrängt, dass er und seine Männer im Land bleiben mussten, bis die Untersuchung abgeschlossen war.

»Ich meine nicht, dass du sie direkt fragen sollst ...«

»Ich verstehe schon, Anatoli.«

Und nachdem ein Privatdetektiv aus Long Island zwei Tage lang mit Cops in deren Freizeit Bier getrunken hatte, fand er die Antwort, die Kowalskis teure Informanten in Washington nicht in Erfahrung hatten bringen können. »Nicht zu fassen. Wirklich? *Er* war hier in der Stadt?« Der Detektiv gab den Namen an den Anwalt in Queens weiter, der ihn angeheuert hatte. Von Queens sprang die Information über den East River in eine renommierte Anwaltskanzlei in Manhattan, machte eine Kehrtwendung, kreuzte den Atlantik und landete im Büro eines

Ermittlungsbeamten in Genf. Erst auf diese Weise sorgfältig weiß gewaschen, erreichte John Wells' Name Kowalskis Château in Zürich.

Kowalski hörte, wie sich leise Schritte näherten, und drehte sich genau in dem Augenblick um, als Tarasow hereinkam. Der Russe war mittelgroß und gedrungen und hatte die gebrochene Nase und die breite Brust eines Halbschwergewichts, die er gern in eng geschnittenen weißen Hemden zur Schau stellte. Vor allem wenn er betrunken war, hatte er ein sehr aufbrausendes Temperament. Kowalski hatte einmal gesehen, wie er den Türsteher eines Moskauer Klubs beinahe zu Tode geprügelt hatte, weil dieser seine Freundin zu lange angesehen hatte. Als Leiter seines Sicherheitsdienstes war er ausgezeichnet, und Kowalski zahlte ihm auch genug, um sich seiner Loyalität zu versichern.

»John Wells«, sagte Tarasow. »Es tut mir sehr leid, dass ich ihn nicht getroffen habe.« Tarasow war in Zürich geblieben, um sich um das Anwesen zu kümmern, solange sich Kowalski in den Hamptons aufhielt.

»Mir auch, Anatoli.«

»Was soll ich tun?«

Kowalski schüttelte den Kopf. Er konnte John Wells unmöglich verfolgen. Und doch. Nein. Das war Wahnsinn.

Tarasow stand neben Kowalski. Gemeinsam blickten sie auf den ruhigen See hinaus. Tarasow schob den Kopf vor und runzelte seine eingeschlagene Nase wie ein Pitbull, der von der Leine gelassen werden wollte. »John Wells«, wiederholte er.

»Und die Frau? Wer war sie?«

»Das weiß ich noch nicht. Zweifellos auch von der Agency. Wir werden es noch herausfinden.«

»Würdest du mich als einen Mann bezeichnen, der Wort hält, Anatoli?«

»Selbstverständlich«, sagte Tarasow.

Kowalski zog die Schreibtischlade auf, in der er seine persönliche Pistole aufbewahrte, eine Glock 19. Einfach, wirkungsvoll, nicht zu teuer, und kein ausgefallenes Spielzeug, wie die Waffen, die er den Afrikanern verkaufte. Er nahm die Pistole aus dem Halfter, zielte über den See und steckte sie wieder zurück.

»Ich habe dem Mann, der mich überfallen hat, versprochen, dass ich es

ihm zurückzahlen werde. Wer auch immer er ist. Und ich glaube ... ich muss mein Versprechen halten.«

Als Li Ping Schritte im Gang hörte, zog er sich von dem Feldbett hoch und stellte sich vor die schwere Stahltür, die seine Zelle verschloss. Eine Klappe in der Tür glitt auf, und ein Plastiktablett fiel in Lis Hände.

»Danke.«

Als Antwort schloss sich die kleine Durchreiche klirrend. Li sah auf sein Mittagessen hinunter. Eine Tasse lauwarmen Tee, eine überreife Orange und eine Schüssel Reissuppe. Und natürlich die Pillen.

Li war in Einzelhaft in einer Betonzelle des militärischen Hochsicherheitsgefängnisses am Stadtrand von Peking. Die Gefängniswärter hatten gelacht, als er darum gebeten hatte, seine Frau zu sehen. Allerdings hatten sie ihm in den letzten Tagen Exemplare der *China Daily* gegeben, der offiziellen Parteizeitung, sowie von ein paar mehr oder weniger unabhängigen Tageszeitungen aus Peking.

Es war jedoch kein Akt der Nächstenliebe, ihm die Zeitungen zu schicken. Zhang und der Ständige Ausschuss wollten ihn wissen lassen, dass seine Lage hoffnungslos war. Sie hatten sich geeinigt, ihn als verbrecherischen General darzustellen, der China aus Eigennutz an den Rand des Krieges getrieben hatte. Während der letzten Tage der Krise habe Li entgegen gültigen Gesetzen den Angriff auf die *Decatur* befohlen, sagten sie. Zudem ließen sie durchblicken, dass Li möglicherweise im Auftrag Russlands gehandelt habe, um China zu schwächen. Selbstverständlich war dies eine Lüge. Sie hatten dem Angriff auf die *Decatur* zugestimmt, und sie wussten, dass er weder für Russland noch für sonst jemanden arbeitete.

Aber das war einerlei. Zhang hatte gewonnen. Li würde den Augenblick nie vergessen, als Zhang dem Ständigen Ausschuss die Dokumente vorlegte, die bewiesen, dass Li Finanzmittel der Armee verwendet hatte, um die Taliban zu unterstützen. Zhangs triumphierenden Blick. Die Wut der anderen Mitglieder des Ständigen Ausschusses, das Entsetzen auf den Gesichtern jener Männer, die nichts mehr hassten, als überrascht zu werden. Doch sie fanden ihre Stimmen rasch wieder. Sie schimpften und wetterten, beschuldigten ihn des Verrats und erklärten, dass er beinahe

Chinas Fortschritt zerstört habe. Zhang lächelte nur, als ihn einer nach dem anderen anprangerte. Li machte sich erst gar nicht die Mühe zu leugnen, was er getan hatte. Er hatte versucht, China zu retten. Wenn ihn diese Feiglinge dafür bestrafen wollten, sollten sie es doch tun.

Zhang war vor einigen Tagen in seine Zelle gekommen. Kurz nachdem er die ersten Zeitungen erhalten hatte. An diesem Tag hatte Li auch drei übergroße Pillen zu seinem Mittagessen bekommen, zwei weiße und eine dritte, blaue. Obwohl sie nicht gekennzeichnet waren, erkannte Li ihren Zweck. Er ließ sie unberührt, beendete sein Mahl und gab das Tablett zurück. Einige Minuten später öffnete sich seine Zellentür, und Zhang trat ein. »General.«

»Minister. Sind Sie wegen der Pillen gekommen? Ich biete sie Ihnen gern an.«

»Sie waren immer schon großzügig.«

»Und Sie waren immer schon ein Dieb.«

»Wenn Sie nicht so ein Narr wären, wären Sie gefährlich, Li. Sehen Sie denn nicht, dass Sie beinahe einen Krieg ausgelöst haben? Knochen, die zu Asche werden, zu Ihrem Ruhm.«

»Die Amerikaner hätten sich zurückgezogen. Dank Ihres Eingreifens haben sie die chinesische Nation gedemütigt.«

»Glauben Sie das wirklich? Hat sich irgendetwas verändert? Jeden Tag kaufen sie Stahl, Fernsehapparate und Computer. Jeden Tag schicken sie uns mehr Geld. Jeden Tag wächst unsere Wirtschaft schneller als ihre.«

»Und jeden Tag stehlen Sie mehr vom Volk. Jeden Tag sterben mehr Bauern an Hunger aufgrund Ihrer Verbrechen. Man darf einen Helden nicht nach Sieg oder Niederlage beurteilen.«

»Einen Helden?« Zhang lachte. »Sie sind ein verwirrter alter Ochse, den wir schon vor Jahren zermalmten hätten sollen. Warum glauben Sie, hat das Volk sich nicht aufgelehnt, als wir Ihre Verhaftung verkündeten? Warum glauben Sie, sind sie still vom Tiananmen-Platz nach Hause gegangen, als wir sie dazu aufforderten?«

»Weil sie Angst hatten.«

»Weil sie zufrieden sind mit ihrem Leben. Und mit der Wirtschaft.«

»Die Wirtschaft schrumpft.«

Zhang schüttelte den Kopf. »Das Wachstum steigt wieder an, Li. Das Volk ist klüger als Sie. Es respektiert die Partei. Es weiß, dass China schon bald mächtiger sein wird als die USA. Wir verkaufen ihnen Autos, Flugzeuge, alles. Und dann werden wir herrschen. Was Sie getan haben, war nicht notwendig.«

»Eines Tages wird das Volk die Tore von Zhongnanhai stürmen. Sie werden schon sehen.«

Zhang lächelte das tolerante Lächeln eines Mannes, der etwas Unsinniges vernommen hatte und jetzt nicht mehr zuhörte. »General. Die Welt stürzt nicht ein, wenn ein paar Migranten hungern. Nicht alle können reich sein. Nun gut. Wenn Sie die Pillen nicht nehmen wollen, dann tun Sie es eben nicht. Sie haben die Wahl. Aber vergessen Sie nicht, dass Sie auch Familie haben. Bislang glaubt die Partei nicht, dass Jiafeng« – Lis Ehefrau – »von Ihren verräterischen Handlungen wusste. Wenn diese Situation jedoch anhält, könnten wir auch zu einer anderen Schlussfolgerung gelangen.«

Zhang trat aus der Zelle in den Betongang hinaus. Li schwieg. Er würde nicht um sein Leben betteln. Diese Genugtuung würde er Zhang nicht geben. Er hätte wissen müssen, dass diese feigen Bastarde seine Familie gegen ihn verwenden würden.

»Achten Sie darauf, erst die blaue Pille zu nehmen, General.« Nach diesen Worten ging Zhang davon, während die Tür hinter ihm krachend ins Schloss fiel.

Seitdem war Zhang nicht wiedergekehrt. Die heutige Ausgabe der *China Daily* bewies jedoch, dass er nicht bluffte. Im Leitartikel erklärte der Ständige Ausschuss, dass nun in Lis Sache eine »breit angelegte Korruptionsuntersuchung« eingeleitet worden sei. Sie wollten, dass er verschwand, ohne hässlichen öffentlichen Prozess, und wenn er sich weigerte, würden sie seine Familie zerstören.

Li beendete seinen lauwarmen Tee und trank den Rest seiner Wassersuppe. Er war dem Erfolg so nahe gewesen. Selbst jetzt noch war er überzeugt, dass die Amerikaner klein beigegeben und ihre Schiffe aus dem Ostchinesischen Meer zurückgezogen hätten. Er hätte China regiert. Wie konnte Cao ihn nur verraten? Bitterkeit, unendliche Bitterkeit.

Li hätte gern mit seiner Frau und seinen Söhnen gesprochen, um ihnen zu erklären, was er getan hatte. Er hätte gern ein letztes Mal den Tiananmen-Platz gesehen, wäre gern ein letztes Mal an den Seen von Zhongnanhai entlanggelaufen. Aber er hatte keine Möglichkeit mehr, sein Schicksal selbst zu wählen. Keiner seiner Wünsche würde Wirklichkeit werden. Nur die Pillen waren Wirklichkeit. Er nahm sie von seinem Tablett. Sie waren nahezu gewichtslos. Kaum zu glauben, dass sie einen Körper zerstören konnten, den er in jahrelangem Training aufgebaut hatte, diesen Körper, der sogar einen Krieg unbeschadet überstanden hatte.

Die blaue Pille zuerst. Li steckte sie in den Mund und schluckte sie entschlossen hinunter. Dann schloss er die Augen und zählte bis dreißig, wobei er in seinem Geist Mao in seinem Monument auf dem Tiananmen-Platz sah. Als er die Augen wieder öffnete, schienen die Betonwände seiner Zelle zu schmelzen. Bevor auch sein Gehirn zu schmelzen beginnen würde, steckte er die beiden anderen Pillen in den Mund und schluckte sie hinunter. Und dann blieb ihm nichts anderes, als zu warten.

Die schwarze CB1000 rollte mit brummendem Motor den Memorial Drive entlang und hielt fast am Ende des Parkplatzes neben drei Harleys, die mit POW/MIA Aufklebern geschmückt waren. Wells und Exley stiegen ab, holten sich im Besucherzentrum einen Lageplan und gingen zu Sektion 60, die im jüngsten Teil des Arlington National Cemetery lag. Jenseits der Tore schimmerten die grünen, sanft ansteigenden Hügel im Sonnenlicht in beinahe überirdischer Schönheit. Saubere weiße Grabsteine ragten wie Drachenzähne aus der Erde. Eichen boten hin und wieder etwas Schatten. Der süße Duft von frisch geschnittenem Gras lag in der Luft. Eine Stadt von Toten, insgesamt dreihunderttausend Gräber. Die Hässlichkeit des Krieges zu Pracht gewandelt, so wie es Politiker – und die Zivilisten im Allgemeinen – vorzogen, dachte Wells. Tag für Tag hielt man in Arlington fünfzehn bis dreißig Begräbnisse ab. Größtenteils Veteranen aus dem Zweiten Weltkrieg, aus Korea und Vietnam, aber auch einige Soldaten, die während ihres Einsatzes im Irak getötet worden waren. Als Wells und Exley über einen Hügel gingen,

kamen sie an einer Trauergesellschaft vorüber, die auf den Beginn der Zeremonie wartete. Sechs Personen saßen unter einem Baldachin, fünf Frauen und ein Mann, alle über achtzig. Der Mann war jämmerlich dünn, seine Unterarme so hager wie abgekaute Maiskolben. Zweiter Weltkrieg, vermutete Wells.

Jenseits des nächsten Hügels stießen sie auf ein weiteres Zelt. Diesmal überstieg die Menge das Platzangebot unter dem Sonnendach. In der ersten Reihe klammerten sich zwei Kinder an eine Frau, die ein langes schwarzes Kleid trug. Die Frau blickte auf den Sarg vor sich, ihr Körper vor Kummer erstarrt. Irak? Afghanistan? Wie viele Kinder würden in diesem Jahr nach Arlington kommen, fragte sich Wells. Und wie viele im nächsten Jahr? Und im Jahr darauf? Und wie würde die Geschichte jene Anführer beurteilen, die ihre Eltern in den Tod geschickt hatten?

Schließlich fanden sie das richtige Grab. Greg Hackett. Der junge Sergeant, der auf dem Felsplateau in Afghanistan verblutet war. Gregory Adam Hackett. Er war bei der Erfüllung seiner Pflicht ehrenhaft gestorben. Das war mehr, als die meisten Männer sagen konnten. Auf jeden Fall mehr als Pierre Kowalski, dachte Wells. Während der letzten vier Wochen, in denen seine Rippen verheilt waren, hatte er immer wieder über den Waffenhändler nachgedacht. Ein Teil von ihm hoffte, dass er Kowalski eines Tages wiedersehen würde, um das schmutzige Geschäft des Mannes endgültig zu zerschlagen. Aber es würde einen anderen Kowalski geben, und noch einen, solange es Männer gab, die nach Land, Geld oder Macht strebten.

Also für immer.

Außerdem war er nicht hierhergekommen, um über Kowalski nachzudenken. Er wollte sich an Hackett erinnern. Stattdessen glitt sein Geist seitwärts zu dem Taliban, dem er in der Nacht, in der Hackett starb, das Hirn aus dem Kopf gepustet hatte. Er sah deutlich vor sich, wie der Schädel des Mannes splitterte, als wäre er in Afghanistan und nicht in Virginia, als würde er die Nacht nochmals durchleben. Er schloss die Augen und sank zu Boden.

Ihm war es so leicht gefallen, den Taliban zu vernichten, wie der Durchschnittsbürger eine Fliege totschrug. Er hatte so viele Menschen

getötet, dass das Töten schon automatisch ging, wie ein Reflex. Erst nachdem alles vorüber war, erkannte er mit Entsetzen, was er getan hatte. Erst jetzt.

Wells wünschte, dass er weinen könnte. Aber er weinte nie. Stattdessen legte er den Kopf auf die Erde, schloss die Augen und betrachtete den Film über all jene Männer, die er getötet hatte, und der sich jetzt in seinem Geist wie auf einer Leinwand abspulte. Vergib uns, denn wir wissen nicht, was wir tun.

»John.« Als er fühlte, wie sich Exleys dünne Arme um ihn schlangen, hob er den Kopf und zwang sich, die Augen zu öffnen.

»Ich weiß nicht, ob ich es je wieder tun kann.«

»Du musst es nicht tun, John. Du kannst jederzeit aufhören.«

Doch noch ehe Exleys Worte über den Friedhof emporstiegen, nach Süden zum Pentagon schwebten und zurück in seine Vergangenheit, und noch ehe sie sich mit allem vereinten, was je geschehen war, und mit allen, die je gelebt hatten oder gestorben waren an einem Ort, den es nie gegeben hatte wusste Wells, dass sie Unrecht hatte.

Er würde nie aufhören.

Danksagung

Während meiner Büchertour für *Kurier des Todes* – den Vorgänger dieses Romans – hatte ich das Glück, in Boston die reizende und talentierte Dr. Jacqueline Basha kennenzulernen, eine wundervolle Frau und wundervolle Leserin. Ohne Jackie würde es John Wells – und seinem Schöpfer – deutlich schlechter gehen.

Ich danke auch:

Meinem Bruder David, der bei der Entwicklung der Geschichte dabei war. Neil Nyren, dessen Vorschläge immer genau den Punkt trafen. Heather Schroder, die keine Angst davor hat, für ihre Autoren zu kämpfen. Deirdre Silver, eine sorgfältige und nachdenkliche Leserin. Mark Tavani und Jon Karp, die John Wells schon kannten, als er noch einen anderen Namen trug. Larry Ingrassia und Tim Race, meinen Redakteuren bei der *New York Times*, die mir mehr freie Tage gewährten, als mir zustanden.

Und nicht zuletzt allen Lesern, die mir E-mails geschrieben haben (alexberenson@gmail.com), um mir zu sagen, wie gut (und in einigen wenigen Fällen auch wie schlecht) ihnen *Kurier des Todes* gefallen hat. Es ist nicht leicht, ein Buch zu schreiben, aber nur das Wissen, dass es Menschen gibt, die es tatsächlich lesen – und denen es wichtig genug ist, um zu antworten – ist all die Mühe wert.